



FRIEDRICH CHRISTIAN
PRINZ ZU SCHAUMBURG-LIPPE

Dr. G.

Ein Porträt des Propagandaministers

LIMES VERLAG WIESBADEN

2. Auflage 1964

Druck: Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden
Einband: Karl Hanke, Düsseldorf
Umschlagentwurf: Werner Schreib, Frankfurt/M.
Printed in Germany

Ich bekenne zuvor

daß es mir sehr schwer fällt, dieses Buch zu schreiben. Und daß ich es niemals geschrieben hätte, wenn ich es nicht als beschämend empfunden hätte, daß mir ausgerechnet ein namhafter, politisch absolut konträrer Journalist sagte, ich sei moralisch verpflichtet, dies zu tun. Deswegen verpflichtet, weil außer mir niemand mehr existiere, der aus eigener Kenntnis des Menschen Goebbels dazu in der Lage sei. — „Es gibt Menschen", sagte er, „die ihn immer noch bewundern, und es gibt viele, die ihn hassen — aber die meisten sind sich darin einig, daß sie ihn für einen der interessantesten Männer in der Hierarchie des Dritten Reiches ansehen."
Ich habe während zwölf Jahren Goebbels erlebt. Ich kann ihn nur so schildern, wie ich ihn sah. Ob ich ihn richtig gesehen habe, weiß ich nicht. Ich war nur während der drei ersten Jahre des Dritten Reiches sein Adjutant und daher ständig um ihn, später noch einige Male für jeweils kurze Zeit vertretungsweise. Aber durch all jene Jahre gehörte ich seinem Ministerium an und blieb mit ihm und seiner Familie in persönlicher Verbindung bis zum 6. April 1945, bis kurz vor seinem und des Dritten Reiches Ende.
Mancherlei Aufzeichnungen, die ich aus jenen Jahren noch besaß, waren mir bei meiner Arbeit wertvoll. Ich freue mich darin feststellen zu können, wie ich ihn nie ohne Skepsis beobachtete.
Sooft wie möglich lasse ich ihn selbst sprechen. Das laute Denken in Gegenwart eines Partners war charakteristisch für ihn. Ich mußte ihn zeigen, wie er mir erschien, mußte ihn loben und schimpfen, preisen und fluchen lassen — wie ich es von ihm gehört habe.

Es geht in diesem Versuch eines Porträts nicht darum, ob er im Einzelfall recht hatte oder nicht, ob es gut war oder vom Übel, was er vorhatte. Was er über Hitler, Göring, Ribbentrop, Himmler, die Parteifunktionäre, SS oder SA sagt, ist seine und nicht meine Meinung. Die meinige war oft entgegengesetzt, ist hier aber uninteressant.
Ich skizzierte ihn sorgsam — je mehr ich aber sein Gesicht studierte, um so unsicherer wurde ich. Wie eine düstere Begleitmusik hörte ich furchtbare Vorwürfe und das Echo der großen Katastrophe. Manchmal überkam mich das so stark, daß ich kaum die Kraft aufbrachte, weiterzuschreiben. Ich fürchtete mich im Strudel entsetzlicher Dissonanzen und unlösbarer Rätsel völlig zu verlieren. Um so mehr hielt ich mich ganz bewußt und ausschließlich an das, was ich selbst mit ihm erlebt habe.
Es mag sein, daß der eine oder andere Leser den Eindruck gewinnt, Goebbels — anstelle Hitlers — hätte vieles besser gemacht und die Katastrophe verhindern können. Diese Frage steht hier nicht zur Diskussion, denn Goebbels war zwar sehr klug, aber nie sehr mächtig. Er war nicht der Mann der politischen Entscheidungen, sondern der propagandistischen Abschirmung. Gerade dies wird aus dem Buch hervorgehen. Wenn er verschiedentlich im Verlauf seiner politischen Laufbahn blitzschnell zu handeln verstand — so beispielsweise beim Stennes-Putsch, bei der Röhmaffäre, und auch im Juli 1944 —, so tat er es aus eigener Initiative und um Hitlers willen, den er als die Personifizierung der Revolution erhalten wollte.
In der schaurigen Einsamkeit ekelerregender Gefängniszellen hatte ich während dreijähriger Gefangenschaft nach dem Kriege Gelegenheit genug, über die Gründe der Katastrophe des Dritten Reiches nachzudenken. Immer wieder schälte sich aus allen Überlegungen die Frage nach dem Schicksal heraus. Es wäre herrlich einfach gewesen, zu sagen: das Schicksal ist an allem schuld.
Aber gerade dann fiel mir ein, daß ich zu der Zeit nationalsozialistischer Erfolge nicht gesagt hatte: das Schicksal hat es

getan. Damals gehörte ich zu denen, die voll Freude sagten: das haben wir geschafft.
Wenn jedoch die Nacht klar war, so daß ich aus der Zelle durch das kleine, hohe, vergitterte Fenster ins Weltall sehen konnte — auf unzählig viele Sterne —, dann bewunderte ich wieder die Unendlichkeit der Ordnung Gottes vom Größten bis ins Kleinste und sagte: es wäre gottlos, nicht einzusehen und zu gestehen, daß alles zu dieser Ordnung gehört — alles, also auch ich selbst und alle meine Taten, Gedanken und Schwingungen. Doch zwischen dem Himmel und mir sah ich das eiserne Gitter. Das störte den Anblick des Wunderbaren, bis mir klarwurde, daß ich ohne dies vielleicht niemals das Wunder in seiner ganzen Tiefe erfühlt hätte. Und dann war ich bereit, auch das Gitter, mit allem, was dazugehörte, in die Welt einzubeziehen. Ich hätte das alles „Gottes Willen" nennen mögen, aber ich wollte nicht unbescheiden sein und nannte es daher „Schicksal".
Diese Erkenntnis nahm mir die Angst vor der Einsamkeit. Sie gab mir eine fast traumhafte Sicherheit bei den Vernehmungen. Ich fühlte mich nicht mehr als Gefangener, sondern als Herr. Nun konnte ich auch vielen anderen helfen. Die Richter taten mir leid, denn ich sah ein, daß sie eine fast übermenschlich schwere Aufgabe hatten. Wenn ich ihnen die nackte Wahrheit sagte, konnte ich ihnen helfen, Recht von Unrecht zu scheiden. Sie mußten urteilen, ohne dazu wirklich in der Lage zu sein. Schicksal?
Doch ich erlebte, daß das Wort Schicksal einen sehr verschiedenen Klang haben kann. Je nachdem, ob es aus der Bescheidenheit vor Gott kommt — oder aus der Anmaßung.
Es war schmerzhaft zu hören, wenn einer von denen, die Organe der Exekutive in Konzentrationslagern gewesen waren, sich auf das Schicksal berief. Die Erkenntnis des Schicksalhaften schien die Gemeinschaft des Schicksals heraufzubeschwören. Das allerdings hatte ich nicht gewollt, da konnte doch etwas nicht stimmen. Ich sträubte mich dagegen, wie ich nur konnte. So einfach war es also nicht.
Ich sah wohl des Schicksals ordnende Hand in meinem eigenen

Leben. Mir schien es so, denn vieles sprach dafür. Wie sollte ich aber andere erkennen, oder gar beurteilen, wenn mich selbst zu erkennen, oder gar zu beurteilen mir so gewagt und schwer vorkam.

Walter Lippmann, wohl der heute bekannteste amerikanische Journalist — auch von Goebbels oft zitiert —, schrieb dieser Tage anläßlich des Kennedy-Besuches in Deutschland: „Es ist zwar berauschend zu glauben, daß der Schritt der Geschichte mit einem ist, und daß man die Zukunft verkörpert. Aber Geschichte ist nur selten eine sichere Sache, und die Menschen, die in ihr leben, wissen kaum, wohin ihr Weg führt."

In der Geschichte Adolf Hitlers haben wir einst alle gelebt, ob wir für ihn waren oder gegen ihn. Jeder Versuch, das zu leugnen, weil es irgendwie nützlich sein könnte, ist sinnlos und primitiv.

Mein Bild erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ich hätte vieles mehr schildern können. Ich glaubte mich jedoch auf das Typische und Wesentliche beschränken zu müssen. Die Kunst des Weglassens spielt gerade beim Porträtieren eine große Rolle. Aber da kommt es darauf an, nicht nur wahrhaft zu sein, sondern die Wahrhaftigkeit als solche auch zu bekennen, und zwar um ihrer selbst willen. Knut Hamsun, den Goebbels außerordentlich schätzte, hat einmal geschrieben:

„Wahrhaftigkeit ist weder Doppelseitigkeit noch Objektivität, Wahrhaftigkeit ist gerade die uneigennützige Subjektivität!"

Die erste Begegnung

Bei einer Rednerreise traf ich Hitler in Weimar wieder. Es war im Herbst 1932. Wir wohnten beide im Hotel „Elefant".
Neben Hitler galt Gregor Strasser als der fähigste und daher interessanteste Mann der nationalsozialistischen Bewegung. Aber man munkelte in Parteikreisen, daß seine Tage gezählt seien — falls es ihm nicht gelänge, als Leiter der Organisation den Leiter der Propaganda an die Wand zu spielen. Strassers Pech war, daß Hitler von Propaganda mehr hielt als von Organisation — daß sie Hitlers Steckenpferd war — und daß es dafür einen Dr. Joseph Goebbels gab.
Gregor Strasser war zweifellos ein hervorragender Redner. Er war eine kraftvolle, vertrauenerweckende Persönlichkeit und vor allem ein antimarxistischer Sozialist. Er hatte einen großen Anhang bei der Masse der Arbeiter — und nur darauf kam es ihm an.
Goebbels wußte Strasser insofern als Plus für die Partei zu schätzen — sah aber aus eben diesen Gründen in ihm die einzige Konkurrenz. Und in einem hatte Goebbels recht: „Von Propaganda versteht der Apotheker gar nichts!" — „Im Grunde ist der Gregor Strasser ein Bourgeois, und zum Fanatismus fehlt ihm die Zivilcourage!"
Strasser war bereit, auch für einen zu niedrigen Preis in der Reichsregierung mitzumachen — Goebbels war disziplinierter, verlangte daher viel mehr — und er liebte die Opposition.
Damals in Weimar entschied sich Hitler erstmals gegen Strasser und für Goebbels. Zu diesem Zeitpunkt lernte ich Goebbels kennen.

Als Hitler mich fragte: „Kennen Sie eigentlich unseren Dr. Goebbels?“ — hatte dieser kleine, drahtige Mann — wie er mir später einmal sagte — gerade Strasser bei Hitler überrundet und dadurch in der Parteihierarchie seinen entscheidenden Sieg errungen. Menschen, die man in solchen Augenblicken kennenlernt, vergessen einen nie.
„Alle anderen konnten mir nicht das Wasser reichen — mit denen mußte sich schon fertig werden lassen“, sagte er — und täuschte sich. Zweifellos war er jedem einzelnen weit überlegen, doch hatte er in späteren Jahren „eine Phalanx der Mittelmäßigkeit“ gegen sich, wie er oft sagte.
Mit mir sprachen alle diese Männer damals nur, weil ich ein Prinz aus ehemals regierendem Hause war, der als Redner in kommunistischen Versammlungen unbegreifliche Erfolge erzielt und daher Beachtung verdiente. „Er ist ein erfolgreicher Diskussionsredner, Doktor“, sagte Hitler, als er uns miteinander bekannt machte, „holen Sie ihn mal nach Berlin und stellen Sie ihn vor Ihre Arbeiter.“
Goebbels war auffallend höflich bei dieser Begrüßung, aber ich wußte sogleich, daß er mich bestimmt nicht holen würde. Ihn interessierte dieser Prinz zunächst gar nicht.
In Weimar gab es damals ein gut redigiertes Blatt unserer Partei: *Der Nationalsozialist.* Spiritus rector war der hochgebildete, von Franz Liszt abstammende Hans Severus Ziegler; aber der ihm zugeteilte, in der Partei noch völlig unbekannte Martin Bormann galt als besonderer Anhänger Gregor Strassers. An dem Tag, an dem ich Goebbels kennenlernte, forderte mich Hitler auf, mit ihm zu Mittag zu essen. Wie meist saß Hitler mit allen anwesenden führenden Männern seiner Bewegung zusammen an einem langen Tisch. In einer anderen Ecke des Saales die Männer des Begleitkommandos und die Fahrer.

Als ich, recht verlegen, an Hitlers Tisch herantrat, war kein Platz für mich frei. Goebbels bemerkte das sofort und sah erst Hitler an — dann Bormann. Darauf sagte Hitler zu Bormann, er möge sich an den anderen Tisch setzen, um mir Platz zu machen. — Ich sah Bormann an, daß er das nie

vergessen würde. Als ich Jahre später Goebbels daran erinnerte, sagte er: „Bormann hat nie Format gehabt, aber um so größere Vorurteile." Am Ende aber war Bormann der weitaus mächtigere. –
Ich freute mich, den schon sehr bekannten Dr. Goebbels kennengelernt zu haben, und versuchte mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er aber erkundigte sich lediglich nach meiner Familie und ging auf kein politisches Gespräch ein, so daß ich enttäuscht war. Er hörte immer mit einem Ohr zu Hitler hin und mischte sich häufig in dessen Unterhaltung ein. Ich kam mir sehr unbeholfen vor und fühlte mich in der Gesellschaft trotz aller Bewunderung für Hitler und Goebbels nicht wohl. Ich hatte das Gefühl, als traue man mir nicht so recht. Auch befanden sich alle in einer mir unheimlichen Spannung, die natürlich nichts mit mir zu tun hatte, sondern mit der Angelegenheit Strasser. Das wirkte lähmend auf mich.
Auch Hermann Göring kam, und ich erfuhr, daß alle noch einige Tage bleiben würden. Im Foyer des Hotels lernte ich Frau Goebbels kennen. Elegant und reizend. Sie sagte gleich, ich solle doch meine Frau kommen lassen, sie würde gern mit ihr zusammen sein, ihr Weimar zeigen – „es ist nichts mit all diesen Männern." – Sie hielt sich ziemlich abseits, kam nur dazu, wenn Hitler sie bat. Und wenn sie dabei war, wurde selten über Politik gesprochen.
Ich rief tatsächlich meine Frau an, und sie kam von Godesberg. Die beiden Frauen verstanden sich sofort sehr gut. Meine Frau fand Hitler „sehr sonderbar", „aber eine Persönlichkeit." Goebbels sei „besonders nett" und völlig anders, als sie ihn sich vorgestellt habe. Rudolf Hess kannten wir schon; er war öfters bei uns in Godesberg gewesen, wir mochten ihn sehr gern. Alle anderen fand sie recht unsympathisch.
Das ganze Zusammensein war nur von kurzer Dauer, denn die politische Lage spitzte sich zu, Goebbels mußte nach Berlin zurück. Immerhin hatte ich erkannt, daß er sich ausschließlich an Hitler hielt und mit allen anderen möglichst

wenig zu tun haben wollte. Offensichtlich war Hitlers Verhältnis zu Goebbels ein grundsätzlich anderes als dasjenige zu irgendeinem der übrigen führenden Parteigenossen.
Mir erschien dies Hotel wie ein Hauptquartier. Alle Augenblicke kamen Meldungen, Informationen — oft sogar Nachricht von Verlusten. Immer häufiger wurden Kameraden irgendwo im Reich überfallen, verwundet und nicht selten getötet. Die Erbitterung nahm schnell zu — vor allem, weil Hitler und Goebbels unbedingt an der Legalität festhalten wollten und daher jede Gegenwehr strengstens untersagten. Viele der führenden Männer versuchten Hitler umzustimmen, ihm klarzumachen, daß er niemals legal zur Macht kommen werde. „Wir werden auf diese Weise unsere besten Anhänger verlieren — ein anständiger Kerl läßt sich nicht prügeln und beschießen, ohne zu antworten", sagten sie, und manches gab ihnen recht. Aber Hitler und Goebbels erwiderten: „Die wollen uns nur provozieren — kommt es zum Bürgerkrieg, dann haben wir verloren!" Es war eine schwere Situation.
Während die anderen jede Gelegenheit benutzten, Hitler auf ein politisches Thema festzulegen und möglichst mit ihm irgendeine besonders akut erscheinende Frage zu besprechen, lenkte Goebbels von der Politik ab und versuchte nur, sich auf Hitler einzustellen. Oft sagte er in späteren Jahren: „Die anderen kennen ihn ja nicht."
Goebbels wußte damals in Weimar und auch lange Zeit später nicht, wieso ich Hitler persönlich kannte. Es wäre für mich, glaube ich, günstiger gewesen, wenn ich über Goebbels zu Hitler gekommen wäre, und nicht umgekehrt. Da war nun plötzlich dieser junge Prinz — an sich schon eine für ihn zunächst unberechenbare Erscheinung — im Bannkreis Hitlers erschienen. Selbstverständlich spürte Goebbels bei Hitler selbst und vor allem bei der gesamten Umgebung die Skepsis gegenüber diesem Prinzen. Nicht zuletzt der kleine Zwischenfall mit Martin Bormann hatte zu erkennen gegeben, daß Hitler ihn nicht aus dem Auge lassen wollte. Es war wichtig, zu wissen, wer dieser Prinz war, mit dem Hitler

plötzlich zusammenkam. Ein Redner, also ein Mann der Propaganda. Sonderbar. — Als Goebbels und ich uns viel später diese ersten Tage unserer Begegnung ins Gedächtnis zurückriefen, sagte er, Hitler habe vom ersten Augenblick an eine große Bewunderung für meine Frau gehabt — sie sei für ihn zum Inbegriff einer „fürstlichen Frau" geworden —, und das habe ihn nicht nur mir, sondern überhaupt Menschen meines Standes wesentlich näher gebracht. „Ohne es zu wollen, es überhaupt zu ahnen, haben Sie beide damals in der Entwicklung Hitlers eine nicht unerhebliche Rolle gespielt — wenn nicht so viele Ihres Standes seine Träume von der Zuverlässigkeit und Reinheit wahren Adels nachher zuschanden gemacht haben würden, hätte er sich mit der Zeit von den Proleten frei gemacht, und vieles wäre ganz anders geworden, glauben Sie mir das, Prinz Schaumburg!"
Ich war damals der Meinung, nur durch eine auch ihn interessierende politische Frage an Goebbels wirklich herankommen zu können. Darum berichtete ich ihm von meinen persönlichen Beziehungen zu führenden Flamen, zum Beispiel zu dem sehr angesehenen Dr. Borms, dem „Vater der Flamen". Goebbels jedoch gab mir gleich zu verstehen, daß solche Probleme für uns gar nicht aktuell seien — wenn ich jedoch einmal nach Berlin komme, wolle er sich gern mit mir unterhalten. Wahrscheinlich sagte er das nur Hitler zuliebe. Und vielleicht aus einer gewissen inneren Opposition gegen „die Proleten in unserer Führung".
Das nächste Mal traf ich ihn dann auch tatsächlich in „seinem" Berlin. Er hatte mich in die Hedemannstraße gebeten, wo er in einem ziemlich garstigen Bau seine Gauleitung hatte. Ich befand mich da in einem Heerlager der geistigen Revolution. Und plötzlich stand ich einem Menschen gegenüber, dessen Kopf — Gesicht — Augen — sofort faszinierend wirkten. Ganz anders als alle anderen.
In München bei Hitler war die Zentrale einer großen politischen Bewegung — hier war das geistige Überfallkommando der Revolution. Das konnte nur in Berlin sein — und nur mit diesem Mann an der Spitze. Es kam mir vor, als seien dieses

Haus und seine Menschen voll Elektrizität — und so ähnlich wird es auch gewesen sein. „Sie kommen noch eben recht", sagte er statt einer Begrüßung und eigentlich im Vorbeigehen, „kommen Sie mit?" — „Ich muß zur Beerdigung unseres Hitlerjungen Norkus, der — wie Sie wohl wissen — von Kommunisten ermordet wurde. — Man hat schon viele von uns ermordet."
Ich empfand diesen letzten Satz, so dazugeworfen und zwischen Tür und Angel, wie einen leisen Vorwurf. So etwa, als wolle er mir sagen, daß ich mich dem Kampf schon früher hätte widmen können.
Indem er das sagte, lief er auch schon die Treppe hinunter. Neben ihm Graf Helldorf, damals Führer der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg, später Polizeipräsident von Berlin — und schließlich nach dem 20. Juli 1944 gehängt. — Es folgten einige Männer des Begleitkommandos und der Fahrer Albert Tonak, der einmal verwundet wurde, als man Goebbels treffen wollte. Keiner dieser Männer war angestellt, sie arbeiteten oft Tag und Nacht für ihren „Doktor" und setzten mehr als einmal für ihn ihr Leben ein.
Daß Goebbels — zumal während der Kampfzeit —, wenn er draußen vor der Öffentlichkeit erschien, stets dieselbe Kleidung trug, war Absicht, man könnte es auch Propaganda nennen.
Der helle, etwas verwaschene Trenchcoat stand ihm gut, machte einen anspruchslosen, beweglichen, sportlichen Eindruck, paßte zum Tempo seines Lebens. Er trug ungern, was nach Uniform aussah. Der hellgraue Filzhut mit schmalem, schwarzem Band war immer tadellos sauber, vorne herunter —, hinten hochgeklappt die Krempe. Elegant, schnittig. Betonte sehr die braune Farbe des Gesichtes. Wenn er es — wie meist — eilig hatte, machte er kleine Sprünge. Es ist nicht wahr, daß er sich bemühte, seinen verwachsenen Fuß möglichst zu kaschieren. Er war viel eher stolz darauf, daß es ihm trotzdem gelang, so gewandt und schnell zu sein wie andere, er zeigte das und sagte es auch zuweilen. Auch in bezug auf seinen Körper machte er aus der Not eine Tugend:

„Mein Fuß ist nun mal hinderlich, ich bin klein und nicht stark, aber die Natur ist gerecht, sie gab mir als Äquivalent einen Kopf, wie ihn wenige haben."
Unten auf der Straße wartete sein Wagen. Seitdem er es sich leisten konnte, fuhr er immer nur einen großen, offenen Mercedes. „Ich brauche einen Wagen, der unbedingt zuverlässig ist, Platz genug hat für mein Begleitkommando, und dem man ansieht, daß er nur dienstlichen Zwecken dient." Er saß vorn neben dem Fahrer. Ich bin wohl etliche tausend Mal mit ihm gefahren, aber ich habe höchstens ein Dutzendmal erlebt, daß er in seinem eigenen Wagen hinten saß. „Hinten sitzen die Bonzen — und bei uns die Begleitung. Ich sitze vorn, schon allein um immer sofort herauszukönnen." Ich glaube, daß er vor allem deshalb vorne saß, um leicht stehen und sich dabei festhalten zu können. Auch unterhielt er sich gern während der Fahrt mit Tonak, der einer seiner treuesten Kameraden war und den er täglich nach der Stimmung der Berliner fragte. Er schätzte es sehr, daß Tonak ihm in unverfälschtem Berlinerisch und ohne jede „Verklausolierung" die unangenehmsten Dinge sagte, wenn es nötig war. „Tonak hat keine Hintergedanken, der sagt die Dinge, wie sie wirklich sind. Und niemals habe ich erlebt, daß er etwas sagte, um selbst davon einen Vorteil zu haben." — Tatsächlich wußte Tonak sehr genau, was „der Doktor" erfahren mußte. Er sprach zu ihm als Revolutionär. Ich habe Tonak oft bewundert und mich gefreut, daß er existierte. Er fiel im Kriege, und Goebbels trauerte sehr um ihn. Mir gegenüber war Tonak zunächst recht mißtrauisch.
Außer Tonak war in diesen Jahren auch stets der SS-Mann Thomas dabei — ein ungeschlachter Hüne — mit Vornamen „Paule", von dem man sagte, er sei zuvor in Schaubuden als Ringer aufgetreten. Jedenfalls hatte er überdimensionale Fäuste. Ich sah einmal, wie er einen aufdringlichen Säufer mit einer Hand am Kragen packte und — als sei das gar nichts — einfach über einen Gartenzaun hob und in den Garten fallen ließ. „Paule" war gewiß auch sehr treu, aber naiv und als Informationsquelle völlig unbrauchbar. Goebbels amü-

sierte sich oft über Paules Antworten. Die anderen wechselten häufig. Alle arbeiteten ehrenamtlich, aber Goebbels verschaffte ihnen Wohnung und Essen — und das war in jener Zeit der verheerenden Arbeitslosigkeit schon viel. Anfangs trugen sie Zivil, dann erst SS-Uniform, die sie sich selbst besorgten. Als ich später Adjutant war und mir das Begleitkommando unterstand, sagte mir Goebbels: „Kommen Sie nur nicht auf den Gedanken, die zu kommandieren — sie sind nur aus Idealismus bei uns, ihr einziger Herr ist die Revolution!" — Mir gefiel das außerordentlich, und ich habe gelernt, daß es wirklich so war. Tonak und „Paule" jedoch wurden in späteren Jahren zunehmend verbittert. „Unser Doktor ist der einzige geworden", sagten sie, und das war ein schlechtes Zeichen. Ich kam bald sehr gut mit diesen Männern aus, und das freute Goebbels.

Als einmal Tonaks Beförderung zum Sturmführer der SS zur Debatte stand — ich hatte den Auftrag, mit ihm darüber zu sprechen —, sagte er: „Mensch, Prinzchen, mir is det doch scheißegal, ich bin ooch in der Badehose Revolutionär, und auf alles andere kommt es ja gar nicht an!"

Unsere Fahrt zum Friedhof vollzog sich in rasendem Tempo. Goebbels schimpfte Tonak, wenn er so raste. Aber Tonak wußte, daß es in der Großstadt äußerst schwer ist, auf einen schnellfahrenden Wagen zu schießen und zu treffen. Er fuhr auch absichtlich sehr unregelmäßig. Es war eine Höllenfahrt.

Am Friedhof erwarteten uns viele tausend Menschen. Eine gewaltige, stumpfe Masse. Nicht für, sondern gegen den Toten: Herbert Norkus. Aufmarschierte Kommune. „Auf diese Massen kommt es an, Prinz Schaumburg, nur auf diese — gewinnen wir sie, so sind sie die Zukunft Deutschlands — gewinnen wir sie nicht, ist Deutschland verloren!"

Man sah ihm an, daß er in Gedanken bereits bei seiner Rede war — niemand hätte ihn mehr anzusprechen gewagt.

Die Menschen hatten alle graue Gesichter. Von Not ausgemergelt. Die Luft zwischen den schauderhaften Häuserblocks war geschwängert von widerlichem Staub, den eiskalter Wind

in gespenstischen Formen über die Gräber jagte. Lebendig wirkten allein die roten Fahnen. Sie knatterten im Sturm, Symbole von Liebe und Kampf zugleich — dieselbe Farbe für Freund und Feind, sehr sonderbar. Der Redner mußte schreien, um überhaupt gehört zu werden. Er schleuderte Ideale gegen Sturm und Steine, man warf auf uns. Es wirkte zunächst grotesk, daß er hier von Nächstenliebe sprach. In dieser Umgebung, bei so viel Haß — eine gewaltige Antwort. Keiner von denen drüben hob mehr einen Stein auf.
Nach der Feier gingen wir, ein kleines Häuflein, mitten durch die riesige Menge — ohne jeden Schutz, aber die Menschen sahen anders aus.
„Nur geben — und kein nehmen losch das feuer", diesen Satz Stefan Georges liebte Goebbels.

Man kann Propaganda nicht verwalten

Überall im Reich waren führende, verdienstvolle oder auch nur bekannte Männer der neuen Richtung, soweit sie sich einigermaßen eigneten, in die Ämter der Verwaltung von Reich, Ländern und Gemeinden eingerückt.

Mich hatte man dabei offensichtlich vergessen, obwohl ich arbeitslos war und mich viele Jahre als Journalist wie auch als Redner für die Bewegung exponiert hatte.

Ich vermutete, daß der früher für den Gau Köln-Aachen-Koblenz-Trier zuständige Gauleiter Robert Ley – jetzt Stellvertreter Gregor Strassers, also des Reichsorganisationsleiters der gesamten Partei, daran Schuld war. Ley nämlich hatte mich um fast mein gesamtes Vermögen betrogen. Ich mußte in der Presse vor ihm warnen, weil er im Begriff war, unter Ausnutzung meines Namens und Geldes auch viele andere Menschen zu betrügen. Ich suchte Hitler auf und beschwerte mich über Ley. Ihm geschah so gut wie nichts, ich aber war von da an der Feind der ganzen Clique Ley-Strasser-Rosenberg, zu der später auch Himmler und Bormann zählten. Erst Jahre später erfuhr ich – und zwar in der Reichskanzlei durch den Reichsleiter Bouhler, einen anständigen Mann, daß ich 1932 auf Betreiben Leys ohne parteigerichtliches Verfahren und ohne Benachrichtigung unwiderruflich aus der NSDAP ausgeschlossen worden war – wegen „parteischädigenden Verhaltens"! Der entsprechende Befehl, von Hitler persönlich unterzeichnet, lag bei meinen Personalakten in der Parteikartei in München und war erst zu Reichsleiter Bouhler gekommen, als meine Parteiakten angefordert wurden, weil ich Oberregierungsrat werden sollte, also 1936.

Diesen Ausschluß nicht ahnend und begreiflicherweise enttäuscht, daß ich nach der Machtergreifung gar nicht um Mitarbeit gebeten wurde, meldete ich mich im März 1933 telegrafisch bei dem Manne, den allein ich für außerordentlich

klug und geschickt und für einen unbedingt konsequenten Revolutionär hielt: Goebbels.
Er ließ mich sofort nach Berlin kommen. Ich wurde von ihm, dem „jüngsten Minister Europas", in seinem eben gegründeten „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda" empfangen. Sein „persönlicher Referent", der Leiter des Ministerbüros und spätere Staatssekretär, dann Gauleiter in Schlesien, schließlich Reichsführer SS — Hanke — wurde zugezogen. Es entwickelte sich ungefähr folgende Unterredung:
Goebbels: „Es freut mich, daß Sie zu mir gekommen sind — ich würde gern mit Ihnen arbeiten — aber es wird nicht ganz leicht sein, Sie einzustellen."
Ich war überrascht.
Ich: „Herr Doktor, ich habe mich an Sie gewandt, weil ich als Redner und Journalist meines Erachtens in Ihr Ministerium gehöre. Wenn ich auch kein juristisches Examen habe, sondern nur sieben Semester studierte, so glaube ich doch Bildung, Disziplin und Können genug dafür zu besitzen. Ich habe Propaganda sowohl in der Wirtschaft, als Angestellter eines großen Druckereibetriebes, als auch, wie Sie wissen, in der Politik praktisch erlebt — besser als ich sie hätte an einer Universität erlernen können. Dazu kommt, daß ich es mir sehr interessant und auch schön denke, mit Ihnen zu arbeiten."
Goebbels: „In meinen Augen schadet Ihnen die Tatsache, daß Sie kein juristisches Examen haben, nicht das geringste. Man kann Propaganda nicht verwalten. Im allgemeinen ist es gut, wenn ein Beamter juristische Vorkenntnisse hat — in diesem Ministerium muß das nicht sein. Juristerei und Propaganda sind zwei sehr verschiedene, in vielerlei Beziehung sogar von anderen Voraussetzungen ausgehende Dinge. Die Juristerei ist eine Wissenschaft — die Propaganda ist vielmehr eine Kunst. Es ist aber nun einmal anscheinend nicht anders möglich, als daß derjenige, der sich für den Staat mit Propaganda befaßt, Beamter sein muß. Dieses Ministerium erfordert also aus der Materie heraus einen

neuen Beamtentyp für sich. Vielleicht glückt mir das mit der Zeit. Es wird äußerst schwer sein — ich fühle jetzt schon tagtäglich, wie sich die Bürokratie dagegen wehrt. Und die Macht der Bürokratie ist groß. Was ich denke und vorhabe, läßt sich kaum in Akten festlegen oder berechnen. Propaganda muß elastisch sein, sie lebt von ihrer Lebendigkeit. Ein moderner Staat braucht Propaganda. Ein Staat ist schwerfällig. Er muß es sein. Daraus ergibt sich die Schwierigkeit. Vor allem in Deutschland.

Aber, Prinz Schaumburg, in Ihrem Fall kommt noch eine zweite Schwierigkeit hinzu. Ich muß mit Ihnen darüber sprechen. Das ist die Partei oder vielmehr Dr. Ley — der ist sehr gegen Sie, wissen Sie das? Ich habe schon mit Ley gesprochen — er war zunächst völlig dagegen und sagte schließlich, es sei nur auf meine persönliche Verantwortung zu machen. Nun, das wäre ja nicht das schlimmste — Sie würden ja nicht unmittelbar mit der Partei zu tun haben. Die Propaganda des Staates muß von der der Partei getrennt und unabhängig sein — nur deshalb wurde ja dieses Ministerium geschaffen. Sonst hätten wir ja ohne weiteres mit unserer Reichspropagandaleitung in München auskommen können. Es kann aber gut sein, daß dieses Ministerium einmal Propaganda für Deutschland macht, wenn es längst keinen Nationalsozialismus mehr gibt. Hier wird es sich auch um viele Dinge handeln, von denen die Partei gar nicht betroffen wird — genauso wie manches, was die Partei tut, dieses Ministerium, den Staat nicht interessiert. Das alles sind erhebliche Schwierigkeiten für mich. Ich meine in bezug auf Ihre Einstellung. Aber ich sehe auch eine Erleichterung, und das ist „der alte Herr". Sicher kennt er Ihren Namen, vielleicht sogar Sie selbst — er wird gerne zustimmen, wenn ich ihn frage. Und Hitler wird ihm sicher einen Gefallen erweisen wollen. Ich werde alles versuchen, möchte Sie gern hierherhaben. Zumal Sie, wie ich höre, auch viele Länder kennen und gute Auslandsbeziehungen haben. Das ist hier im Ministerium wichtiger, wertvoller als ein juristisches Examen — wir wollen Propaganda für das Deutsche

Reich machen, nicht für die NSDAP oder gar die Bürokratie!"
Ich: „Wäre es nicht am besten, wenn Sie mich in Ihre Auslandsabteilung nähmen — ich wollte früher ins Auswärtige Amt."
Goebbels: „Nein — ich möchte Sie zunächst zu mir ins Ministerbüro haben, damit Sie meine Arbeitsweise und die meines gesamten Ministeriums kennenlernen. Nach zwei, drei Jahren können wir dann weitersehen. Und zwar schlage ich vor, daß Sie bei mir Adjutant werden — dann lernen Sie am besten und schnellsten die Arbeit aller Abteilungen kennen, ohne daß Sie selbst verantwortlich damit zu tun haben. Alle Parteisachen gehen sowieso die Adjutantur nichts an, sondern werden vom „persönlichen politischen Referenten" bearbeitet — Sie würden also auf diese Weise mit der Partei gar nicht in Konflikt geraten können. Das wäre meines Erachtens der beste Weg — Hanke wird Ihnen jetzt bei sich Ihre Aufgaben im einzelnen genau erklären, und dann kommen Sie zu mir zurück und geben mir Ihre Antwort."
Bevor ich den Raum verließ, rief er mir nach: „Prinz Schaumburg, Sie müssen natürlich Ihre Frau fragen, verstehen Sie — das ist selbstverständlich. Rufen Sie sie mal gleich an, Hanke wird Sie verbinden — oder reisen Sie erstmal nach Hause und antworten Sie mir später." Auf diese Weise wurde ich Goebbels' Adjutant.

Denn sie haben völlig verspielt

Wir reisten selten mit der Eisenbahn. Goebbels bevorzugte das Auto, und am nützlichsten fand er das Flugzeug. Während der Übergangszeiten mußte manchmal die Eisenbahn benutzt werden.
Er fuhr nicht 1. Klasse – damals –, das hatten die von ihm bekämpften „Bonzen" getan. Er nahm zwei Abteile nebeneinander und machte die Verbindungstür auf.
In der Bahn sowohl wie im Flugzeug wurde die meiste Zeit gearbeitet – meistens las er Presseberichte.
Obwohl wir in der Bahn stets die Vorhänge zum Gang zuzogen, damit von den Vorübergehenden uns niemand sehen sollte und konnte –, wurde unser Abteil während der ganzen Fahrt von Mitreisenden belagert. Frugen wir ihn, ob wir die Leute bitten sollten, weiterzugehen, sagte er ziemlich ungehalten:
„Vielleicht werden wir uns einmal nach den Zeiten zurücksehnen, in denen wir so populär waren – die Menschen meinen es ja nicht böse – sie sind nur neugierig, wir wären es an ihrer Stelle sicher auch."
Wollte Goebbels auf die Toilette gehen, so brauchte er für den kurzen Weg oft lange Zeit, er mußte ihn sich durch viele Autogramme erkaufen. Manchmal schrieb er allerdings verdächtig eilig.
Wieder einmal auf dem Weg ins Ruhrgebiet, passierten wir meine Heimat, das Land Schaumburg-Lippe. Ich machte Goebbels gleich nach Hannover darauf aufmerksam. Denn viele Schaumburg-Lipper hofften, daß ich ihn dazu bewegen könne, dort einmal in einer Großkundgebung zu sprechen.
Es war sehr schwierig, ihm solche Wünsche beizubringen. Wirklich gern ging er dahin, wo er während der „Kampfzeit" Besonderes erlebt hatte. Hamburg, Chemnitz, Halle, Königsberg, Hannover, und vor allem Berlin.
Er sah sehr interessiert zum Fenster hinaus und sagte nach einer Weile: „Sind wir immer noch in Schaumburg-Lippe –

wir fahren doch schon mindestens seit drei Minuten durch Ihren Staat!"
„Spotten Sie nicht, Herr Doktor — auch die kleinen Menschen sind doch oft besonders nett und tüchtig, nicht wahr?"
„Eins zu Null für Sie, Prinz Schaumburg."
Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Hier, in Schaumburg-Lippe, bin ich Ihnen natürlich sowieso unterlegen?"
„Oh, ja, unsere Stellung im Volk ist eigentlich unverändert geblieben — Sie müssen wissen, daß mein ältester Bruder 1918 vom Landesparlament einstimmig gebeten wurde, weiterzuregieren — er dankte nur ab, weil man ihn von Berlin aus dazu zwang."
Ich erzählte ihm aus der Geschichte unseres Landes, es interessierte ihn sichtlich, das zu hören. Es war für ihn in mancherlei Beziehung eine bis dahin unbekannte Gedankenwelt. Er wurde sehr nachdenklich. — Ich zeigte ihm im Vorbeifahren Stadthagen, die größte Stadt des Landes — und dann kurz darauf Bückeburg. Man sah die Silhouette des Palais am Harrl, wo wir Kinder mit unserer Mutter nach dem Tode des Vaters gelebt hatten. Und dann den großen Turm des Schlosses, mitten aus dem Gewirr der Dächer ragend — schließlich die mächtige Kuppel des romanischen Mausoleums, das mein Bruder als Familiengruft erbaute.
„Wollen Sie nicht hier einmal in einer Großkundgebung sprechen, Herr Doktor — ich bin schon oft gefragt worden — sicher würden Sie ein dankbares Publikum haben."
„Vielleicht — einmal später — erinnern Sie mich daran."
Ich kannte diese höfliche Form der Absage, wie viele Städte mußten mit ihr die Hoffnung begraben. Hier hatte sie wahrscheinlich einen besonderen Grund — niemals würde er da auftreten, wo der Vater seines Adjutanten ein regierender Herr gewesen war. Ich fühlte das und wußte nicht, ob ich ihm deswegen dankbar sein sollte.
Nach längerer Pause, als wir schon das Land verlassen hatten, sagte er dann sehr ernst: „Prinz Schaumburg — einmal, in nicht zu ferner Zeit, wird auch diese Eigenstaatlichkeit einer größeren Selbständigkeit geopfert werden müssen.

Alles muß verschwinden, was der Einheit des Reiches im Wege sein kann. Wir müssen weiter sehen. Deutschland wird auch einst im geeinten Europa aufgehen — das ist die natürliche und notwendige Entwicklung. Ich kann von Ihnen nicht erwarten, daß Sie in dieser Frage ganz objektiv sind. Ich verstehe Ihre besondere Verpflichtung diesem kleinen Volk und Land gegenüber. Ich sehe auch ein, daß in diesen kleinen Fürstentümern sehr viel Gutes geschaffen wurde, besonders in kultureller Beziehung.
Aber — während all die kleinen und kleinsten Fürsten um ihre Hausmacht kämpften und der Kaiser in Wien sie gegeneinander ausspielte, damit ihm keiner zu mächtig wurde, während viele Jahrhunderte hindurch Deutsche gegen Deutsche standen und verbluteten, haben die Spanier und die paar Holländer, die Briten und das kleine Volk der Portugiesen sich gewaltige Reiche geschaffen — da haben sie alle sich die Welt geteilt und dadurch sich und der Welt außerordentlich vorwärtsgeholfen. Es sind nicht nur andere daran schuld, daß das Volk der Dichter und Denker den Anschluß an die Weltpolitik verpaßte — nein, die damals bei uns Verantwortlichen haben zu egoistisch, zu eng und zu kleinlich gedacht und gehandelt. Sie trieben Kirchturmpolitik. Was hätten wir mit all unserer Kraft und unserem Können und dem starken Glauben unseres Volkes erreicht, wenn wir einig gewesen wären wie die anderen und die deutschen Fürsten nicht so dynastisch, sondern für deutsche und europäische Interessen gedacht hätten. Die Franzosen haben doch auch ihre inneren Spannungen und Gegensätze überwunden, die Briten ebenfalls und die Spanier. Es waren nicht die schlechtesten, die aus Verzweiflung über die Enge der Gedanken hier auswanderten und in fremden Heeren dienten. Man könnte vielleicht beweisen, daß die Stärke Amerikas die Folge der Schwäche Europas ist.
Ist es nicht Schuld jener Vorfahren von Ihnen, die auf allen Thronen dieses Reiches saßen, daß so kurzsichtig und eigensüchtig regiert wurde? Wie albern war es, zu glauben, man könne das Schicksal der Völker durch Heiraten der Monar-

chen bestimmen. Es ging ihnen gar nicht um das Wohl der Völker, sondern um ihre eigene Macht — dafür führten sie die zahllosen Kriege, dafür mußten Millionen sterben, und dafür wurden ganze Länder ins Elend gestoßen. Man kann sich nicht herausreden damit, daß die Zeit eben so gewesen sei — nein, in anderen Ländern war es zur gleichen Zeit ganz anders — da hatte man Einigkeit und große Ziele und gemeinsame Taten!
Vieles ist nicht mehr einzuholen, der Vorsprung der anderen wurde zu groß. Dafür haben wir die Ehre, einen dreißigjährigen Krieg um ein paar Worte geführt zu haben. Friedrich der Große wäre fast vernichtet worden, weil er deutsch zu denken wagte — fast schon europäisch. Aber die anderen waren zu klein, ihn zu erkennen. Und später mußte der Junker Bismarck aus Pommern kommen, um den Königen und Fürsten beizubringen, was die Bürger längst wußten und verlangten. Er sagte ihnen, was geschehen müsse, damit dieses Volk nicht endgültig ausgeschaltet würde aus dem großen Geschehen. Unser Volk hatte ihn längst verstanden, als mancher Fürst — vor allem der Bayer — sogar daraus noch ein Geschäft zu machen versuchte."
Er sprach immer eindringlicher und getrieben von innerer Erregung. „Hätten die Fürsten sich nicht alle vor Bismarck stellen müssen, als der junge Kaiser ihn davonjagen wollte? Nicht einer hat sich dem Kaiser wirklich widersetzt, sie dachten immer noch dynastisch und nicht national. Und 1918? Ohne ihre Völker zu fragen, haben sie abgedankt, nur weil einige hundert Matrosen verrückt spielten. Wo war da die große Verantwortung, das „heilige" Pflichtgefühl, der Eid, das Gottesgnadentum und schließlich die Ehre des Monarchen, die mehr sein sollte als die Ehre jedes anderen Menschen — die seine Autorität, seine Würde ausmachte?
Nein, lieber Prinz Schaumburg, dieses Kapitel ist trübe, sehr trübe sogar — diese Menschen sollten sich nicht auf ihr Recht, ihre Tradition berufen — denn sie haben völlig verspielt.
Ich bin nicht von Gottes Gnaden, ich könnte jeden Tag zurücktreten — solange aber auch nur ein kleines Fünkchen

Wahrscheinlichkeit ist, daß ich meiner Aufgabe gerecht werden kann, bleibe ich auf meinem Posten stehen — und wenn ich ihn einmal aufgeben müßte, dann nicht, um als saturierter Privatmann irgendwo meinen Lebensabend zu genießen, sondern um in den Tod zu gehen, weil nichts anderes mehr übrigbleibt für einen Mann von Ehre in solch einem Fall."

Stichwort „Löwe"

In einer Rede vor Beamten seines Ministeriums — ziemlich zu Beginn seiner Amtszeit als Minister —, als man von Seiten der Partei derartige Gedanken „weich" nannte — sagte Goebbels: „Die beste Propaganda, meine Herren, ist es, wenn wir uns bemühen, möglichst viel Gutes zu tun — ganz einfach Gutes zu tun — abgesehen von jeder Politik — offensichtlich ohne politische Hintergründe — und ohne Rücksicht darauf, wie derjenige, dem wir helfen wollen, politisch eingestellt ist. Glauben Sie mir, die vielgenannte christliche Nächstenliebe ist das wirksamste Propagandamittel — auf die Dauer aber nur dann, wenn sie tatsächlich nur um des Nächsten und der Liebe wegen angewandt wird — also nicht aufgrund eigener Interessen, als Mittel zum Zweck. Der einwandfrei gute Wille wird schließlich immer gute Folgen haben — so wie die schlechte Tat niemals ohne Rückschlag bleibt. Ich habe zehn Jahre lang daran geglaubt, daß wir legal zur Macht kommen, wenn wir tatsächlich das Gute wollen und dadurch fähig sind, Liebe zu verbreiten, Nächstenliebe — im Bewußtsein der Gemeinschaft unseres Volkes. Damit, nur damit haben wir es geschafft, und wir hatten bald diejenigen zu Kameraden, die durch ihre Not die einsamsten waren — ihnen bedeutete Liebe und Gemeinschaft am meisten — sie waren die verhetztesten gewesen und wurden nun die dankbarsten. Industriekapitäne werden davon nicht tangiert — aber Millionen Kommunisten haben wir dadurch zu einer positiven Einstellung den Dingen des Lebens gegenüber gebracht und zu ihrem Volk zurückgeführt. Mögen sie es verstanden haben und Nationalsozialisten geworden sein, oder nicht — wir haben ihnen geholfen, und das werden sie uns nicht vergessen. Nur so konnten wir dem Kommunismus begegnen — das war viel wesentlicher als die Eroberung der Macht im Staate, es war die Eroberung der Macht in den Herzen der Einsamen. Je mehr Menschen es auf der Welt gibt, je mehr die moderne Technik das Trennende von Raum

und Zeit zwischen den Menschen überwindet, um so einsamer wird der in der Masse lebende Mensch. Darum war unser Kampf um die neue Gemeinschaft so genial und so einfach zugleich — und die letzte Chance für unser Volk. Man wird uns auch dieses Verhalten als Propaganda auslegen. Wir dürfen uns dadurch nicht beirren lassen — halten wir durch, so wird man zugeben müssen, daß wir nicht aus Propaganda, sondern tatsächlich aus dem Herzen gehandelt haben. Wenn in unseren Reihen auch nur einige tausend — ach, was sage ich —: einige hundert Menschen tatsächlich unter äußerstem Einsatz danach leben, dann sind wir mit unseren Ideen unbesiegbar und bald eine unvorstellbare Macht. Was ich Ihnen hier sage, ist zu wesentlich, als daß es von vielen verstanden werden könnte — ich hoffe, daß einige unter Ihnen sind, die erkennen, daß es sich dabei um den Kern unserer Revolution handelt!"
Ich fand diese Worte hinreißend und großartig. Die Wege, die er dazu in späteren Jahren einschlug, habe ich nicht immer verstanden — ich kannte aber auch häufig die Voraussetzungen dazu nicht. In dieser Weise habe ich ihn nie wieder reden hören, es war wohl auch zu gefährlich.
In unzähligen Fällen erlebte ich aber jahrelang, wie er sich selbst bemühte, entsprechend zu handeln. Es führte zuweilen ebenso zu grotesken wie zu erschütternden Erlebnissen.
Als ich noch nicht lange bei ihm war — es war wohl April 1933 — und wir, wie sehr oft, abends ein Theater besuchten, ließen sich in der Pause die Schauspieler und Schauspielerinnen ihrem Minister vorstellen. Sie kamen dazu in den Vorraum unserer Loge. Goebbels war den Umgang mit solchen Menschen noch kaum gewohnt und daher zunächst etwas unsicher.
Natürlich erzählten sie ihm, daß das bisherige Regime für die Kunst so gut wie gar nichts übrig gehabt habe und es ihnen allen sehr schlecht gegangen sei. Etliche von ihnen haben nach 1945 den neuen Machthabern genau das gleiche erzählt, aber damals glaubten wir ihnen noch.
Eine dieser Schauspielerinnen, die jetzt nach dem Krieg viel

in der Ostzone spielte, wußte dem Minister in der packendsten Weise das Elend der Künstler zu schildern und ihm klarzumachen, daß sie selbst — die so Volkstümliche — sozusagen von der Hand in den Mund lebe, denn die Gagen seien ja nicht der Rede wert, und im Berliner Theaterleben herrsche nur die übelste Korruption. Mit ihr damals geläufigen Schlagworten wußte sie zeitgemäß darauf hinzuweisen, daß die Juden an allem schuld seien. Allerdings vergaß sie zu erwähnen, welche Juden gerade ihr geholfen hatten Karriere zu machen.

Goebbels war durch ihre Ausführungen überzeugt. Er bat sie, in der nächsten Pause wieder in seine Loge zu kommen. Sie solle ihn noch weiter informieren. Ich warnte ihn völlig vergebens. Kaum war sie auf die Bühne zurückgegangen, als er mir sagte, sie sei offenbar in solch verzweifelter Lage, daß er ihr wohl finanziell helfen müsse. Sofortige Hilfe sei immer die beste. Leider aber habe er kaum Geld bei sich — ob ich ihm bis zum nächsten Tag etwas vorschießen könne — vielleicht hundert Mark. Damit würde ihr doch wohl zunächst geholfen sein. Er werde das zwar nirgends in Rechnung stellen können — müsse es also aus privaten Mitteln bezahlen — aber es sei nun eben notwendig.

Ich traute dem Schwindel nicht ganz und ging auch ungern fast ohne Geld nach Hause — aber es blieb mir nichts anderes übrig. Er gab ihr meine hundert Mark, und sie bedankte sich mit Tränen in den Augen, als sei ihr dadurch das Weiterleben möglich geworden und das deutsche Kulturleben vor einer entsetzlichen Katastrophe bewahrt.

Da sie ihm aber andeutete, daß unbedingt sofort etwas für den Bühnennachwuchs geschehen müsse — womit sie sehr recht hatte —, verabredete er sich mit ihr für den nächsten Nachmittag zu einer Spazierfahrt an einen der schönen märkischen Seen. Der nächste Tag war ein Sonntag — und ich hatte, wie meist an Sonntagen — Dienst. Tonak, der Fahrer, hatte frei bekommen. Goebbels bat mich, ihn zu fahren, denn er selbst verstand von Autos gar nichts. Mir erschien dieses Unternehmen mit dem großen Mercedes im Berliner

Stadtverkehr allerdings recht riskant. Wir beide kamen bis zum verabredeten Treffpunkt S-Bahnhof Westend. Kaum standen wir da, war auch schon eine große Menschenmenge um unseren Wagen. „Da is ja der Doktor" — „Doktorchen" — „Dr. Goebbels" hörten wir von allen Seiten. Wenige Minuten später war es kaum noch möglich, weiterzufahren. Verzweifelt sah ich mich nach der Schauspielerin um. Da endlich winkte sie — aus einem großen amerikanischen Wagen! Der schien mir teurer als der unsere. Wir machten ihr ein Zeichen, daß sie uns nachfahren solle. An einem landschaftlich besonders schönen See kehrten wir in einem reizenden kleinen Café ein. Goebbels raunte mir ins Ohr: „Die hundert Mark von gestern Abend reichen bei dem Wagen höchstens fürs Benzin — ist das nicht eine Unverschämtheit!"
Aber die Schauspielerin erzählte uns, wie es auf der Filmbörse zugehe. Dort konnten sich die Statisten und Schauspieler um Engagements bemühen. Oder um Beziehungen. Sie sagte, die Zustände dort seien katastrophal, und der Minister müsse sich selbst davon überzeugen. Das sei er dem Nachwuchs von Film und Bühne schuldig.
Einige Tage später erschienen wir überraschend in der Filmbörse. Wir fanden schon die Bezeichnung widerlich, handelte es sich doch um Menschen und nicht um handelbare Ware. Das plötzliche Erscheinen eines Reichsministers wirkte außerordentlich.
Man muß sich nicht vorstellen, daß da lauter bildhübsche Mädchen auf ihren genialen Entdecker warteten. Die meisten der dort wartenden Frauen waren verbraucht und ziemlich häßlich, aber sehr zurechtgemacht. Einige junge Dinger fielen allerdings als kess oder tatsächlich ganz hübsch auf. Alle warteten schon lange auf die große Chance ihres Lebens. Die jungen, weil kleine Engagements nicht in den Rahmen ihrer Träume paßten, und die älteren, weil sie sich für jung hielten. Dazwischen gab es „traditionsgemäß" Männer, die Hoffnungen zu versilbern suchten. Das Erscheinen dieses Ministers bedeutete für sie alle die große Entscheidung. Was da alles versucht wurde, ist nicht zu beschreiben. Goebbels

sprach aus, was wir alle empfanden: „Es war widerlich — und doch taten mir viele sehr leid!"
Er hielt die ihn begleitenden Herren, vor allem mich, an, jeden einzelnen Fall genau zu notieren, und versuchte im übrigen allen etwas Mut zu machen. Die Filmbörse wurde später aufgelöst, sie wurde durch menschenwürdigere Vermittlungen ersetzt. Es waren nicht wenige, denen wir unmittelbar helfen konnten.
Von der Filmbörse fuhren wir am selben Tag noch zum Obdachlosenasyl der Stadt Berlin. Von den Obdachlosen der Kunst zu denen der Straße. Ein Unterschied wie Kunst und Straße.
Die Sammlung verkrachter Existenzen, die wir hier vorfanden, schien unbeschreiblich. Da gab es vielfach vorbestrafte Leute — da waren solche, die immer wieder alles vertranken und verspielten — da waren ehemalige Direktoren ansehnlicher Firmen und auch ein russischer Prinz — Dichter, Musiker und Lumpaci vagabundi, wie man sie in Büchern und Opern und Filmen erlebt.
Unser Besuch dauerte bis in die Morgenstunden hinein, denn der Minister wollte möglichst viele Schicksale kennenlernen. Es war ganz unglaublich, was wir da zu hören bekamen. Stoff genug für packende Romane und Filme. Goebbels holte durch sehr geschickte Fragen das Interessanteste aus den Leuten heraus; er sprach mit ihnen so, daß sie gerne, ja mit Begeisterung auf seine Fragen antworteten. Wäre die ganze Atmosphäre nicht so grausig gewesen, so würden diese Unterhaltungen zwischen diesem Minister und den Lumpen aufschlußreicher und interessanter gewesen sein als das spannendste Drama, aber es fiel mir schwer, unter diesen Umständen wirklich zuzuhören.
Auch hier mußten wir alles notieren. Die Leute sahen es. Goebbels beschäftigte sich so intensiv mit dem Schicksal dieser Menschen, als sei er berufen, sie alle zu retten — viele aber von ihnen wollten gar nicht gerettet werden, sondern hatten nur eine einzige Hoffnung — die auf ein Ende ohne Qual. Es waren tolle Typen darunter. Goebbels sprach Jahre

später noch manchmal von diesem Abend, und in mancher offiziellen Besprechung hat er gesagt: „Meine Herren, ich rate Ihnen, einmal ins Obdachlosenasyl der Großstadt Berlin zu gehen — da werden Sie sehen, was aus Ihnen werden kann — und dann sprechen wir weiter!" — Wie die Filmkomparsen, so hatten auch die Lumpen im Obdachlosenasyl das Stichwort „Löwe" bekommen.
Und noch ein drittes Ereignis, bei dem es ausgegeben wurde, machte auf mich — auf uns alle — einen unauslöschlichen Eindruck. Es war am Heiligabend des Jahres 1933. Goebbels und ich waren an diesem Abend zu der gewohnten Stunde nicht am Weihnachtsbaum zu Hause bei unseren Familien, sondern draußen im Norden Berlins in der Kälte mitten auf einer der größten, aber auch häßlichsten Straßen — in jenem Viertel, das man die Hochburg der Gottlosigkeit genannt hatte. Noch ein Jahr zuvor hatten dort fast ausschließlich Kommunisten gelebt. Da hatte es Straßen gegeben, in denen niemand gegen den „roten Blutterror" ankommen konnte — auch die Polizei mit Kampfwagen und Maschinengewehrsalven nicht. Es war eine typische Goebbelsidee, inmitten dieser Straße eine Weihnachtsbescherung zu veranstalten — für alle Minderbemittelten, ohne Ansehen der politischen Gesinnung und Parteizugehörigkeit. Längs der Straße stand ein riesiger Gabentisch, beleuchtet von zahllosen Weihnachtsbäumen, so daß die ganze Straße wie ein weiter Saal wirkte. Überwölbt von einer „klaren Nacht der hellen Sterne". Viele hundert Menschen wurden an den Gabentisch herangeführt und beschenkt, viele tausend sangen miteinander die alten christlichen Weihnachtslieder. Verhältnismäßig wenig „alte Kämpfer der NSDAP" standen mit ihren Familien inmitten der vielen „Veteranen von Rotfront" und deren Anhang. Man sah fast keine Uniformen, aber sehr viele ergriffene Gesichter, tränenerfüllte Augen. Tausende bildeten eine einzige, große Familie. Wo vor kurzem noch Haß und Mord ihren Terror ausgeübt hatten, gab es keine Fronten mehr — hier war wirklich Gemeinschaft.
Und mitten in die Feier brachte man eine große Zahl unbe-

kannter Männer, wie zur Überraschung für uns alle. Auf das eisige Schweigen der ersten Spannung folgten herzzerreißende Szenen des Wiedersehens — zahllose arme Menschen erlebten vor unseren Augen im Licht der Weihnachtskerzen etwas für sie völlig Neues, das man Frieden nannte und die Gemeinschaft des Volkes.

Goebbels hatte Hitler gebeten, einige hundert Kommunisten am Heiligabend zu begnadigen und aus der Haft zu ihren Familien zu entlassen — niemand von den Angehörigen hatte vorher von diesem Geschenk erfahren. Es waren manche unter ihnen, die sich schwerer Mißhandlung unserer Kameraden schuldig gemacht hatten.

Ich habe damals gleich mit etlichen dieser Männer gesprochen. Sie waren keineswegs gebrochen, aber zutiefst beeindruckt.

Auch den ehemaligen Kommunisten gab Goebbels das Stichwort „Löwe", und sie machten reichlich Gebrauch davon. Unsere Adjutantur hat monatelang viel damit zu tun gehabt, der Minister erfuhr so manches, was ihm sonst vielleicht verborgen geblieben wäre — und es wurde etlichen Menschen geholfen.

In der Nacht nach dieser Weihnachtsbescherung waren wir noch lange bei Hitler. Ich durfte meine Frau mitbringen, damit wir zusammen sein konnten. Das Erlebnis vom Wedding wurde naturgemäß genau berichtet und führte dann zum Thema Sozialismus. Goebbels, innerlich noch sehr bewegt, sagte: „Der Besitz der Macht bringt sehr gefährliche Versuchungen mit sich. Wenn wir uns mit Aristokraten, hohen Beamten, Offizieren und intellektuellen Schauspielern umgeben, werden wir den Geruch der Masse aus der Nase verlieren und den Kontakt mit dem Volk nicht mehr haben — dann ist es aus mit unserer Revolution. Vor einem Jahr noch — als wir im Ringen um die Macht standen —, mußten unsere Herren Reichs- und Gauleiter Abend für Abend vor der Masse stehen und anschließend mit dem Volk zusammensitzen — da wußten sie genau, um was es ging — und heute? Heute regieren sie."

Und Goebbels zitierte, wie so oft, Nietzsche: „Ich liebe Den, der über sich selber hinaus schaffen will und so zugrunde geht."

Nimbus und Vorbild

Le Bon schreibt in seinem für jeden Propagandisten wertvollen Buch *Psychologie der Massen:* „Der Nimbus ist in Wahrheit eine Art Zauber, den eine Persönlichkeit, ein Werk oder eine Idee auf uns ausübt. Diese Bezauberung lähmt alle unsere kritischen Fähigkeiten und erfüllt unsere Seelen mit Staunen und Ehrfurcht."

Er unterscheidet zwischen dem erworbenen, künstlichen Nimbus, der von Uniformen, Titeln, Rängen und vielerlei Traditionen ausgeht, und von dem zum Beispiel das Ansehen der Monarchien abhängt — dieser Nimbus kann vom persönlichen Nimbus ganz unabhängig sein. „Er beruht nur auf angehäufter Wiederholung" —, und dem persönlichen Nimbus. „Die wenigen Menschen, die ihn besitzen, üben einen wahrhaft magnetischen Zauber auf ihre Umgebung aus, auch auf sozial Gleichgestellte, und man gehorcht ihnen, wie die wilde Bestie dem Bändiger gehorcht, den sie so leicht verschlingen könnte."

Wir haben eine Zeit erlebt, in der der persönliche Nimbus bei einigen Menschen zu höchster Geltung kam. Aber — „Der Nimbus verschwindet immer im Augenblick des Mißerfolges. Der Held, dem die Masse zujubelte, wird morgen von ihr angespien, wenn das Schicksal ihn schlug. Je größer der Nimbus, um so heftiger der Rückschlag — — — Der diskutierte Nimbus ist kein Nimbus mehr!"

In der Garnisonskirche zu Potsdam am 30. Januar 1933 verneigte sich der Arbeiter und Frontsoldat Adolf Hitler, im Cutaway mit dem Zylinder in der Hand, tief vor dem zum Symbol der Nation gewordenen Generalfeldmarschall von Hindenburg. Bilder dieser Szene wurden jahrelang verbreitet, der persönliche Nimbus suchte den Anschluß an den erworbenen, weil auch die zwingendste Revolution nicht wesentlicher sein kann als das Reich.

Hitler bemühte sich immer mehr um Hindenburg. Der Weg zu dessen Nimbus führte zunächst zum Menschen. Ich hörte

Hitler damals des öfteren zu Goebbels sagen, daß sein Verhältnis zu Hindenburg — den er immer „den alten Herrn" nannte — zunehmend besser werde. „Man muß ihn wirklich gern haben", sagte er.
Hitler wollte das Ansehen Hindenburgs, an das sich auch die Weimarer Republik geklammert hatte, in das Ansehen seines Reiches aufnehmen. Dabei bildete das gemeinsame soldatische Element natürlicherweise eine gute Brücke.
Der Reichspropagandaminister wachte eifrigst darüber, daß nichts geschah, was „den alten Herrn" ärgern konnte. Er hatte ja eine ständige, direkte Verbindung zu ihm durch seinen Staatssekretär — den Reichspressechef Walter Funk, der täglich Pressevortrag beim Reichspräsidenten hielt.
Leider hatten wir in führenden Stellen von Partei und Staat törichte Banausen genug, die immer wieder Anlaß zu Mißverständnissen und Ärger gaben. Goebbels haßte sie.
Aus vielen Äußerungen Hitlers, die er vor und nach dem Tode Hindenburgs machte, weiß ich, daß er ehrlich hoffte, Hindenburg möge mindestens noch zwei oder drei Jahre leben. „Bis wir mit der gröbsten Arbeit fertig sind, kann ich unmöglich auch noch die repräsentative Spitze des Reiches sein — das kostet mich unnütz Zeit und zusätzliche Arbeit — und es ist viel besser, da steht so ein alter Feldmarschall, den alle gern haben!" sagte er.
Ich war mit Goebbels bei Hitler, kurz ehe er nach Neudeck flog, um Hindenburg noch einmal zu sehen und sozusagen für immer Abschied zu nehmen. Er war sehr in Sorge und hoffte noch immer, daß Hindenburg wieder genesen werde.
Nach Hindenburgs Tod mußte Goebbels weit mehr als zuvor alles tun, Hitlers Nimbus zu verstärken und ihn zu *dem* Vorbild werden zu lassen. „Die Befreiung des Reiches von Versailles und der Aufbau im Innern werden viele unpopuläre Maßnahmen von uns fordern", sagte er, „die können wir leicht auf uns nehmen, wenn das Volk um Hitlers willen gerne Opfer bringt, und das tut es nur, wenn es ihn liebt." Die Entwicklung gab Goebbels recht, er hatte sich

schon seit Jahren nicht nur um Fragen der Taktik und der Organisation oder gar um dogmatische Auseinandersetzungen gekümmert als vielmehr alles versucht, den Menschen Hitler zu studieren und zu verstehen, um seinen persönlichen Nimbus voll und ganz für Deutschland nutzen zu können. Als ich ihn einmal fragte, ob es nicht sehr gefährlich sei, so viel auf eine Person zu setzen, antwortete er: „Jede große Chance ist untrennbar verbunden mit einem großen Risiko!"
Die Propaganda mußte jetzt einen Kurswechsel vornehmen: Vom großen Revolutionär zum Vater des Vaterlandes. Hitler war eigentlich dazu zu jung und zu unmittelbar verstrickt im politischen Geschehen. Hitler und Führer war zweierlei wie Volk und Reich. Dieser Dualismus bot unzählige Ansatzpunkte für offene und vor allem hinterhältige Gegner. Goebbels sollte nun das fast unmöglich Scheinende wie selbstverständlich wirken lassen — und zwar gleichzeitig auf zwei völlig verschiedene Massen — diejenige des deutschen Volkes und diejenige im Ausland.
Der Auftakt offenbarte bereits die Schwierigkeiten. Hitler wollte sich nicht selbst empfehlen und weigerte sich daher, mehr als eine einzige Rede im Wahlkampf um die Besetzung des Reichspräsidentenpostens zu halten. In einem repräsentativen Festsaal im Rathaus der weltoffenen Hansestadt Hamburg waren die geladenen Gäste, darunter viele prominente Ausländer versammelt. Hitler sprach widerwillig, und seine Rede befaßte sich so gut wie gar nicht mit seiner eigenen Person. Ich hatte den Eindruck, daß er sich innerlich gegen das ganze Milieu und die Veranstaltung als solche sträubte. Seine Rede war eine der wichtigsten und nicht annähernd eine der besten. Eine große Zahl in- und ausländischer Sender strahlten sie aus in alle Welt.
Es war das einzige Mal, daß Hitler während einer Rede zusammenzubrechen drohte. Nur durch äußerste Konzentration der Kräfte vermochte er durchzuhalten. Ich saß unmittelbar vor ihm und sah, daß er sich mit den Händen am Podium festkrampfte und kreidebleich wurde. Kaum war er fertig, eilte er ganz unvermittelt aus dem Saal. Wir fanden

ihn in einem kleinen Nebenraum recht elendiglich in einem Sessel sitzend.
„Was hätten Sie getan, wenn ich zusammengebrochen wäre?" war seine erste Frage an Goebbels.
„Als ich sah, daß Ihnen schlecht ist, war dies mein einziger Gedanke. Ich war fest entschlossen, sofort ans Mikrophon zu treten und der Welt zu sagen, Sie seien in einer wichtigen außenpolitischen Angelegenheit unversehens abberufen worden und hätten mich gebeten das Manuskript zu Ende zu verlesen."
„Nur das war möglich, Doktorchen."
„Ein Hitler, der ohnmächtig wird, wenn er zu seinem Volk spricht, hätte zu einer Katastrophe ohnegleichen werden können. Wir konnten doch unmöglich verhindern, daß tausend Menschen, die es selbst sahen, darüber sprechen", sagte Goebbels zu uns, und gewiß dachte er dabei an Vorbild und Nimbus.
Auf mich und einige meiner Freunde hatte diese Kundgebung in Hamburg einen unheimlichen Eindruck gemacht, obwohl der Grund von Hitlers Befinden ganz klar war. Man hatte ihn mitten in ein Meer von Chrysanthemen gestellt, deren intensiver Duft — wie der des französischen Parfüms vieler anwesender Damen — unerträglich war.
Am Abend dieses Tages sagte Hitler zu Goebbels, es habe ihn vor kurzem jemand gefragt, ob er sich einmal zum Kaiser krönen lassen werde — bald würde er doch zweifellos die Macht dazu besitzen, und die Mehrheit des Volkes fände das sicher großartig. Er habe dem Betreffenden aber geantwortet, dadurch würde er nicht nur die Macht, sondern auch das Recht der Revolution und vor allem die treuesten seiner Anhänger für immer verlieren.
Diese Antwort versöhnte mich etwas mit dem Erlebnis jenes sonderbaren Tages.
Am folgenden Tage wählten fast hundert Prozent des deutschen Volkes Hitler zum Reichspräsidenten. Ich war dabei, als Hitler Goebbels fragte, ob man denn nicht das Wahlergebnis verschlechtern könne, es werde dann wirksamer

sein. Goebbels lehnte das strikt ab. „Die Gegner werden immer von Fälschung sprechen — es geht nicht um die Gegner, sondern um das deutsche Volk, und es wäre unerhört, wenn wir nicht den Mut hätten, das Vertrauen anzuerkennen — obwohl das Volk den Mut hatte, dieses Vertrauen kundzutun!" Er war sich jedoch vollkommen darüber im klaren, daß fünf Prozent weniger propagandistisch besser gewesen wären.

Seltsam und bezeichnend für den Menschen Goebbels war die Tatsache, daß er sich in den nun folgenden Jahren um so mehr auf die Seite der Revolution schlug, je mehr Hitler sich mit dem Staat identifizierte. Für Goebbels war der Staat um des Volkes willen Mittel zum Zweck. Fragte man ihn, welcher seiner vielen Titel und Ränge ihm am liebsten sei, antwortete er niemals „Reichsminister" oder „Präsident der Reichskulturkammer" oder „Reichsleiter der NSDAP" — sondern stets mit Stolz „Gauleiter von Berlin", was dem Range nach viel weniger war. „Solange ein jeder weiß, daß ich zu unseren Idealen stehe, brauche ich weder Abzeichen, noch Orden, Uniformen, Titel oder Ränge", sagte er. „Damit können sich die anderen amüsieren — bis sie alles wieder loswerden, weil sie sich zu sehr damit amüsierten und zu wenig Ideale hatten!" — „Wenn Sie absolut eine Uniform tragen wollen, dann melden Sie sich bei der Wach- und Schließgesellschaft, bei der bekommt jeder Nachtwächter eine — wenn Sie jedoch bei mir arbeiten, müssen Sie wissen, daß in meinen Augen diejenige Uniform die höchste ist, die gar keine Abzeichen hat: das Zivil." Das sagte er einmal in meiner Gegenwart einem hohen Beamten seines Ministeriums, der nebenbei auch Parteifunktionen hatte. Der Beamte aber gab die Diskussion nicht ohne weiteres auf, sondern erklärte, er benötige die Uniform, um sich in Parteikreisen besser durchsetzen zu können. Das hätte er nicht sagen sollen. Die Antwort lautete: „Wenn Sie nur in Uniform respektiert werden — dann reichen Sie besser sofort Ihren Abschied ein!"

Die folgende im Wortlaut wiedergegebene Aufzeichnung

wurde in Anlehnung und Erinnerung an Goebbelssche Ausführungen niedergeschrieben. Nur manche der Formulierungen sind die seinen, alle aber entsprechen seiner Auffassung: „Die wesentlichste Propaganda ist diejenige des persönlichen Vorbildes. Je entscheidender die Bedeutung der Masse wird, um so wesentlicher ist es, wer aus dieser Masse herausragt. Die Masse als solche kann und will nicht führen. Sie kennt ihre Schwächen. Sie ist aber jederzeit bereit, zu folgen. Sie verlangt, daß jemand sich für sie opfert, der das Zeug hat, sie zu führen. Ebenso ist sie bereit, demjenigen Opfer zu bringen, der ihr Vertrauen besitzt. Es muß einer sein, in dem jeder irgendwie sich selbst erkennt. Die Masse kann außerordentlich treu sein — aber sie vergißt auch schnell. Sie urteilt nie nach Vernunft, sondern nur nach Instinkt. Sie hat viele Eigenschaften der Frau. Die Masse der Menschen kehrt zu dem zurück, was der Einzelmensch aufgrund seines Wissens und seiner Bildung überwunden zu haben glaubt. Sie rückt der Natur näher.
Ich sehe deshalb nicht ein, weshalb man heute so despektierlich von der ‚Masse Mensch' spricht. Ich kann das nicht mitmachen — vielleicht weil ich sie zu gut kennenlernte. Im übrigen glaube ich ihr anzugehören, denn der absolute Individualismus ist doch wohl zu einer Illusion sondergleichen geworden.
Bin ich etwa Prolet, weil ich mich — im zwanzigsten Jahrhundert — zur Masse bekenne? Bin ich nicht vielmehr adelig, weil und indem ich alles tue, aus der Masse herauszuragen und quo vadis zu rufen?"
„Nur wer das Gottvertrauen und damit den Mut aufbringt, das Äußerste im Leben anzupacken, der wird auch größtes Vertrauen gewinnen und das Mögliche erreichen. Er wird dadurch zum ‚Hauptakteur des Schicksals'. Das hat nicht das mindeste damit zu tun, daß er nach menschlichen Vorstellungen ‚erfolgreich' sein muß. Was wir Erfolg nennen, ist menschliche Erfindung und entsprechend wandelbar." — „Was bleibt uns also anderes, als Vorbild sein zu wollen. Wobei nicht das Vorbild als solches, sondern der Wille zum

Vorbild entscheidend ist, denn unter vorbildlicher Haltung wird man zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern stets sehr Verschiedenes verstehen." — Man denke nur an die Beurteilung von Treue und Verrat. — „Das Vorbild kann sich in den Augen der Masse so sehr erheben, daß es göttlich wirkt. Die Geschichte der Menschheit kennt — auch abgesehen von den Heiligen der Kirchen — etliche Beispiele dafür."

Goebbels las mir manchmal aus einem seiner Lieblingsbücher oder aus einem Buch, das ihn im Augenblick besonders beschäftigte, irgendeinen Passus vor, wenn das gerade in unsere Unterhaltung paßte und wir ausnahmsweise ungestört zusammen sein konnten. Er tat es nicht zuletzt deshalb, weil er gern etwas wirklich gut Geschriebenes laut las.

Zum Beispiel aus Mereschkowskys *Napoleon*, den wir beide sehr liebten, diese Stelle:

> „Da ist er! Feuer!" kommandiert Hauptmann Randon ganz außer sich. — Die Soldaten erbleichen; ihre Füße versagen den Dienst; die Gewehre zittern in den krampfhaft zusammengepreßten Händen. Mehrere Schritte vor ihnen bleibt Napoleon stehen. — „Soldaten!" sagt er mit lauter und fester Stimme — „ich bin euer Kaiser. Erkennt ihr mich?" Er macht noch zwei, drei Schritte vorwärts und lüftet den Überrock über der Jägeruniform. — „Wenn unter euch ein Soldat ist, der auf seinen Kaiser schießen will — hier bin ich." — — — „Es lebe der Kaiser!" tönt es ihm brausend entgegen. Die Leute stürzen aus den Reihen auf ihn zu, fallen ihm zu Füßen, umfangen seine Knie, küssen seine Reiterstiefel, den Degen, den Saum des Mantels: in diesem Augenblick sahen sie wirklich den „auferstandenen Messias" in ihm. —

„Sehen Sie, Prinz Schaumburg, in diesen paar, immer wieder ergreifenden Sätzen finden Sie den Kern der Propaganda — dasjenige, was alles ausmacht: das Vorbild. — Fällt Ihnen nicht sofort die Parallele auf — Hitler, der an der Feldherrnhalle in München 1923 aufrecht ins Feuer der Reichswehr

marschierte und nicht verwundet wurde, während rechts und links von ihm fast alle getroffen zusammenbrachen?"
Wir schwiegen, und dann fügte er hinzu: „Wir können von Napoleon Bonaparte sehr viel lernen, aber gerade darum sollten wir ihn möglichst verschweigen."
Ich las mit Genuß das Napoleonbuch, das der Reichsleiter Bouhler, Chef der Staatskanzlei in der Reichskanzlei, geschrieben hatte, und sprach mit Goebbels darüber. „Das Buch ist gut — aber daß Bouhler es schrieb, ist saudumm", sagte er.
Die letzten Jahre Hitlers weisen auffallend viele Parallelen zu den Jahren napoleonischen Untergangs auf. Aus der Übereinstimmung könnte man das Gesetz der Katastrophe ablesen, das in besonderem Maße für die Mächtigen dieser Erde gilt. Mit den Sternstunden schwindet der Nimbus, weil auch Kraft dazugehört, an das Vorbild zu glauben. Das angebliche Ende Hitlers war jeder, auch seiner eigenen Auffassung von menschlicher Größe, Genialität und Vorbild derart entgegengesetzt, daß ich — der ich ihn, wie ich glaube, kannte — niemals daran werde glauben können. Goebbels hingegen endete zwar grausig, aber doch sehr konsequent, menschlich gesehen erschütternd und seiner Vorstellung vom Vorbild entsprechend.
Goebbels wußte genau, daß Hitlers Nimbus bei der Durchführung aller großen Maßnahmen der revolutionären Erneuerung und der Befreiung von Versailles unerläßlich war. Wäre Hitler nicht so populär gewesen, so würde — nach Goebbels' Ansicht — seine Personalunion Parteiführung / Staatsführung auf die Dauer nicht denkbar gewesen sein. Nur kraft seiner persönlichen Autorität vermochte er sich auch in schwierigsten Situationen — nicht zuletzt gegen seine Diadochen — durchzusetzen. Er war mit der Autorität von Partei und Staat identisch geworden. Ich bin der Ansicht, daß er diesen Erfolg zum großen Teil Goebbels verdankte. „Darin liegen große Chancen", sagte Goebbels, „aber wehe, wenn er selber versagt oder zu früh stirbt."
Hitler nahm auffallend wenige seiner höchsten Parteiführer

in die Staatsführung hinüber. Vor Kriegsausbruch waren nur Goebbels, Darré und anfangs Stabschef Röhm als Reichsleiter der Partei zugleich Reichsminister. Hermann Göring gehörte während des Dritten Reiches nicht der obersten Parteiführung an, auch von Ribbentrop nicht. Rudolf Hess und Wilhelm Frick waren wohl sehr populäre Parteigenossen, nicht aber Reichsleiter. So war die Parteiführung im Reichskabinett stets in der Minderheit, wenn nicht Hitler eben Hitler gewesen wäre. Er war auch denen Vorbild, die nicht kraft einer hohen Parteifunktion zur Reichsregierung gehörten. Aus Protest demissionierte nur einer während der zwölf Jahre: der Reichsverkehrsminister Freiherr Eltz von Rübenach. Er war ein absolut integerer Mann, er tat es ausschließlich aus bestimmten politischen Gründen, die jedoch nichts mit Hitlers Person zu tun hatten.

Goebbels wollte, daß das deutsche Volk nicht so sehr den Politiker, den Staatsmann oder Feldherrn, sondern den Menschen Hitler an der Spitze des Reiches sehen solle.

Meine Frau schlug Hitler 1934 vor, er solle sich anders frisieren. Seine Frisur und sein Bärtchen — in seiner oberösterreichischen Heimat übrigens vorher schon sehr üblich — waren stets Anlaß zu ausländischen Karikaturen. Seine Antwort war: man solle ein Firmenzeichen auch dann nicht ändern, wenn es einem nicht mehr gefalle. Das deutsche Publikum habe sich im Laufe vieler Jahre daran so gewöhnt, daß es rebellieren werde, wenn er plötzlich ganz anders aussehe. „Was Sie glauben, Durchlaucht, ist nicht zutreffend. Was würde ich für Briefe bekommen, wenn ich plötzlich keinen Schnurrbart mehr trüge — gar nicht auszudenken — Zehntausende von Briefen aus aller Welt! — nein, das geht nicht mehr, zu spät — — — das ist einfach unmöglich — — ja, glauben Sie denn, Durchlaucht, daß ich mit mir umgehen darf, wie mir das paßt — Gott bewahre, ich gehöre mir schon längst nicht mehr. Schauen Sie sich den Mann da an, unsern guten Doktor Goebbels, schon der hat mehr über mich zu bestimmen als ich selbst — ja, so ist es —. Mir selbst wär's ja ganz egal, völlig wurscht — a-a-aber die Leute — sie

würden aus dem fehlenden Schnurrbart eine Haupt- und Staatsaktion machen. Tausenderlei Rückschlüsse ziehen. Krankheit, Attentat. Fragen sie unsern Dr. Goebbels — der würde mir das gar nicht erlauben, weil er wochenlang gegen falsche Pressemeldungen anzukämpfen hätte, die sich nur mit meinem Schnurrbart beschäftigen würden. Und stellen Sie sich vor, Durchlaucht, was ich damit den armen Karikaturisten für Schwierigkeiten bereiten würde, wenn ich ganz unverhofft ein bildschöner Mensch wäre — nicht auszudenken — nein, der Gedanke ist leider nicht in die Tat umzusetzen, leider nicht."

Hitler selbst, vor allem aber Goebbels wachte darüber, daß kein Bild von führenden Männern der Partei und des Reiches veröffentlicht wurde, das sich propagandistisch abträglich auswirken konnte. Darum wurde auch die Stelle des „Reichsbildberichterstatters" als wesentlich angesehen. Nach jeder Reise oder Kundgebung, die Goebbels mitmachte, ließ er sich die Aufnahmen zeigen und bestimmte selbst, welche zur Veröffentlichung freigegeben würden. Ein Bild, das ihn irgendwie ungünstig zeigte, nahm er zwar gern mit nach Hause, um es seiner Frau vorzulegen und darüber Späße zu machen — aber er gab es nicht frei. Vor allem konnte er solche Bilder nicht leiden, die — nach seiner allerdings zu empfindlichen Meinung — ein bonzenhaftes Leben vermuten ließen. Ich glaube kaum, daß man ihn jemals auf einem Bild an einer luxuriösen Festtafel gesehen hat — schon an einer ganz schlichten Kaffeetafel fotografiert zu werden fand er überflüssig.

Daß er in Uniform mit einer Tellermütze sehr schlecht aussehen konnte, hat er sonderbarerweise nicht verstanden. Ich habe es ihm mehrfach schonend beizubringen versucht, dabei aber stets nur Unmut geerntet. Zeigte ihn ein Bild besonders nett — und in seiner Nähe einen sehr bonzenhaft aussehenden Amtswalter der Partei — so ließ er das Bild unweigerlich sperren. Peinlich vermied er es, Bilder durchzulassen, die ihn deutlicher oder günstiger neben Hitler zeigten. Parteiführer, die bei Hitler auch nur in geringstem Maß

in Ungnade standen, waren gewiß nie neben Goebbels auf einem Bild zu sehen. Wurde er mit Damen der „guten Gesellschaft" fotografiert, sperrte er die Bilder fast immer — sehr zum Ärgernis der betreffenden Damen. „Man muß sich stets vorstellen, was der kleine Kumpel im Ruhrgebiet empfindet, wenn er die Männer, denen er zur Macht verholfen hat, obwohl er eben noch Kommunist war, in solcher Gesellschaft sieht", sagte er. „Wissen Sie, was er sagt? Der hat sich aber fein verändert — das hätte ich dem gar nicht zugetraut — also hat auch der nur Sprüch' gemacht und ist nicht besser als die anderen. Dann hätte ich bei der Kommune bleiben können!

Wissen Sie, Prinz Schaumburg, es hat keinen Sinn zu sagen, wir müssen auch so etwas mitmachen können — das gehört nun mal zum Beruf eines Reichsministers — so reden sich nämlich fast alle heraus. Erstens, wem wollen Sie das sagen? — und zweitens, es wird auf jeden Fall als Ausrede empfunden und verschlimmert dadurch die Situation — und drittens sind meine Pflichten gegenüber der Regierung stets zweitrangig im Vergleich zu jenen, die ich gegenüber meinem Volke habe." Oft unternahm ich den Versuch, Goebbels nach seiner ganz persönlichen Meinung über Hitler zu befragen.

Ich wollte allzugern wissen, wieweit er ihn tatsächlich als das Vorbild anerkannte, als das er ihn in seiner Propaganda darstellte. — Ich wußte, daß meine Versuche nicht viel Aussicht auf Erfolg haben konnten, obwohl ich zu den wenigen Menschen zählte, denen Goebbels in hohem Maße vertraute. Viele Erfahrungen hatten ihn den meisten Menschen gegenüber recht skeptisch gemacht. Und das Thema Hitler war für ihn das delikateste von allen. Ich habe mir sogar jetzt noch überlegt, ob es nicht ein Vertrauensbruch ist, das Folgende zu veröffentlichen. Hätte das System, die Politik von damals, heute noch eine andere als eine rein historische Bedeutung, so würde ich es nicht tun. Man kann darüber nur diskutieren, wenn man davon ausgeht, daß es als Thema abgeschlossen werden muß. Was ich vordem niemals hätte sagen dürfen, ist heute zu sagen meine Pflicht. Ich betone das an

dieser Stelle, weil die im folgenden erwähnten Sätze über Hitler mir zur Beurteilung jener Zeit und auch des Menschen Goebbels ganz besonders wesentlich erscheinen.
Es geschah nur selten, daß Goebbels Ruhe und Muße fand, sich mit mir völlig frei und ungestört zu unterhalten. Und selbst dann berührte er nur ganz wenige Male das Thema Hitler. Mit wirklicher Genauigkeit kann ich mich nur an eine einzige dieser Unterhaltungen erinnern, wahrscheinlich weil sie auf mich einen besonders starken Eindruck machte. Ich weiß, daß es in Berlin war, und zwar im Ministerium, wo wir manchmal bis spät in die Nacht auf irgendeine Entscheidung Hitlers warten mußten, um noch Anweisungen an die Presse hinausgehen zu lassen.
Wir kamen darauf zu sprechen, daß Hitler zwar gern mit Frauen zusammen sei und es verstehe, sich ihnen gegenüber sehr galant zu verhalten, daß er jedoch offenbar nie ein Liebesverhältnis habe.
Goebbels, sehr nachdenklich, sagte dann ziemlich wörtlich: „Ich verstehe ihn manchmal gar nicht. Es sei denn, wir geben zu, daß er mit gewöhnlichem Maßstab nicht zu messen ist. Er lebt doch eigentlich wie ein Heiliger. Beobachten Sie ihn einmal, wenn er mit Frauen zusammen ist. Man sieht ihm an, wenn sie ihm gefallen. Manchmal sieht er ganz verliebt aus. Und die Frauen bemerken das und geben ihm jede Chance. Er schwärmt für sie wie ein Jüngling — aber passieren tut bestimmt nichts. Das ist mir unverständlich. Ich kenne ihn doch, wie niemand ihn kennt. Ich glaube, Prinz Schaumburg, er ist gar kein Mensch wie andere, er ist etwas ganz Ungewöhnliches. In jeder Beziehung. Sein Gedächtnis ist geradezu erschreckend gut — und so deutlich, wie er zurücksehen kann, sieht er auch in die Zukunft. Er weiß, was kommt, und er weiß, was er tun muß. Über das Wesentlichste wird er nie sprechen — vielleicht kann er es gar nicht, weil uns die Voraussetzungen fehlen, es zu verstehen. Er hat unbedingt, was wir einen sechsten Sinn nennen. Wie oft schon hat er es bewiesen. Er will nicht, daß es bekannt wird — die Menschen würden Angst vor ihm bekommen. Er weiß, daß er den Weg

aller Großen geht — aller ganz Großen —, denen sich in wunderbarer Weise alles fügt, bis schließlich zum Licht auch die Finsternis gehört, damit alles nur noch Entwicklung ist. Er wird das niemals zugeben. Daher auch diese unheimliche Eile, die man oft nicht versteht. Anscheinend weiß er, daß seine Zeit kurz ist. Er gönnt sich doch gar nichts. Führt er nicht eigentlich ein schreckliches Leben? Und weiß er nicht alles? Woher hat er diese allumfassende Bildung? Woher? Nur durch Lesen, unmöglich. Wie oft haben wir ihn auf die Probe gestellt; keiner von uns weiß nur annähernd so viel wie er, die größten Gelehrten geben das zu, es ist völlig unerklärlich. Und doch möchte ich nicht mit ihm tauschen. Wenn wir dem deutschen Volk sagen würden, wie er uns erscheint — uns, die wir ihn am besten kennen, dann würden sie ihn entweder als einen Hexer oder als einen Heiligen ansehen. Man weiß nicht, was schlimmer wäre. Beides wäre schlecht für Deutschland und würde Hekatomben von Blut kosten. Das ist mir zu gefährlich, glauben Sie mir das! Aber vielleicht ist er tatsächlich so etwas wie ein Heiliger? Vieles spricht dafür. Ich glaube nur so ungern an Heilige.
Ganz sicher ist er nicht von dieser Welt, wie wir es sind! Sicher nicht! Müßte ich das alles sagen? Ich kann es nicht. Das quält mich manchmal mehr als alles andere. Ich müßte ihn fragen, und er würde es mir nie erlauben — er will nicht, daß man so etwas auch nur andeutet, und gerade das macht mich stutzig. Ich bin der einzige, mit dem er ganz frei spricht.
Sie ahnen ja gar nicht, was der Mann für Pläne hat. Wenn der nur annähernd das erreicht, was er ausführen zu müssen glaubt, dann wird ihn einst die ganze Menschheit als einen ihrer Größten verehren. Was wir bis jetzt mit ihm — oder durch ihn — erleben, ist ja verschwindend gering. Christus lebte auch nicht für die Juden allein, aber er lebte nur bei den Juden und wurde dort gekreuzigt. Das war nicht die Schuld der Juden, so wenig wie es ihr Verdienst war, daß er bei ihnen zur Welt kam und dort lebte. Daß Hitler zu uns kam und bei uns so groß wurde, ist letzten Endes auch nicht uns

zuzuschreiben. Wir sind nicht für seinen Aufstieg verantwortlich — und nicht für sein Ende. Vielleicht wird er ermordet oder verraten, wer weiß. Alles gehört in eine riesige Ordnung, deren tieferen Sinn wir Menschen bestenfalls ahnen, niemals aber erkennen werden. Er hat aus nichts und gegen unglaubliche Widerstände auf legale Weise die größte Politische Partei aufgezogen, die jemals existierte. Dadurch gilt er unzähligen als ein Politiker einmaligen Erfolges und größten Formates. Er hat in den wenigen Monaten seit seiner Machtergreifung geradezu unwahrscheinliche Erfolge als Staatsmann aufzuweisen und eine Popularität, wie sie niemals auch nur im entferntesten ein Mensch in Deutschland gehabt hat — das alles sind Tatsachen, an denen niemand vorbeikann —, er ist dabei, Zug um Zug das Reich wieder frei und stark zu machen, und er erweist sich der Welt gegenüber so geschickt, daß bereits viele Mächte zu ihm halten. Die Tatsachen sehen wir alle, aber wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß niemand letzten Endes sagen kann, wieso dieser Arbeiter und Frontsoldat Adolf Hitler das zuwegebrachte. Jeder überragende Mensch — das war immer und überall so — hat Freunde und Feinde, man vergöttert und man haßt ihn. Aber wenn wir uns die ansehen, die ihn vergöttern, und diejenigen, die ihn hassen, dann müssen wir ihm recht geben — und doch bringt uns das alles nicht einen Schritt weiter in der Frage: was ist das für ein Mensch, der solches kann? — Ich sage Ihnen, das alles geht an ihm vorbei, er ist ein Mensch von ganz anderem Format als wir alle. Aber wie und wann wird die Welt das erfahren — und was muß bis dahin alles geschehen? „Das Böseste ist nötig zu des Übermenschen Bestem!" sagt Zarathustra. Mich schauderts manchmal, wenn ich darüber nachdenke, wie das Schicksal diesen Menschen führt, es scheint Unwahrscheinliches mit ihm vorzuhaben. Auf jeden Fall ist er viel mehr, als wir alle ahnen." — Und nach einer langen Pause sagte Goebbels noch: „Prinz Schaumburg, wir wollen darüber nicht mit anderen sprechen."

Wir kamen auf andere Themen, dann aber lenkte er doch

wieder auf dieses zurück. „Hitler hat einmal behauptet", sagte er so langsam und ernst wie zuvor, „daß die Kraft eines Mannes das Resultat seiner Enthaltsamkeit ist. Wenn man ihn ansieht, sein Leben, dann möchte man ihm recht geben. Natürlich ist die Kraft nicht viel wert, wenn sie nicht von der ihr entsprechenden genialen Veranlagung lanciert wird. Aber die Genialität ohne diese Kraft kommt nicht zum Zuge — das mag schon stimmen. Diese Kraft, die sich aufspeichert, ist wahrscheinlich — in höchstem Sinne — die Liebe, und sie wiederum ist die Dynamik unseres Lebens, ein Stück Weltall oder Gott in uns. Solche Dinge sagt Hitler, glaube ich, nur mir. Darum allein schon lohnt es sich, alle Opfer auf sich zu nehmen. Er ist ein unwahrscheinlicher Mensch — und kaum ein einziger all seiner Trabanten sieht es, wie soll das nur gehen? Wenn sie wüßten, wer er ist, würden sie sich schämen, ihm so viel anzuhängen."

Mereschkowsky schreibt über Napoleon — was hier auch in bezug auf Hitler gesagt werden müßte und wohl auf andere Menschen ähnlicher Bestimmung ebenso zuträfe:

> „Was ich will, wohin ich gehe — das weiß ich selbst nicht — ein seltsames Geständnis aus dem Munde Napoleons, des klügsten aller Menschen. Es ist, als wiederhole er Goethes ewiges Wort über ihn: ‚Napoleon lebt ganz in der Idee, konnte sie aber mit seinem Bewußtsein nicht erfassen.' — ‚Das geht über mein Verständnis! Cela me passe!' — wie er nach dem Attentat des Friedrich Staps geäußert hat. Gleicht er nicht einem Menschen, den eine unüberwindliche Macht, wie einen Blinden, an der Hand führt? — Und hier ein noch seltsameres Geständnis: ‚Ich habe keinen Willen. Je größer ein Mensch ist, um so weniger Willen braucht er zu haben: er hängt ganz und gar von den Ereignissen und Umständen ab. Plus on est grand, et moins en doit avoir de volonté. Napoleon, der Mann des grenzenlosen Wollens, hat keinen Willen. Die Größe des Helden, seine eigene Größe, mißt er an der Willensentäußerung. Der vermeintliche Herrscher der Welt ist in

Wahrheit ein Sklave. Von Napoleon könnte man sagen: ein Mensch trunken vom Schicksal."

„Trunken vom Schicksal" – ist das nicht der Eindruck, den Goebbels gegen Ende von Hitler hatte?

Vor dem Forum der Welt

Ich kannte seine Familie, sein Elternhaus. Er stammte aus sehr kleinbürgerlichen Verhältnissen. Unsere Revolution, geistig weitgehend von ihm bestimmt, hatte ihn emporgehoben. In eine Sphäre, mit der er sich nie ganz abfinden konnte und zufrieden geben wollte. Er brauchte sich nur über die sogenannte „beste Gesellschaft" zu ärgern, dann brach eine Aversion hervor, die die ihm angeborene Einstellung deutlich machte und augenblicklich alles wegräumte, was ihm dazu nicht zu passen schien.
Sicher war es für ihn schwer, immer wieder äußeren Formen zu genügen, die weder seiner Herkunft noch seinem revolutionären Wollen entsprachen. Als Propagandaminister mußte er das jedoch in vorbildlicher Weise tun. Um der Propaganda willen vermochte er es mit unwahrscheinlicher Disziplin auch dann zu tun, wenn es ihn anwiderte, und das war nicht selten.
Es machte ihm besondere Freude, gelegentlich festzustellen, daß er sich beherrschen konnte. Er tat es ja auch um Hitlers willen, der nämlich lernen sollte, einzusehen, daß sein Dr. Goebbels auf jedem Parkett ein Meister war.
Und Hitler sah es bald ein. Er schockierte die Diplomatie damit, daß er es wagte, diesen Mann als Sonderbevollmächtigten des Deutschen Reiches zur Sitzung des Völkerbundes nach Genf zu entsenden. Das war eine Sensation. Goebbels vor dem Forum der Welt.
Goebbels war gar nicht unglücklich darüber, daß er diesen wichtigen Auftrag mit dem Reichsminister des Äußeren, Freiherrn von Neurath, zu teilen hatte. Hitler war so vorsichtig gewesen, dem Revolutionär einen Mann der alten Schule an die Seite zu stellen. Und Goebbels hatte die Situation erfaßt, als er zu uns, die wir der Kommission zugeteilt worden waren, sagte: „Wir müssen uns alle sehr zusammennehmen. Das würde denen vom Auswärtigen Amt so passen, wenn einer von uns sich daneben benähme. Ich erwarte von meinen

Herren eiserne Disziplin. Wir stehen als Soldaten vor dem Feinde!" „Hier in Genf", sagte er nach der Ankunft, „ist rings um uns herum alles vertreten, was uns Deutschen in der Welt feindlich gesinnt ist. Wir dürfen uns nicht die geringste Blöße geben. Wehe dem, der sich besäuft oder sonstwie Blödsinn macht."
Tatsächlich trank einer gehörig, und er wurde vom Minister sofort entlassen. Herren anderer Dienststellen des Reiches benutzten die Gelegenheit zu tollen Streichen und bewiesen dadurch, wie unzuverlässig und ungeeignet sie für verantwortungsvolle Aufgaben waren. „Wenn ich denen etwas zu sagen hätte, dann würden die aber ihr blaues Wunder erleben", sagte er. Es geschah ihnen nichts.
Goebbels überlegte sich jeden Schritt, den er auf dem internationalen Parkett von Genf tat. „Wir sind ausschließlich hier, um für das Reich das Äußerste zu erreichen — unser Amt, unsere Partei, unsere Stellung — das alles spielt nicht die geringste Rolle, hier geht es um Deutschland und um sonst nichts!"
Er wurde von der internationalen Presse außerordentlich beachtet, als wir zum ersten Mal zur Sitzung des Völkerbundes fuhren. Ich hatte mich versehentlich rechts von ihm in den Wagen gesetzt. Auf den Platz also, der zweifellos dem Minister gebührte. Ich wollte während der Fahrt schnell tauschen, damit wir bei der Ankunft, wenn die vielen Fotografen und Wochenschauen in Aktion treten würden, kein falsches Bild abgäben. „Sollen wir uns nicht lieber umsetzen", fragte ich ihn, „Sie gehören doch nach rechts." — „Bleiben Sie ruhig dort sitzen", gab er mir zur Antwort, „geschossen wird immer auf den, der rechts sitzt." Und er lachte.
Im Völkerbundpalais, vor allem im Sitzungssaal, wurde er von Freund und Feind sehr bestaunt. Er war für sie alle ein ungewöhnlicher Mensch. Die Ablehnung, mit der wir rechneten, zeigte sich nicht — Anerkennung irgendwelcher Art natürlich auch nicht. Wir beiden trugen „Stresemann" und in der Hand den runden, steifen schwarzen Hut und Handschuhe. Goebbels humpelte wie immer in solchen Fällen auffälliger

als sonst. Ich fand das überflüssig. Er tat es wohl absichtlich. Ich hatte das Gefühl, daß wir beide über ein Meer gingen. Sein Gesicht war wie versteinert. Ich brachte ihn zu seinem Platz — gleich vorne in der ersten Reihe — und mußte ihn dann verlassen, da Hanke und ich nur abseits sitzen durften. Ich konnte ihn aber von meinem Sitz aus gut beobachten. Ich sah ihm an, daß er sich ganz verlassen vorkam, und daß dieses Gefühl ihn in die Opposition gegen die Institution des Völkerbundes trieb. Tatsächlich paßte er auch gar nicht dahin. „Eine amorphe Masse, von der man nichts erwarten darf — und wieviel Segen könnte sie stiften, wenn sie intakt wäre!" sagte er später. Der damals vielumstrittene österreichische Bundeskanzler Dollfuß hielt, unmittelbar vor Goebbels stehend, eine sehr beachtete, großangelegte Rede. Goebbels sagte später des öfteren: „Der kleine Dollfuß war doch eine Persönlichkeit, das muß man sagen. Er hatte einen Prinzen Schwarzenberg als Adjutanten. Man hat ihn gefragt, warum er als Bundeskanzler einer Republik einen Prinzen bei sich habe, und da hat er geantwortet: ‚Wenn der Goebbels einen Schaumburg-Lippe hat, kann ich doch wohl einen Schwarzenberg haben.'" Woher Goebbels diese Geschichte hatte, weiß ich nicht, jedenfalls machte sie ihm Spaß, und er erzählte sie auch Hitler.
Goebbels kam jedoch zu der Überzeugung, daß Deutschland so früh wie möglich den Völkerbund verlassen solle: „er bindet uns nur, kostet einen Haufen Devisen und bringt es bestimmt zu nichts mehr!" Der Höhepunkt für Goebbels war jene Stunde, in der er sich in unserem Hotel der internationalen Presse zur freien Diskussion stellte.
Hierzu wollen wir den bekannten Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes, den späteren Gesandten Paul Schmidt — der kein Nationalsozialist war — aus seinem Buch STATIST AUF DIPLOMATISCHER BÜHNE (Seite 278) hören:

> „Die Sensation der Vollversammlung war — der Propagandaminister Dr. Goebbels, der als deutscher Delegierter ein paar Tage lang in Genf weilte und auch an einer Sitzung der Vollversammlung teilnahm. Er bewegte sich in

dem Genfer Milieu, das er immer so heftig bekämpft hatte, völlig ungezwungen, als sei er schon jahrelang Delegierter beim Völkerbund gewesen. Rein äußerlich machte der „wilde Mann aus Deutschland", wie er in der Bavaria hieß, einen gepflegten und ruhigen Eindruck, wenn er mit Herrn von Neurath oder mit anderen deutschen Delegierten in den Wandelgängen oder in unserer Hotelhalle saß und dabei zwanglos mit Ausländern ins Gespräch kam. Bei diesen Gelegenheiten konnte ich als Dolmetscher — soweit es sich um nicht deutschsprechende Delegierte handelte — feststellen, daß sich Goebbels sehr schnell den Genfer Jargon angewöhnt hatte. Hätte man nicht gewußt, wer er war, hätte man tatsächlich glauben können, er sei der friedliebendste und verständigungsbereiteste Mensch der Welt. Auf diese Weise hatte er bald außerhalb der Völkerbundssitzungen und bei einigen Abendveranstaltungen, zu denen er mit der deutschen Delegation eingeladen war, fast mit allen prominenten Ausländern mindestens ein paar Worte gewechselt. Ich hatte den Eindruck, daß sie fast alle genau so überrascht waren wie ich, anstatt des tobenden Volkstribunen einen völlig normalen, von Zeit zu Zeit liebenswürdig lächelnden Typ eines Völkerbundsdelegierten vor sich zu finden, wie er zu Dutzenden auf den Septembertagungen auftrat. Während viele der Ausländer ihm deswegen mit einem amüsierten, durchaus nicht immer kritischen Interesse begegneten, erregten sein glattes Wesen und seine scheinbare Verständigungsbereitschaft bei anderen, vor allem aber bei der Presse, um so größeres Ärgernis, weil das Verhalten des Propagandaministers nicht zu Unrecht für eine gefährliche, täuschende Maske gehalten wurde.
Auch bei der Genfer Bevölkerung muß wohl instinktiv dieser Eindruck bestanden haben. Kurz vor seiner Abreise empfing Goebbels noch in unserem Hotel die Weltpresse. Es war durchaus nicht sicher, ob alle Journalisten der Einladung Folge leisten würden, denn unter den Pressevertretern war die Ablehnung des nationalsoziali-

stischen Deutschlands besonders stark. Soweit ich hörte, fanden sogar unter den französischen Journalisten längere Debatten statt, weil eine ganze Reihe von ihnen den Standpunkt vertrat, man müsse den deutschen Propagandaminister boykottieren. Schließlich aber erwies sich die Anziehungskraft dieser journalistischen Sensation doch größer als alle weltanschaulichen Bedenken. Die Halle des Carlton Hotels war fast brechend voll, als Goebbels am 28. September nachmittags mit seiner Rede begann.
‚Mit Schmerz und Enttäuschung hat das deutsche Volk in den vergangenen Monaten die Beobachtung gemacht', sagte der Propagandaminister, ‚daß das Werden des nationalsozialistischen Staates und seine positiven Rückwirkungen ... in der Welt vielfach Verständnislosigkeit, Mißtrauen oder gar Ablehnung gefunden haben.' Schon an diesen ersten Sätzen konnte man erkennen, daß Goebbels nicht um die eigentlichen Probleme herumreden wollte, sondern den Stier gleich bei den Hörnern packte.
Seine Erklärung des neuen Regimes als einer veredelten Art von Demokratie, in der kraft Mandat das Volk autoritär regiert wird, verfehlte ihre Wirkung in diesem internationalen Kreis allerdings vollständig. Auf den Gesichtern der meisten Zuhörer drückte sich ungläubige Skepsis bei diesen Worten aus. Manches ironische Lächeln konnte ich bemerken.
In anderen Punkten, insbesondere bei seinen Ausführungen über die Gefahr des Bolschewismus, hatte Goebbels eine glückliche Hand.
‚Wem die Methoden, mit denen wir dem bolschewistischen Ansturm begegneten, zu hart erscheinen, der möge sich vor Augen halten, was geschehen wäre, wenn es umgekehrt gekommen wäre', sagte der kleine Mann mit ruhiger Stimme am Rednerpult.
Auch auf die Judenfrage kam Goebbels zu sprechen. ‚Ich stehe nicht an, offen zuzugeben', sagte er, ‚daß im Verlauf der nationalen Revolution in Deutschland gelegentlich Übergriffe seitens unkontrollierbarer Elemente ge-

schehen sind.' Eifrig wurden seine Worte mitgeschrieben, und gerade dieses Eingeständnis erschien auch am nächsten Tage in vielen Auslandszeitungen in großer Aufmachung. Dagegen wurde der nächste Satz, den er zu dieser Angelegenheit sagte, überall etwas verschämt weggelassen. ‚Unverständlich aber scheint es uns, daß sich das Ausland weigert, den von Deutschland abwandernden jüdischen Überschuß aufzunehmen.'

Genauso wie die Politiker, waren auch sie (die Journalisten) wohl überrascht, daß der maßlose Demagoge, als den sie Goebbels aus seinen Äußerungen kannten, nun in einer so zivilisierten und verbindlichen Gestalt vor ihnen stand.

Das zeigte sich besonders, als er sich nach Beendigung seiner Rede und deren Übersetzung ins Französische in meiner Begleitung zwanglos unter die Pressevertreter mischte und alle an ihn gestellten Fragen beantwortete. Hier war der Jesuitenschüler ganz in seinem Element. Mit meisterhafter Dialektik ging er auf die delikatesten Fragen ein und verstand es, den oft sehr pointierten Äußerungen der Auslandsjournalisten die Spitze abzubrechen. Es war natürlich reine Dialektik. Trotzdem aber erregte seine Geschicklichkeit bei den für derartige Dinge sehr empfänglichen internationalen Journalisten vielfach wenn auch widerwillige Anerkennung."

Ich habe gesehen, mit welchem Widerwillen sie das hinnahmen, was ihre bisherigen Ansichten und Behauptungen widerlegte und damit für sie eine völlig neue Situation schuf. Ich habe erlebt, wie der zunächst zaghafte Beifall sich immer mehr steigerte und schließlich zu einer einzigartigen Demonstration wurde, von der sich nur wenige zurückhielten. Sicher waren diese Menschen nicht im Laufe von zwei Stunden aus Feinden zu Freunden geworden, aber es war ihm zumindest gelungen, sie nachdenklich zu machen, und persönlich hatte er ihnen gefallen. Wer nur etwas mehr war als Durchschnitt, der fühlte sich von ihm beeindruckt.

Als er mit uns in sein Wohnzimmer zurückgekehrt war, freute er sich ungemein. „Dies ist der bisher größte Erfolg meines Lebens gewesen," sagte er. Und bezeichnenderweise tauchte jetzt im Bewußtsein seines Erfolges der Journalist in ihm auf, nicht der Politiker: „Ich kenne diese Internationale der Journalisten — es ist da etwas dran, was andre nicht empfinden können. Sie reicht mit ihrer Fairness oder Solidarität selbst über die Grenzen des Hasses hinaus, so unwahrscheinlich das auch klingen mag. In nichts anderem kommt die Weltmacht Presse so zur Geltung — und das habe ich angespielt, verstehen Sie. Das konnte ein Herr von Neurath nicht tun, überhaupt keiner von uns, außer mir, denn ich bin Journalist, und alle, vor allem meine Feinde, wissen genau, daß ich kein schlechter bin."

Er beschäftigte sich plötzlich gern mit außenpolitischen Fragen und meinte, daß er vielleicht auf die Dauer gesehen als Botschafter des Reiches in Frankreich oder den USA viel mehr leisten könne denn als Propagandaminister. Sein Gespräch mit Paul-Boncour habe ihm gezeigt, wie leicht er sich in die französischen Gedankengänge einfühlen könne. „Ich bin ja auch, weiß Gott, kein Germane, so wie unser Freund Rosenberg sie sich vorstellt, ich habe allerhand von Frankreich in mir", sagte er dann lachend. Allerdings kam gleich die Einschränkung hinterher: „Wenn ich einmal Botschafter werde, dann nur unmittelbar von Hitler beauftragt und nicht unter einem Außenminister, der mir nicht das Wasser reichen kann."

Dieser Goebbels von Genf war mir neu und nicht ganz geheuer. Ich fürchtete, er könne hier an einer Welt Gefallen finden, in die er nicht gehörte und von der er sich schließlich doch täuschen lassen würde. In wenigen Tagen war es ihm gelungen, die Atmosphäre für Deutschland wesentlich zu verbessern. Sein Erfolg war er selbst. Sein Resumee in Berlin aber lautete: „Wir dürfen uns niemals auf die Basis des Gegners zwingen lassen, wir müssen

heraus aus dem Völkerbund — er ist die zum Nichtstun verurteilte Vereinigung der Satten — wir aber haben viel zu fordern, denn wir können so nicht leben."

So erlebte er den König und Mussolini

Faschismus und Nationalsozialismus waren in Hitlers und Goebbels' Augen zwei verwandte, aber doch erheblich verschiedene Versuche im Kampf um die notwendige, neue Ordnung der menschlichen Gesellschaft.
Es hat zu jeder Zeit neben der oft betonten und häufig bewiesenen Freundschaft auch heftige Spannungen gegeben, die um so ernster wurden, wenn die natürliche Rivalität der zwei hervorragenden Persönlichkeiten mit ins Spiel kam. Wesentlich ins Gewicht fiel dabei die Tatsache, daß Mussolini keinen Goebbels hatte.
Darum war Goebbels' Staatsbesuch 1933 in Rom besonders markant. Bezeichnenderweise kam es nicht zu einer Wiederholung. Goebbels hat später, vor allem während des Krieges, an verantwortlicher Stelle stets vor dem offiziellen Italien dringend gewarnt und sah in dem Ende des Bündnisses den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit seiner oft geäußerten Ansichten.
In Genf hatte Goebbels bewiesen, daß er sich im Ausland bewegen konnte. Nach Italien mußte ein Revolutionär. Mussolini sollte sich nicht einbilden, der einzige zu sein.
Es war die erste Reise dieser Art, die Goebbels unternahm. Da ich für die Durchführung der Reise verantwortlich war, weiß ich wie sehr diese Mission meinen Chef schon lange zuvor aufregte, mit welcher Skepsis und Unsicherheit er sie erwartete. Gastgeber waren ein König und sein Reich. Ein König, der schon einmal im Krieg gegen Deutschland gestanden hatte, ein Reich, das Jahrhunderte hindurch mehr oder weniger Bestandteil des Deutschen Reiches gewesen war. Eigentlich aber besuchten wir den Ministerpräsidenten, einen aus dem Arbeiterstand aufgestiegenen genialen Revolutionär. Wir kamen in das Land, in dem die Faschisten seit Jahren regierten, während wir in dem unsrigen eben erst an die Macht gekommen waren. Mussolini hatte die Macht mit dem König zu teilen und Rücksicht auf den Vatikan zu nehmen — Hitler

mußte noch mit anderen Parteien rechnen. Goebbels mochte die Vergleiche zwischen Faschismus und Nationalsozialismus nicht.
Wir gingen nach Rom als die Vertreter eines weit mächtigeren Reiches, einer wesentlicheren Revolution und eines schwächeren Regimes. Das war eine alles in allem für uns wie für die Italiener schiefe Situation. Goebbels — im Gegensatz zu Hermann Göring, Ribbentrop und vielen anderen „Rompilgern des Dritten Reiches" — empfand das sofort. Er sagte später einmal: „Mussolini hatte es viel leichter als Hitler. Die Umwelt fand sich mit ihm und seinem Faschismus ab. Der Papst lebt in Italien, und die Kirche ist nicht von Rom zu trennen. Und es gibt eigentlich kein Judenproblem."
Goebbels freute sich über seinen Auftrag und war stolz darauf — aber in seinem Innern regte sich beträchtliche Opposition. Er machte den Besuch auch, um Hitler zu beweisen, daß er einen Diktator und einen König besuchen könne. Er wollte sich als in jeder Situation sattelfest zeigen. Ich war ihm dabei wichtig, denn Fragen des gesellschaftlichen Lebens und der Etikette konnten von großer Bedeutung sein.
Wenn wir jetzt dort erschienen, so hofften wir, daß des faschistischen Italiens Freunde auch unsere Freunde werden, Italien uns also international salonfähig, wenn nicht beliebt machen würde. Während der Dogmatiker der NSDAP, Alfred Rosenberg, sagte, man müsse erreichen, daß der italienische Faschismus sich offiziell zum Antisemitismus bekenne, weil man nicht mit Italien eng verbündet sein könne, solange in einer der einschneidendsten Fragen völlig verschieden verfahren werde, sah Goebbels gerade in dieser Verschiedenheit für uns eine Chance. „Wenn wir einen guten Freund haben, der sich in dieser Beziehung nicht festzulegen braucht, kann uns das einmal von größtem Wert sein. Die italienische Innenpolitik geht uns ja auch wirklich gar nichts an." Kurze Zeit vor Antritt der Reise sagte er zu uns: „Viele unserer Leute gehen ja heute in der Judenfrage viel zu weit — daran sind diese Streicher und Konsorten schuld, und auch Hitler selbst bis zu einem gewissen Grade, weil er diesen

grauenhaften Kerl nicht kaltstellt, wie ich es schon oft verlangt habe (Streicher war der Herausgeber der Wochenzeitung „DER STÜRMER“). Was wir wollen ist doch nach wie vor nichts anderes als eine weitere biologische Ausweitung des Judentums auf Kosten unseres Volkes zu verhindern, und der Numerus clausus. Im übrigen sind für uns die Juden Menschen wie alle anderen auch. Ich bin überzeugt, daß man diese Forderungen durchsetzen kann, ohne einen riesigen Wirbel zu machen. Es gibt manche führende Juden, die uns dabei absolut recht geben und sogar helfen würden. Es muß nur ohne Geschrei geschehen und auf eine anständige Art und Weise. Schließlich ist es etwas anderes, ob unsere Partei während des Kampfes um die Macht die Juden angriff, weil diese unsere unerbittlichsten Gegner waren und immer wieder zu schärfsten Maßnahmen gegen uns aufforderten, als wenn sich heute die Deutsche Reichsregierung verpflichtet fühlt, auf legale Weise zwischen Deutschen und Juden ein beiderseits erträgliches Verhältnis herzustellen. Aber der Herr Streicher und seine Kumpanei hätten dann abgewirtschaftet mit ihrem pornografischen „Stürmer“, und das wäre ja nur ein Segen. Was wir im Kampf um die Macht verlangen mußten, um gegen den Willen und die Methoden der Juden zur Regierung zu kommen, das müssen wir jetzt — wo die Juden politisch doch fast ausgeschaltet sind bei uns — vorsichtig abbauen, denn in dieser Beziehung haben wir das Ziel der Revolution erreicht. Alles Mehr wäre nur ein Weniger, auch laufen wir Gefahr, die Juden zu Märtyrern zu machen, und das wäre das Allerdümmste. Wir leben doch nicht allein in dieser Welt, wir sind noch nicht einmal annähernd die Stärksten, und wir haben wichtigere Ziele.“

Kaum hatten wir abends mit unserem Zug München verlassen, da gab er uns, einer Reisegesellschaft von knapp zwanzig Personen — das galt damals als ziemlich viel! — Verhaltungsmaßregeln. Auf mich wirkte es etwas naiv — aber anscheinend hatten es einige nötig. „Es bilde sich nur ja keiner ein, er habe die Pflicht, Nationalsozialismus zu exportieren! Sobald wir die Grenze überschritten haben, sind unsere

politischen Anschauungen unsere Privatsache — was die anderen denken, ist deren Privatsache. Wir gehen nicht als Apostel über die Grenze — wie es die heidnischen Bolschewiken und die christlichen Engländer tun —, sondern als Menschen, die etwas lernen wollen und es sehr nötig haben, Freunde zu gewinnen, verstehen Sie mich!?"
Bald darauf wurden wir am Brenner durch den faschistischen Regierungschef der Provinz Südtirol im Auftrag der italienischen Regierung offiziell begrüßt. In Südtirol! „Was die anderen denken, ist deren Privatsache!"
Am folgenden Tag mittags rollte unser Zug in Rom ein. Goebbels war sehr erregt und außerordentlich reizbar, wie meist in derartigen Situationen.
Sämtliche Koffer hatte ich unserem Fahrer Tonak übergeben. Er sollte dafür sorgen, daß alles Gepäck möglichst schnell ins Hotel kommt, damit wir uns sofort schnellstens dem Protokoll entsprechend umziehen können.
Auf dem Bahnsteig stand vor all seinen Ministern Benito Mussolini, eine Ehrenkompanie der Miliz, Musik, viele hohe Beamte des Staates und führende Persönlichkeiten der Faschistischen Partei. Rote Läufer waren ausgelegt und der Bahnhof mit Blumen herrlich geschmückt. Die frohen Klänge der Giovinezza begrüßten uns.
Unser Tonak hielt schon seit einiger Zeit die Tür des Salonwagens, um sie genau im rechten Augenblick zu öffnen. Goebbels und Mussolini strahlen sich bereits an. Noch fährt der Zug, ganz langsam, dann ein Ruck und er steht auf den Zentimeter genau am richtigen Platz. Die schwere Tür aber schlägt zu — und Tonaks Finger sind dazwischen. Wir öffnen die Tür. Goebbels und Mussolini sind zunächst durch den ohnmächtigen Tonak getrennt. Ist das ein böses Omen? Tonak wird weggeräumt, und der feierliche Empfang — nur um wenige Sekunden verzögert — geht programmgemäß vonstatten. Vom Bahnhof aus fährt unsere lange Autokolonne zum schönen Grandhotel, wo wir wohnen.
Eine Stunde später sollen wir bereits vom König empfangen werden. Also: schnellstens auspacken und umziehen. Vor-

geschrieben sind: Cutaway, Zylinder und weiße Handschuhe.
Wo sind die Koffer, insbesondere die des Ministers? Wir finden sie. Verschlossen natürlich. Tonak hat alle Schlüssel. Tonak aber ist noch bewußtlos. Er liegt in seinem Hotelzimmer auf dem Bett. Wir suchen all seine Taschen durch und finden schließlich ein Schlüsselbund. Einige Schlüssel passen. Wir finden alles, nur keinen Zylinder für den Minister. Mein Zylinder würde ihm vielleicht passen. Aber ausgerechnet ich bin für den Besuch beim König als Begleitung des Ministers vorgesehen, brauche also meinen Zylinder.
Tonak erwacht für Augenblicke aus seiner Ohnmacht. Wir bestürmen ihn mit Fragen: „Lieber, guter Tonak — wo ist der Zylinder des Ministers?"
Diese Frage scheint ihm entsetzlich zu sein. Jedesmal fällt er sofort wieder in seine Ohnmacht zurück. Hoffnungslos!
Ich eile auf den breiten langen Korridoren des Hotels auf und ab und beschwöre all die vielen Attachees des italienischen Außenministeriums: „Besorgen Sie bitte einen Zylinder für unseren Minister!" Ich spreche aus Verzweiflung deutsch — ich wiederhole es in Englisch und radebreche es in Französisch — ja, ich versuche sogar, mich in Italienisch verständlich zu machen. „Zur Auswahl", sage ich, „so schnell — und so viele wie möglich — und bitte nur aus den besten Geschäften — verstehen Sie?" Größe? „Nicht zu klein, vielleicht 58, aber Genaues weiß ich nicht!"
Es dauerte wirklich nicht lange, obwohl es mir wie eine Ewigkeit vorkam, bis aus vielen verschiedenen Geschäften sehr hübsche, kleine Verkäuferinnen mit zahllosen Hutkartons erschienen. Jemand hatte ihnen gesagt, wer es sei, der so dringend einen Zylinder benötigte, denn sie eroberten sofort sein Zimmer, und als ich hereinkam, stand er dort bereits inmitten all der vielen Verkäuferinnen. Er war kaum noch zu sehen. Aber da sie alle so reizend aussahen und so nett auf ihn einsprachen, ließ er sich einen Zylinder nach dem anderen auf den Kopf stülpen. Manchmal rutschte ihm einer über die Ohren, das sah sehr komisch aus, und alle lachten

herzlich darüber. Er selbst machte gute Miene zum bösen Spiel — er konnte sich mit diesen Mädchen ja überhaupt nicht verständigen. Ich holte einen der Attachees zu Hilfe. Goebbels war gegen Zylinder, fand ein solches Ding furchtbar unbequem und antiquiert. Er genierte sich, ihn zu tragen. Er erkannte seine Niederlage, und das wiederum machte ihm offenbar Spaß. Nicht nur ihm. Kaum aber war der passende Zylinder gefunden, mußten wir uns schon sehr beeilen, zum König zu kommen.
Wir fuhren noch eben rechtzeitig, nach rasender Fahrt durch die belebten Straßen Roms, am Quirinal vor. Ich allein begleitete ihn. Und wenige Minuten später standen wir beide, uns winzig klein vorkommend, in den riesigen Räumen dieses weiten Schlosses. Uns gegenüber der König Italiens, noch erheblich kleiner als wir. Diese Feststellung festigte augenblicklich unser Selbstvertrauen. Er sprach französisch zu uns, ganz schnell und undeutlich. Er nuschelte etwas und bewegte die Oberlippe wie ein Kaninchen, das eilig frißt. Ich verstand überhaupt nur ein einziges Wort, und das war „Württemberg". Da er mich dabei ansah, vermutete ich, daß er etwas über Verwandtschaft sagte. Ich fürchtete, daß er überhaupt nur zu mir spräche. Da wir ihn beide nicht verstanden, er uns Gott sei Dank auch wohl nach nichts fragte, äußerten wir uns gar nicht. Er muß einen außergewöhnlichen Eindruck von unserer Bildung und Intelligenz erhalten haben. Ich fand es absonderlich, daß ein regierender König eines großen Kulturvolkes einen immerhin weltbekannten Mann wie Goebbels, den er selbst offiziell in sein Land eingeladen hatte, empfing, ohne auch nur einen ernsthaften Versuch zu einer wesentlichen Unterhaltung zu unternehmen. Soviel ich weiß, konnte er ganz gut Deutsch sprechen. Wenn er es nicht wollte, so brauchte er nur einen Diplomaten als Dolmetscher zuzuziehen, wie das allgemein bei solchen Gelegenheiten üblich ist.
Plötzlich nickte er ganz eigenartig. Wir ahnten, daß er uns satt war und los sein wollte. Den Vorschriften der höfischen Etikette entsprechend, bewegten wir uns rückwärtsgehend

einer der riesigen Türen zu, durch die man uns hereingelassen hatte. „Dies Rückwärtshinausgehen ist ja lächerlich, aber eine ganz alte Sitte", sagte Goebbels später, „ich glaube, das kommt daher, weil man sich vor einem gemeinen Angriff des Gastgebers schützen wollte, indem man ihn so lange wie möglich im Auge behielt."

Noch einmal verbeugten wir uns tief vor dem König, und dann wandten wir uns der Tür zu und wollten sie öffnen. Zu unserem Schreck aber bemerkten wir, daß die Klinken sich in einer für uns beide unerreichbaren Höhe befanden. Wir hätten springen müssen, um an sie heranzukommen, und das wäre auf dem spiegelglatten Parkett so gut wie ein Attentat auf unsere Würde gewesen. Ich sah mich unwillkürlich nach dem König um — er stand immer noch mitten in dem großen Saal und machte ein Gesicht, als wolle er sagen: da seht ihr mal, wie es mir, dem König, hier immer geht in meinem eigenen Schloß — und Reich — ich kann nur heraus, wenn andere mir die Tür öffnen, und die kommen noch nicht einmal von selbst, wie sich das gehört. In dem Augenblick wurden aber schon die großen Türen geöffnet, und wir konnten den Quirinal verlassen, in dem wir mit einem königlichen Herrscher viel erlebten, ohne auch nur ein einziges Wort gesagt zu haben.

Diese Szene, so kurz und grotesk-komisch sie war, hat Goebbels stark beeindruckt und erhebliche Folgen gehabt. Er war schon bald nachher, als die Spannung sich gelegt hatte, sehr schlechter Laune. Schon während unserer Rückfahrt ins Hotel fing er an: „Eigentlich hat er uns doch miserabel behandelt — sicher kann er deutsch sprechen, wenn er nur will — und wenn nicht, so hätte er einen Dolmetscher nehmen sollen. Dies war doch eine geradezu unwürdige Farce. Was ist das überhaupt für ein König? Ich hatte nicht das Gefühl, daß er gut auf uns zu sprechen war. Hat er nicht nur mit Ihnen gesprochen? Ist es nicht international üblich, daß der Minister eines großen Reiches, wenn er offiziell eingeladen zu Besuch kommt, vom Gastgeber, vom König mindestens zum Essen eingeladen wird?

Das alles ist doch vorher von unserer Botschaft festgelegt worden. So etwas lassen die sich gefallen? Da stimmt doch etwas nicht!" Auch er hatte das Wort „Württemberg" verstanden. „Diese internationalen verwandtschaftlichen Beziehungen der Fürstenhäuser sind im Rahmen einer wirklich nationalen Politik eine Gefahr für die Nation. Sie stammen aus den Zeiten und Anschauungen, die wir überwinden müssen — man kann nicht in mehreren Zeiten gleichzeitig leben — das geht nicht."

War das die gekränkte Eitelkeit des kleinen Mannes? Ich glaube nicht, denn er hat von diesem Empfang beim König später sehr gern erzählt und sich dann darüber stets amüsiert.

Aber es gab im damaligen Italien nicht nur einen kleinen König, sondern auch einen großen Mann. Benito Mussolini.

Äußerlich war auch Mussolini kleiner als wir. Bald — ich glaube noch am gleichen Tage — standen wir wieder auf einem äußerst glatten Boden in einem sehr großen Raum. Dieser Raum war nicht mit Holz, sondern mit Marmor ausgelegt. Der Arbeiter Mussolini, der Revolutionär, sprach nicht italienisch oder gar französisch, sondern deutsch mit uns. Langsam und vorsichtig, aber fließend. Es wurde kein unnützes Wort gesprochen. Die Unterhaltung ging sofort aufs Ganze. Außer mir war dieses Mal auch Hanke als politischer Referent mit dabei. Das Gespräch bestritten fast ausschließlich Mussolini und Goebbels. Mussolini umriß mit ganz kurzen, äußerst prägnanten Sätzen Wesen und Eigenart des Faschismus und verglich diesen dann mit dem Nationalsozialismus. Als der „Römer" gesprochen hatte, antwortete Goebbels. In der Diktion wesentlich feiner, geschliffener, geistreicher und doch auch kraftvoll. Ich sah ihm an, daß er gewillt war, das Beste zu leisten, und Mussolini freute sich offenbar an der Brillanz der Argumentation.

Es war ein Genuß, zuzuhören, allein schon der Form wegen. Als wir kamen, empfing uns Mussolini mit kalten Augen und der Maske eines Diktators — eines Caesar —, als wir gingen, verabschiedete er sich von uns mit Augen voller

Freude und buchstäblich mit der Grandezza eines italienischen Aristokraten.
Mussolini ließ sich mit uns dreien fotografieren. Goebbels verhinderte, daß das Bild in Deutschland veröffentlicht wurde, denn er fand es lächerlich.
„Mussolini ist imponierend. Was er sagte, war wie aus Marmor gemeißelt, wunderbar. Sein Kopf ist unwahrscheinlich, ich werde ihn nie vergessen. Der König hatte ja trotz allem einen gewissen Charme. Ich glaube, daß man ihn unterschätzt", sagte Goebbels. „Stellen Sie sich vor, Mussolini hätte sich — wie der König — nicht verständlich machen können — was wäre von dem Eindruck übriggeblieben? Er wirkte durch seine Dynamik, durch sein Wissen, durch seine starke Persönlichkeit — der König wirkte ohne das alles — das ist sehr interessant. Das ist das Geheimnis der Monarchie, daß ein König wirken kann, ohne etwas zu sein."
Oft habe ich es erlebt, daß Goebbels gewisse Werte der Monarchie zugab — aber fast immer fühlte er sich dann verpflichtet, anschließend etwas dagegen zu sagen. Als sei er einem Prinzip untreu geworden.
Der Aufenthalt in Rom gab naturgemäß mancherlei Anlaß zu solchen Erörterungen. Obwohl vielerlei Besichtigungen und eine große Zahl von Einladungen, auch bei Mussolini, uns kaum eine Atempause ließen. Wir sprachen des öfteren über die Frage der Monarchie. Goebbels gab zu, daß Hitler daran denke, einem Monarchen Platz zu machen, wenn erst einmal das Reich im Innern geeint und konsolidiert und nach außen frei sei. „In einigen Jahren können wir soweit sein. Hitler hat auch mit Hindenburg darüber gesprochen. Leider ist es nur sehr schwer, einen geeigneten Mann zu finden. Es muß ein junger sein, der eine große Tradition mitbringt und doch mit unseren Ideen vertraut ist. Hitler denkt an den Sohn des Prinzen August Wilhelm. Aber das sind Zukunftspläne, zunächst müssen wir so schnell wie möglich frei werden, sonst hat das alles keinen Sinn. Wenn wir einen Monarchen holen, bevor wir die Volksgemeinschaft tatsächlich verwirklicht haben, dann schaffen wir nur wieder Klassenhaß,

und alles war vergebens." Es habe keinen Sinn, sagte er, diese Frage öffentlich zu behandeln, solange nicht feststehe, ob Hitler wirklich in der Lage sei, die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Es komme auch nicht hauptsächlich darauf an, ob wir in Deutschland einen Monarchen hätten, sondern ob wir in Freiheit anständig leben könnten. Das zu erreichen sei aber unglaublich schwer, vor allem solange der Vertrag von Versailles unser Volk knebele. Italien sei ein Beispiel dafür, daß ein starker revolutionärer Regierungschef sehr wohl neben einem klugen Monarchen arbeiten könne und daß die gegenseitige Ergänzung der Nation zum Segen gereiche.

Die Haltung Italiens während des Krieges überzeugte ihn dann allerdings vom Gegenteil.

Aber auch damals machte er schon die Einschränkung, es werde niemals wieder einen „tatsächlich regierenden" Monarchen geben können, denn der allgemeine Fortschritt stehe dem entgegen. Das ständig steigende Bildungsniveau des Volkes schaffe eine Basis für alle, über der ein Monarch nicht mehr den Abstand haben könne, der unbedingt zur Autorität und Würde seines Amtes gehöre.

Er gab zu, daß er in der Frage der Monarchie skeptischer sei als Hitler. Das rühre vielleicht auch daher, daß Hitler Österreicher sei und die Monarchie in Österreich-Ungarn die Verkörperung der Reichsidee dargestellt habe — während die vielen deutschen Monarchen auseinanderstrebten und kaum für die Einigung des Reiches zu gewinnen waren. „Man kann an den Habsburgern viel aussetzen", sagte Goebbels, „aber man muß ihnen lassen, daß sie es waren, die mit großem Geschick und Weitblick lange Zeit hindurch das für damalige Verhältnisse riesige Reich zusammenhielten, obwohl es aus völlig verschiedenen Teilen bestand."

Zum Abschluß dieses Themas sagte er damals: „Ich werde sicher nicht Minister bleiben, wenn wir einen Kaiser haben — das steht fest." Vermutlich hat Goebbels dieses Thema auch mit dem deutschen Botschafter, von Hassell, angeschnitten, den er als sehr konservativ kannte. Er begegnete diesem

mit Vertrauen, da er wußte, daß sich von Hassell schon längst vor Hitlers Machtergreifung sehr um Mussolini bemüht hatte. Man hatte ihm gesagt, Hassell habe große Verdienste und sei der rechte Mann, wenn es darum gehe, ein Bündnis zu schließen. Es herrschte sogar die Ansicht vor, Hassell sei der geeignete Außenminister, da ja in Zukunft das deutsch-italienische Verhältnis zum Kernstück der deutschen Außenpolitik werden müsse. Nach Hassells großer Rede beim Begrüßungsabend der deutschen Kolonie in Rom war Goebbels überzeugt, daß der Botschafter von Hassell ein aufrichtiger Anhänger Hitlers sei. Als von Hassell nach dem 20. Juli 1944 gehängt wurde, meinte Goebbels, er sei sicher von anderen verleitet worden, sich an der Verschwörung zu beteiligen. Diese Beurteilung von Hassells war um so auffallender, als er von Seiten der Partei abgelehnt wurde.

Auf dieser Italienreise erlebte Goebbels zum ersten Mal im Ausland die eigene Partei. Deutsche Staatsbürger und nur diese waren, soweit sie der NSDAP angehörten, im Ausland durch die „Auslandsorganisation der NSDAP", später „Gau Ausland" genannt, organisatorisch erfaßt. Die Aufgabe der Auslandsorganisation der NSDAP war die ständige Pflege nationalsozialistischen Gedankengutes und deutscher Haltung im Rahmen der Gemeinschaft der Auslandsdeutschen.

Goebbels erkannte bald, daß dieses Unternehmen zahlreiche Schwierigkeiten und Risiken in sich barg, die vielleicht in keinem rechten Verhältnis zu seiner Bedeutung für das Reich standen.

Es war ja nur natürlich, daß Menschen, die seit langer Zeit im Ausland lebten und daher keine der Notwendigkeiten der NSDAP vor 1933 kennen konnten, vom Ganzen eine viel zu theoretische Auffassung hatten und daraus ein politisches Leben entwickelten, das trotz gutem Willen niemals ganz echt sein konnte.

Goebbels sagte damals in Rom: „Ich bin absolut gegen diese Organisationen im Ausland. Bei ihnen wird sich etwas entwickeln, was mit unserer Revolution nur dem Anschein nach

etwas zu tun hat — und wozu das Ganze im Ausland? Ein Deutscher, der im Ausland lebt, sollte sein Vaterland nicht vergessen und dafür eintreten, aber er kann da nicht wie in Deutschland leben. Er hat sich in das Leben des Gastlandes einzuordnen — wenn er das nicht will, soll er zu Hause bleiben. Unsere Revolution bezieht sich einzig und allein auf die Deutschen in Deutschland — wer das nicht erkennt, hat keine Ahnung von ihrem innersten Wesen."

Den späteren „Gau Ausland" der NSDAP hat er persönlich niemals ganz akzeptiert. Er sah darin einen Verstoß gegen fundamentale Grundsätze der Revolution. „Was Deutsche außerhalb der Grenzen des Reiches tun, ist allein Sache der zuständigen Stellen des Staates", sagte er, „und nicht der Partei. Und wenn Sie mir sagen, die Vertreter des Staates draußen im Ausland seien vielfach keine Nationalsozialisten, so kann ich nur antworten: dann sorgen Sie in Deutschland dafür, daß die richtigen Menschen nach draußen auf Posten geschickt werden — aber geben Sie dem Ausland nicht da draußen das für uns alle beschämende Bild deutscher Rivalitäten!"

Oftmals erlebte ich, daß er sich außerordentlich aufregte, wenn irgendwo in der Welt Reichsdeutsche mit nationalsozialistischen Fahnen und Transparenten aufmarschiert waren. „Was soll der Unfug — sind die verrückt geworden — kein anständiger Staat wird das auf die Dauer zulassen — ich täte es auch nicht. Wenn die wirklich solche Revolutionäre wären wie wir, dann hätten sie sich während der Kampfzeit, als es ihrem Volk mehr als dreckig ging, in die Heimat bemüht und hier mit uns geopfert und gelitten und gekämpft. Nein, damals waren sie glücklich weit weg im Ausland, aber kaum haben wir es geschafft und es ist was wert, mit von der Partie zu sein, da wollen die nun die Kampfzeit nachholen. Und weil wir sie hier nicht voll nehmen würden, machen sie ihr eigenes Theater da draußen. Und die Gegner, die sie brauchen, die suchen sie sich. Daß sie dem Reich aber dadurch allergrößte Schwierigkeiten bereiten können und daß sie schon allein darum ganz unnationalsozialistisch handeln — das bedenken

sie nicht! Bei sehr vielen ist es nichts als Wichtigtuerei, bei einigen nichts als Betätigungsdrang und bei wenigen ein echter, aber falsch angesetzter Idealismus. Verantwortlich dafür sind aber nicht Tausende von kleinen Amtswaltern, die sich große Mühe geben, eine anständige Gesinnung zu haben und sich als Deutsche im Ausland zu bewähren, einander zu helfen — sondern einige Dutzend ehrgeizige höhere Funktionäre der Auslandsorganisation, die ohne das Erlebnis der Kampfzeit Karriere machen wollen. Das sind gefährliche Menschen. Das sind diejenigen, die allzugern aus der Mücke einen Elefanten machen, wenn sie nur selbst dabei eine Rolle spielen können."

Ich selbst wußte aus eigener Kenntnis viel besser als er, daß tatsächlich, vor allem auf sozialem Gebiet, von den Parteigenossen im Ausland viel Gutes geleistet wurde und daß dies auch die Regierungen mancher Länder voll und ganz anerkannten. Des öfteren habe ich Goebbels darauf aufmerksam gemacht, doch er sagte immer wieder: „Das glaube ich Ihnen gern, Prinz Schaumburg — an meinem grundsätzlichen Standpunkt aber ändert es gar nichts." Er hätte am liebsten dafür gesorgt, daß die Organisation aufgelöst würde, aber Hitler und vor allem Rudolf Hess hätten dem nie zugestimmt. Der Begrüßungsabend der Ortsgruppe Rom für Goebbels war sicher sehr gut gemeint — hat aber den Grundstein zu seiner ablehnenden Haltung gelegt.

Sehr bedauerten wir, daß Goebbels damals nicht vom Papst empfangen werden konnte. Er als Jesuitenschüler hätte sicherlich wertvolle Eindrücke mitgenommen.

Der Marschall ist unser Freund

Mit Hindenburg, meinte Hitler, sei er deshalb so bald zurechtgekommen, weil es in den großen Fragen der Nation unter alten Soldaten stets nur eine Auffassung gebe. Darum hoffte er in Polen auf den Marschall Pilsudski, das Staatsoberhaupt, den „großen, alten Soldaten der Nation". Jedoch schickte Hitler keinen General zu ihm — etwa Hermann Göring —, sondern ausgerechnet Goebbels.

Dieser nahm den Auftrag um so lieber an, als ihm sehr daran lag, wieder einen außenpolitischen Erfolg zu erzielen. Er meinte, ein Revolutionär habe völlig andere Spielregeln als die Diplomaten — und zwar solche, mit denen die Diplomaten nichts anzufangen wüßten. „Unsere Spielregeln stehen im Vokabular der Diplomatie nicht drin — sie suchen sie vergebens — und man hat daher die Chance, den Gegner zu überspielen", sagte er.

„Allerdings", so fuhr er fort, „bezieht sich das auf das geistige Auftreten und nicht auf Fragen des Protokolls und der Etikette — aber auch da bin ich wohl kein Dummkopf."

Goebbels hatte sowohl in Genf wie in Rom eine gute Presse gehabt, und das kam ihm nun natürlich zustatten. Man wußte, daß mit diesem „kleinen Mann" gerechnet werden mußte, daß er etwas konnte und Hitler persönlich am nächsten stand.

„Ich gehöre ganz zum Westen", sagte Goebbels, „aber es reizt mich ungemein, zu beweisen, daß wir selbst mit den Polen zu einer Verständigung kommen können — es wird gehen, weil es gehen muß — wir werden sehen!"

Eine deutsch-polnische Gesellschaft hatte Goebbels gebeten, in Warschau vor geladenen Gästen einen Vortrag zu halten. Sollte er bei der Regierung keinen Erfolg haben, so konnte man behaupten, er sei nur des Vortrages wegen und um sich zu informieren nach Warschau gefahren. Diese Methode wurde bald üblich. Natürlich konnte das nur jemand einfüh-

ren, der als Redner besonders interessant war. Seit Genf aber traf das auf Goebbels in besonderem Ausmaß zu.
Er kam nach Warschau als begabter Redner — er verließ Warschau als erfolgreicher Politiker. In drei Tagen hatte er es fertiggebracht, daß Polens Regierung einen wirklichen Frieden mit dem Reich nicht nur für möglich, sondern sogar für wünschenswert hielt. Das war in Anbetracht der gespannten Lage ein großer Erfolg.
Wir wohnten in der Deutschen Botschaft. Bald schon schätzte Goebbels den Botschafter Graf Moltke sehr. „Von dieser Art ein Dutzend — und wir brauchen keinen Krieg zu fürchten", sagte er.
Der alte, hochangesehene Professor Zielinsky begann vor etwa dreihundert geladenen Gästen in einem prächtigen Saal seine einführende Rede mit den Worten „Vom Wundermann hab' viel ich euch erzählt . . .". Es konnte dort kein besseres Entree geben.
Alles war anwesend, was in der Residenz Polens Rang und Namen hatte, Diplomaten, hohe Beamte, Wissenschaftler, Künstler und die bekanntesten Familien der hohen Aristokratie. Alles hatte sich versammelt — den „Wundermann" zu sehen. Eine wirklich auserlesene Gesellschaft. Viele auffallend schöne, elegante Damen und eine große Zahl von souverän wirkenden Herren. Uns imponierte dieses Polen.
Goebbels sprach so geschickt und in jeder Nuance auf die Mentalität dieser Menschen reagierend, daß er stärksten Beifall erntete. Es war sensationell, niemand hatte das für möglich gehalten. Er kannte doch die Polen nicht, war nie zuvor dort gewesen. Ich weiß, daß er sich vorher sehr intensiv mit Polen beschäftigte und sich möglichst gut informieren ließ — doch das alles reichte zur Erklärung seines außerordentlichen Erfolges nicht annähernd aus.
Niemand würde es ihm verübelt haben, wenn er als Propagandaminister die Gelegenheit wahrgenommen hätte, hier das Reich zu verteidigen. Das tat er nicht. Manche fürchteten vielleicht, daß er als der Abgesandte des großen Nachbarn scharfe Kritik üben würde. Das tat er erst recht nicht. Er gab

sich dagegen die größte Mühe, die Polen zu verstehen und von ihren Nöten ausgehend einen neuen Weg aufzuzeigen — nicht aber wie ein Schulmeister, sondern wie ein bescheidener Freund, der das Zeug hat, helfen zu können, aber nicht aufdringlich erscheinen mag. Seine Kleidung, sein Auftreten, seine Gesten und seine Mimik hatten diesmal nichts Revolutionäres, sondern waren eher die eines eleganten, feingeistigen und äußerst höflichen Wissenschaftlers. Seine Rede war nicht allein auf die Anwesenden zugeschnitten, sondern auch geeignet, eine gute Atmosphäre für seine bevorstehende Aussprache mit dem Marschall zu schaffen. Es war ja mit Sicherheit anzunehmen, daß sich der Marschall genauesten Bericht darüber erstatten lassen würde.
Am folgenden Tag fand der mit Spannung erwartete Empfang beim Marschall statt. Pilsudski zeigte sich sehr aufgeschlossen.
Goebbels kehrte zu uns mit den Worten zurück: „Der Marschall ist unser Freund. Er ist ein sehr imponierender Mann. Die Polen sind, abgesehen von ihren französischen Freunden, die einzigen politischen Menschen in Europa, denn England zählt sich ja nicht zum Kontinent."
Bei dem diesem Empfang mittags folgenden Essen im Palais des polnischen Außenministers Oberst Beck wurden wir denkbar verwöhnt. Nie sah ich so elegante und gutaussehende Frauen in solcher Zahl. Nie bekam ich so gut zu essen und zu trinken. Nie habe ich erlebt, daß ein festliches, offizielles Essen in jeder Beziehung so stilvoll war und so selbstverständlich zugleich. Das alles machte auf Goebbels, der viel Sinn für solche Dinge hatte, stärksten Eindruck. Zweifellos war das beabsichtigt, aber gleichwohl war alles echt und keineswegs Theater.
Oberst Beck war zu jener Zeit einer der Hauptakteure in der großen Politik der Welt. „Wenn ich zwischen einem italienischen und einem polnischen Verbündeten zu wählen hätte, ich würde die Polen nehmen", sagte Goebbels.
Beim Anblick meiner Tischdame mußte ich an die Gräfin Walewska denken und an den Mann, dessen große Liebe sie

wohl gewesen ist. Meine Nachbarin sagte mir, sie habe nicht viel Gutes von meinem Minister gehalten — müsse aber jetzt, da sie ihn erlebe, sagen, daß er großen Charme besitze.
Sie gehörte einer der bekanntesten Familien der europäischen Geschichte an. Meine schöne Tischdame stand mit ihrem Urteil nicht allein. Vielmehr hatten alle den Eindruck, daß der alte Professor zu recht vom „Wundermann" gesprochen hatte.
Später durfte ich meinen Minister begleiten, als er die Front der zur Parade angetretenen polnischen Gardeinfanterie abschritt. Wieder stellte ich fest, daß er in Cutaway und Zylinder wesentlich besser aussah als daheim in der Parteiuniform.
Goebbels hatte dann noch eine Unterredung mit Oberst Beck. Ich war dabei, ohne jedoch beteiligt zu sein. Die Unterredung fand in einem großen Raum statt. Er mündete in einen kurzen, dunklen Korridor, der nur durch eine schwere Portiere abgetrennt war. Hinter dieser Portiere, die sich während der Unterhaltung plötzlich bewegte, entdeckte ich zu meinem größten Erstaunen einen uns gut bekannten italienischen Diplomaten und Kameraden Mussolinis. Wir hatten von seiner Anwesenheit in Warschau nichts gewußt; eigentlich gehörte er nach Berlin. Ich begrüßte ihn höflich und holte ihn hinter dem Vorhang hervor, als sei er eben erst gekommen, wiewohl er zweifelsohne schon längere Zeit dort gestanden hatte. Die Unterredung Goebbels-Beck war von da ab sinnlos.
Von Warschau reisten wir noch nach Krakau, um die wunderbare Burg mit ihren einmaligen Gobelins zu besichtigen und an einem großen Festessen der Regierung teilzunehmen, das zu Goebbels' Ehren gegeben wurde.
Während unseres Aufenthaltes in Warschau hatte ein polnischer Revolutionär — ein gebürtiger Ukrainer — kurz vor dem großen Abendempfang versucht, Goebbels in der Deutschen Botschaft zu ermorden. Ich war der erste, der ihm im Treppenhaus begegnete — er musterte mich recht auffallend. Er wurde gefaßt und auf Befehl des Innenministers Piratzky sofort verhaftet. Piratzky galt als einer der führenden Polen,

die auf eine Verständigung Deutschland-Polen hofften. Natürlich freute er sich über Goebbels' Erfolg in Warschau. Der polnische Innenminister und der deutsche Propagandaminister verstanden sich gut. Piratzky begleitete uns bis zum Flugzeug, als wir abreisten. Er war der letzte polnische Minister, der uns die Hand drückte. Nur wenige Minuten später, auf dem Rückweg vom Flugplatz, wurde ein Attentat auf ihn verübt, dem er erlag. Am Abend bei der Landung in Berlin teilte es uns der polnische Botschafter, Exzellenz Lipsky, mit. Goebbels war erschüttert. Er meinte, die Hintermänner wären vielleicht die gleichen wie bei der Ermordung des österreichischen Bundeskanzlers Dollfuss.

Goebbels glaubte in Polen viel für den Frieden erreicht zu haben. Er hielt Polen für unabhängig.

Später hat er oft gesagt, daß das Zerwürfnis und schließlich der Krieg mit Polen weder durch uns noch durch Polen verursacht wurden, sondern durch jene, die glaubten, ein deutsch-polnisches Bündnis werde die „balance of power" gefährden. Goebbels sagte damals: „Wenn wir uns mit Polen verbünden, ist unser Bündnis mit Frankreich nur noch eine Frage der Zeit — und mehr brauchen wir nicht, dann greift uns niemand mehr an." Ich fragte ihn, was England dazu sagen werde. Er antwortete: „Fragen Sie Hitler, der kennt die Engländer angeblich besser."

Böse Vorzeichen

In mehreren großen offenen Mercedeswagen fuhren wir von Berlin nach Dresden. Im ersten Wagen fuhr Hitler mit seiner Begleitung, aber ohne irgendwelchen besonderen Schutz. Im zweiten fuhr Goebbels mit Hauptmann Rettelsky und mir und im dritten Hitlers Begleitkommando.

Irgendwo in einem Kiefernwald legten wir eine Pause ein. Hitler liebte es, im Freien zu picknicken. Aber wie meist hatte er es zu eilig, als daß es wirklich gemütlich hätte sein können.

Wir fuhren zum großen Aufmarsch der SA-Gruppe Sachsen. Gleichzeitig sollte eine Theaterfestwoche in Dresden stattfinden, die wir besuchen wollten.

Über ein Jahr war verstrichen, bevor in Sachsen die erste wirklich große Parteiveranstaltung seit der Machtübernahme stattfinden konnte. Sachsens SA galt als besonders revolutionär, sie rekrutierte sich zum großen Teil aus der Linken, wenn nicht sogar der Kommune. In den ehemaligen Hochburgen der Spartakisten, insbesondere Chemnitz und Plauen waren nun die meisten Angehörigen der „Alten Garde" (Mitglieder der NSDAP mit der Parteinummer unter 100 000). Innerhalb der Bewegung herrschte in Sachsen eindeutig die SA.

Obwohl Goebbels in den schwersten Jahren Seite an Seite mit der SA gekämpft, durch seine Rede in der Radrennbahn in Chemnitz 1930 die Entscheidung gegen Sachsens Kommunisten herbeigeführt hatte, kam er zu diesem Aufmarsch mit geteilten Gefühlen. Jene standen noch ganz in der Revolution — für ihn waren zwangsläufig andere Aspekte bestimmend.

Auch war ihm das soldatische Element in der politisch-revolutionären Bewegung irgendwie fremd, jetzt mehr noch als während der Kampfzeit. Er sträubte sich innerlich dagegen, konnte das aber aus propagandistischen Gründen nicht zugeben. Für mich war das eine Belastung, ich gehörte zur SA.

Hitler und Goebbels hatten auf dieser Fahrt nach Dresden weit größere Sorgen, von denen ich nichts wußte. Sie vermuteten aufgrund etlicher Informationen, daß die SA im Begriff stand, einen Staat im Staate aufzubauen. Hitler, der nur einer der vielen nationalsozialistischen Organisationen, nämlich dieser, persönlich und unmittelbar vorstand, war zu allen Zeiten „der Oberste SA-Führer". Er konnte noch nicht glauben, daß die, die er für die treuesten seiner Revolution hielt, seine Bewegung aufspalten und sein Reich in Frage stellen sollten. Der Führer der SA-Gruppe Sachsen, Hayn, gehörte zu denen, die angeblich eine Revolte vorbereiteten. Desgleichen der Führer der Nachbargruppe Schlesien, SA-Obergruppenführer Heines. Beide waren im Kampf um des Reiches Sicherung im Osten hochverdiente, besonders tapfere Offiziere gewesen. Die Zahl der in diesen beiden Gruppen organisierten ehemaligen Soldaten übertraf bei weitem die damalige Stärke der Reichswehr. Der eigentliche Parteiapparat der NSDAP war dagegen völlig machtlos, und die SS unterstand seinerzeit noch dem Stabschef der SA. Dieser war zugleich Reichsminister ohne Geschäftsbereich, mit Sonderauftrag „Wehrertüchtigung".

Sachsens altehrwürdige Hauptstadt empfing uns in unvorstellbarer Schönheit. Obwohl unsere Ankunftszeit erst bei unserem Herannahen bekannt werden konnte, da sie geheimgehalten worden war, erwarteten uns Zehntausende. Ganze Häuserfronten waren tatsächlich kaum zu sehen, weil sie völlig durch Fahnen der Partei, des Reiches und Sachsens verdeckt wurden.

Da abends eine Festaufführung in der Oper vorgesehen war, hatte Hitler Frau Goebbels gebeten, auch nach Dresden zu kommen. Um nicht als einzige Dame neben ihm zu erscheinen, brachte sie noch zwei ihr befreundete Damen aus Berlin mit. Die Damen mußten aber gesondert reisen und durften beim Aufmarsch der SA nicht offiziell in Erscheinung treten. Wir wohnten alle in dem sehr eleganten Hotel Bellevue an der Elbe. Unser Hotel war — wie stets bei solchen Gelegenheiten — den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein von Tausenden belagert, die Hitler und Goebbels sehen woll-

ten. Im Hotel selbst war ein unheimlicher Betrieb, von Vorsichtsmaßnahmen keine Spur. Mancher der vielen Adjutanten benahm sich daneben. „Wenn ein SS-Führer in der Hotelhalle einen Liftboy ohrfeigt, weil er ihm etwas Falsches gebracht hat, dann schadet dieser SS-Führer unserer Bewegung mehr, als drei Redner ihr helfen können. Man sollte ihn sofort mit Schimpf und Schande hinausschmeißen!" sagte Goebbels.
Einmal äußerte er bei einer derartigen Gelegenheit: „Ich hasse diese sogenannten Rabauken — und die bilden sich noch etwas darauf ein. Es ist eine der schwersten Aufgaben eines wirklichen Revolutionärs, dieser Sorte Menschen, die bei der Eroberung der Macht plötzlich da waren und da sehr nützlich sein konnten, Herr zu werden. Man muß sie abschieben, ohne sie zu kränken, und das ist gefährlich — vor allem, wenn sie inzwischen in führende Posten aufgerückt sind."
Als wir an jenem Abend zur Festaufführung in der schönen Dresdner Oper waren, sahen wir nur sehr wenig Herren im Frack oder Smoking. Goebbels war auf den Gauleiter nicht sehr gut zu sprechen, weil dieser den Generalintendanten Hofrat Adolph absetzen wollte, der dem Reichspropagandaministerium unterstand und als tüchtige Kraft galt. Mutschmann wollte einen Parteigenossen auf diesem Posten sehen. Mein Minister fragte Gauleiter Mutschmann in Gegenwart Hitlers, ob es in Dresden kein elegantes Publikum gebe. Der empörte Mutschmann erwiderte, Goebbels kenne doch hoffentlich Dresden gut genug, um zu wissen, wie viele elegante Menschen es von jeher hier gegeben habe. Für Nationalsozialisten aber sei der Frack keine wünschenswerte Kleidung, wolle man ihn propagieren, so könnten viele die Oper nicht besuchen. Das müsse Klassenhaß erregen und den Eindruck erwecken, als sei das Theater nach wie vor nur für wohlhabende Bourgeois geschaffen und dem Volk nicht zugänglich. „Oder wollen Sie, daß diese Oper die ‚Hofoper' bleibt?" sagte der Gauleiter scharf. Goebbels wurde erregt und sagte, dieser Standpunkt sei kein nationalsozialistischer, nicht der eines nationalsozialistischen Kulturträgers — sondern der eines marxistischen Banausen — er, Goebbels, werde stets die Oper

im Frack besuchen und Hitler auch, wenn nicht Uniform vorgeschrieben sei. Im übrigen bekämpfe man den Klassenhaß nicht dadurch, daß man ihm feige nachlaufe, sondern vielmehr indem man den eigenen Standpunkt unter Beweis stelle.

Goebbels war sehr aufgebracht, Mutschmann war ein Freund Gregor Strassers, und das war der Hintergrund dieser Szene.

Als am folgenden Tage bei strahlendem Wetter inmitten der altehrwürdigen Haupt- und Residenzstadt Sachsens rund fünfzigtausend SA-Männer in tadelloser Disziplin an ihrem obersten Führer vorbeidefilierten, war das nicht nur eine gewaltige Demonstration für ihn und das Deutsche Reich, sondern auch der deutliche Hinweis darauf, daß die nationalsozialistische Revolution noch im Gange war und allein durch die SA repräsentiert werden sollte. Sehr viele, die da marschierten, waren verdiente Veteranen des Weltkrieges — neben ihnen in Reih und Glied Tausende, die aus dem roten Frontkämpferbund herübergekommen waren. An der Spitze von allen der einarmige von Heydebreck und Sachsens Ministerpräsident Manfred von Killinger, einst einer der tapfersten Männer der Kriegsmarine. Kaum vierzehn Tage später wurde von Heydebreck erschossen und Killinger eingesperrt, Mutschmann blieb.

Goebbels sagte an diesem Tag verschiedentlich, er werde aus diesen Männern nicht mehr klug — ich verstand nicht, was das heißen sollte.

1934 war in der sogenannten „aktiven" SA (ich meine hier also nicht die zum großen Teil aus dem früheren *Stahlhelm Bund der Frontsoldaten* entstandene „SA-Reserve I und II") eine sehr kritische Haltung gegenüber der Partei festzustellen. Ein SA-Mann mußte nicht der Partei angehören. In den früher stark kommunistischen Gegenden gab es ganze SA-Stürme (Hundertschaften), in denen kaum ein Parteimitglied war! Der Verwaltungsapparat der Partei wurde erst zu einer Zeit aufgezogen, als die SA bereits den schwersten Teil des Kampfes hinter sich hatte. Die Uniformierung der Amts-

walter der Partei wurde in der SA als völlig abwegig und geradezu beleidigend empfunden. Als später die Parteifunktionäre Pistolen trugen, sagte man in der SA: „Die dürfen nur gegen uns gebraucht werden!"
Alte, verdiente SA-Männer setzten Goebbels oftmals in diesem Zusammenhang kräftig zu: „Doktor, sehen Sie doch zu, daß die Schießbudenfiguren von der Partei ihre Waffen und Uniformen wieder abgeben müssen — das ist doch Unsinn, was wollen die damit — wozu gibt es denn die SA — oder habt ihr uns ganz vergessen?" Und Goebbels gab uns gegenüber zu: „Tatsächlich haben die ja eigentlich recht — wo ein Aktiveinsatz für die Partei notwendig war, Versammlungsschutz, Demonstrationen, Propaganda, da genügte immer die SA — sie hat sich bewährt, in ihren Reihen ist auch heute noch der alte Idealismus. Was aber tun wir? Wir ziehen die Partei wie eine zweite SA auf, säen Haß in den eigenen Reihen, schaffen Tausende von Kompetenzstreitigkeiten und haben am Ende unsere treuesten Männer vergrämt, damit diese verdammten scheinheiligen Eiferer sich wichtigtun können. Herr Ley und Konsorten brauchen ihre eigene Armee, so sieht es aus — ein Wahnsinn ist das!" Und: „Was soll überhaupt ein Partei-‚apparat'? Wenn ich nach München komme und die Paläste sehe, in denen die Partei unsere Revolution verwaltet, kriege ich das Kotzen! Lauter Hanswurste in goldstrotzenden Uniformen, die versuchen, in Akten festzulegen, was in Akten nur erstarren und sterben kann. Aber die Partei muß immer größer werden, muß gigantische Ausmaße annehmen — die Masse der Mitgliedsbeiträge ist bald wichtiger als die Masse der Menschen. Es gibt keinen Feind, der gefährlicher für unsere Revolution ist als der Reichsschatzmeister unserer Partei!"
Aber wenn ein Wahlkampf vor der Tür stand, war eben dieser Reichsschatzmeister eminent wichtig gewesen.
Die SA war aus dem Versammlungsschutz entstanden. Als sie zu groß geworden war, um im Ganzen eingesetzt zu werden, entwickelte sich aus ihren Reihen die SS — der „Saalschutz" — insbesondere zum persönlichen Schutz des Red-

ners. Die SS bestand zunächst aus den stärksten und denen, die jeden Abend Zeit hatten, mitzumachen, also meist Arbeitslosen. Lange Zeit durfte die SS nicht mehr als zehn Prozent der Stärke der SA ausmachen, und sie unterstand der SA-Führung. Ein SS-Mann mußte der Partei angehören. Natürlicherweise entwickelte sich eine Sonderstellung der SS, nicht zuletzt durch die eigene, ganz andere Kleidung. Da es sich tatsächlich bei der SS um eine gewisse Auslese handelte, betrachtete sie sich selbst bald als die Garde des Führers. Daraus entstand immer mehr ein Eigenleben.
Man muß immer wieder daran erinnern, daß ein großer Teil der SA aus den roten Kampfverbänden gekommen war — dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und dem kommunistischen Kampfverband Rot-Front. Diese Männer kamen aus Überzeugung, nicht weil sie sich buchstäblich „geschlagen" fühlten. So notwendig angesichts des brutalen Vorgehens der Kommunisten die SS als Rednerschutz war, damit überhaupt noch Redner zu Wort kommen konnten, so sicher ist, daß die Redner — gerade diejenigen aus den Reihen der SA — überzeugend wirkten und nicht die Gewalt der SS. Es war also nur natürlich, daß die meisten von denen, die aus den roten Organisationen zur SA hinüberwechselten, der SS gegenüber voreingenommen blieben, auch wenn sie mit der Zeit dort manche gute Kameraden fanden.
Der besondere Verwendungszweck der SS erforderte eine größere Kompromißlosigkeit und unbedingtere Unterordnung, eine mehr militärische als soldatische Auffassung im Vergleich zur SA und weniger politische Rücksicht. Es ging dabei vor allem zunächst nur um Nuancen, aber ein Mann wie Goebbels empfand das sehr wohl und sah diese Entwicklung mit großer Sorge.
Die Männer der SA, zu denen damals auch viele der späteren SS gehört hatten — immerhin etliche hunderttausend —, darunter sehr viele Arbeitslose, hatten manche Jahre hindurch ihre gesamte Freizeit und oft auch ihre letzten Groschen für die Propaganda der Bewegung geopfert. Sie hatten sich Geld geborgt, um sich Braunhemd und Stiefel anschaffen und so

gemeinsam auftreten zu können. Sie sahen die Revolution als ihr Werk und das neue Reich als das ihre an. Dafür hatten sie ja viele Jahre hindurch gehungert und oft Entsetzliches auf sich genommen. Sie empfanden Hitler als den ihrigen, der gegen alle Widerstände des kapitalistischen Bürgertums, Adels und schwarz-roter Regierungen mit ihnen nach langem, oft hoffnungslos erscheinendem Kampf Unwahrscheinliches erreicht hatte. Während Adelige und satte Bürger und Kirchen jammernd aber ideen- und tatenlos zugesehen hatten, wie Volk und Reich langsam aber sicher von feindlichen Ideen und Mächten ausgehöhlt und zerstört wurden. So ungefähr sah das Ganze von ihrer Seite aus. „Und wie viele von unseren Kumpels haben deshalb ins Gras beißen müssen", sagten sie mir mehr als einmal.

„Was die wollen", sagte Goebbels, „stammt manchmal auch noch aus ihrer kommunistischen Vergangenheit. Und wir haben sie jahrelang eine Disziplin halten lassen, die ihnen im Grunde gar nicht paßte — die hätten doch viel lieber losgeschlagen. Nun sind wir endlich am Ruder, und da heißt es wieder immer nur: arbeiten und Disziplin halten, Vorbild sein! Eines Tages wird denen das zu dumm, und sie fragen sich, wofür eigentlich immer noch. Und dann sehen sie sich um — und da fällt ihnen die Parteiorganisation auf, und da sehen sie uns Minister und die Armee und all die vielen Beamten — und dann braucht nur einer zu sagen: und wir? Ich glaube, das ist ein sehr schwieriges Thema."

In seiner Gegenwart sagte mir einmal einer: „Die feinen Uniformen und das Tönchen, das sich diese Burschen von der SS uns gegenüber erlauben — wo ist denn da die Kameradschaft geblieben, und das soll noch unsere Revolution sein, Mensch, spuck dir man nich uffn Schlips!" Goebbels erwiderte etwas betroffen: „Warum sagen Sie das uns, wir tragen doch beide keine SS-Uniform, und im übrigen gibt es doch auch in der SS viele anständige Kerle." — „Ja", sagte der andere, „das mag wohl stimmen, ich meine ja auch man so im allgemeinen, und die Amtswalter sind auch nicht besser — was soll denn all das Zeug, die machen ganz was andres draus — das merkt

ihr vielleicht nicht so da oben!" Es war ein alter, ordentlicher Mann, und die Tränen rollten ihm über die Wangen. Wir waren ergriffen, aber ziemlich ratlos. So hatte sich bei der SA bereits im ersten Jahr eine gewisse Unzufriedenheit verbreitet. Sie richtete sich nicht im geringsten gegen Hitler, seine Revolution oder gar den Staat, sondern ausschließlich gegen die Nutznießer und die „falschen Apostel". Goebbels wußte sehr genau, daß er niemals ohne die Hilfe der SA Berlin hätte erobern können. Er hat sich ihr auch innerlich stets eng verbunden gefühlt. Gerade das aber quälte ihn immer mehr, denn er wußte, daß er der SA angesichts der übergeordneten Notwendigkeiten des Reiches und aufgrund der Schwächen seiner eigenen Position nicht treubleiben konnte. Er ging dem Thema SA später immer mehr aus dem Wege, es berührte wie kein anderes den großen Konflikt seines Lebens. Es war vielleicht überhaupt der Konflikt, an dem schließlich alles zerbrach, was so hoffnungsvoll angefangen hatte und so traurig endete, der Konflikt zwischen Revolution und Reich.

Begräbnis in Rheydt

Wir erinnerten uns bereits jenes Begräbnisses im Norden Berlins, als die Steine flogen und Goebbels die trotzige Rede hielt. Jetzt handelte es sich um ein ganz anderes Begräbnis. Der Tote war wiederum ein kleiner Junge, wohl ungefähr im gleichen Alter. Er war durch eine Krankheit gestorben. Doch Tausende nahmen an dieser Beerdigung teil. Denn der Junge war ein Neffe von Goebbels, und man vermutete, daß der Minister kommen würde.

Das Begräbnis fand in Rheydt statt, der Heimatstadt der katholischen Familie Goebbels am Niederrhein.

Zunächst nahmen wir an der kirchlichen Feier teil. Goebbels war nur gekommen, um sich zu seiner Familie zu bekennen, vor allem seiner Mutter wegen. Die Teilnahme an den Feierlichkeiten war ihm entsetzlich. Er hatte gewollt, daß niemand außer mir ihn begleiten solle, damit wir uns ohne alles Aufsehen unter die leidtragende Familie mischen könnten, als sei er nichts anderes als einer von ihnen.

Dieses Begräbnis wurde wesentlich für ihn, weil er einmal keine Rede hielt und nicht offiziell in Erscheinung zu treten brauchte. Ich habe das sonst nie erlebt. Er merkte, daß er inzwischen gewohnt war, sich anders zu kleiden als seine Verwandten und sich auch anders zu bewegen. Er wollte in allen Kleinigkeiten sein wie sie und konnte es nicht mehr, das ärgerte ihn. Es war ihm zuvor nie klargeworden. Hier war er, wenn auch nur für zwei kurze Stunden, in eine völlig andere Welt gestellt. Jene Welt, aus der er kam und in der er sich plötzlich selbst auffiel. Alles zwang ihn zum Nachdenken.

Die Kirche war groß und wenig schön. Sie war überfüllt.

Jahre vorher hatte Goebbels in seinem „Michael" geschrieben:

> „Wieder komme ich zu Christus.
> Die deutsche Gottfrage ist nicht von Christus zu trennen.
> Wir haben unseren eigentlichen Zusammenhalt mit Gott verloren. Wir sind weder kalt noch warm. Halb Christ, halb Heide. Ja, selbst die Besten tasten im Dunkel und

wissen weder aus noch ein. Aber es ist auch hier nötig, ein offenes Wort zu sprechen. Volk ohne Religion, das ist so wie ein Mensch ohne Atem."

Als wir mit der Familie dichtgedrängt vor dem offenen Grabe standen, trat der Pfarrer nah vor Goebbels hin und schwenkte das Weihrauchfaß vor seinem Gesicht. Goebbels mußte husten. Ich sah von der Seite, daß er die Zähne zusammenbiß und offenbar sehr erregt war. In seinem blassen Gesicht traten die Adern tiefblau hervor, die dunklen Augen leuchteten wie feurige Kohlen. Ich glaube, daß er große Mühe hatte, sich zu beherrschen. „Am liebsten", sagte er später, „wäre ich vorgetreten und hätte mit wenigen Worten diesen infamen Pfarrer an die Wand gedrückt — aber das wäre ein großer Fehler gewesen, es wäre falsch verstanden worden."

Dieser Tag hat eine besondere Wirkung auf ihn ausgeübt. „Gegen die Macht dieser Kirche werden wir nie ankommen — es ist ein Wahnsinn, sich mit ihr zu streiten — Sie sehen es ja, irgend solch ein ganz simpler Pfarrer, ein winzig kleiner Mann dieser riesigen Organisation kann es sich erlauben, mich vor tausend Menschen geradezu herauszufordern — das hat er doch getan!" — „Was glauben Sie, was in der Welt geschehen würde, wenn ein Ortsgruppenleiter unserer Partei sich analog einem Kardinal dieser Kirche gegenüber verhielte — wenn der Kardinal in eine unserer Kundgebungen käme — alles, was wir unsere Revolution nennen, wäre mit einem Schlag erledigt."

Das Entsetzliche sei, fuhr er fort, daß die meisten Menschen in unseren Reihen zu töricht seien, das einzusehen, so daß wir mit der Zeit überall anecken müßten.

Er nahm sich vor, gleich mit Hitler zu sprechen. Hitler müsse ganz scharfe Bestimmungen gegen alle jene Parteigenossen erlassen, die in Wort oder Schrift gegen die Kirchen angingen oder sich provozieren ließen.

„Es war sehr gut, daß wir bei dieser Beerdigung waren", sagte er, „das wird Folgen haben, von denen sich jener Pfarrer keine Vorstellung macht. Er wollte das Böse und wird das Gute erreichen."

Bei der folgenden Unterredung Goebbels-Hitler war ich nicht zugegen. Tatsächlich aber kamen bald darauf Anweisungen an die Redner, die nur deren Ergebnis sein konnten. Alfred Rosenberg, der Dogmatiker, und andere führende Männer richteten sich allerdings nicht danach, und Goebbels war nicht in der Lage, sie zu zwingen.
„Es gibt keine faszinierendere Persönlichkeit in der Geschichte als Christus", sagte er manchmal.
Oft kam in der Folgezeit die Rede auf das Erlebnis dieser Beerdigung. Er versuchte sich immer mehr über Christus zu informieren, möglichst ohne daß andere es merkten. Er sah Christus gern als den größten Revolutionär aller Zeiten. „Es gibt keine gewaltigere Rede als die Bergpredigt. Jeder Propagandist müßte sie studieren. Überhaupt wir können von Christus ungeheuer viel lernen — nur müßte aus der Bibel all das ausgemerzt werden, was spätere Generationen, vor allem die Juden, dazugedichtet haben!"
Es lag ihm sehr daran, das Motiv der Volksgemeinschaft mit demjenigen der christlichen Nächstenliebe zu verbinden, aber er war allein mit diesen Gedanken, auch ich erfuhr selten und nur teilweise davon. Manchmal schien es mir, als trenne sich der denkende Mensch immer mehr von dem handelnden Politiker, als eile er ihm so weit voraus, daß schließlich daraus eine unüberwindliche Diskrepanz entstehen mußte. Der Politiker lebte in Abhängigkeit von anderen, fremden Kräften, die unfähig waren, sein Denken zu verstehen. Die eigentliche Revolution aber hätte Revolution des Denkens sein sollen, meinte er, viel mehr noch als eine des Handelns.

Bald nach dem Gautag in Sachsen reiste Goebbels mit Hitler ins Rheinland. Man sagte, es handele sich um Organisationsfragen des Reichsarbeitsdienstes. Ich als der für die Durchführung der Reisen verantwortliche Adjutant wurde dieses Mal in Berlin zurückgelassen. Das war noch nicht vorgekommen. Hanke, der politische Referent und Leiter des Ministerbüros wurde mitgenommen. Er teilte der Adjutantur so gut wie nichts mit. Die sonst übliche, ständige telefonische Verbindung zwischen der Begleitung des Ministers und der Adjutantur wurde nicht aufrechterhalten. Wir fanden das sehr sonderbar. Machten, vielleicht ganz zu Unrecht, Hanke dafür verantwortlich.

Am Abend des 29. Juni gab ich zum Geburtstag meiner Frau alljährlich ein Gartenfest. Dieses Mal wurden um Mitternacht plötzlich aus der großen Zahl der Gäste einige Verwandte und Freunde, die der SS angehörten, telefonisch zum Dienst gerufen. Das war sehr auffallend. Die SA hatte offenbar damit nichts zu tun. Wir verstanden es nicht und feierten weiter. Doch herrschte eine begreifliche Unruhe. Ich konnte auch bei der Presseabteilung unseres Ministeriums nichts erfahren, obwohl ich als Adjutant des Ministers und Regierungsrat anrief. Mit Hanke bekam ich keine Verbindung.

Mir fiel ein, daß Goebbels häufig zu sagen pflegte: „Vor allem in brenzlichen Situationen soll man nur nicht zu viel fragen — neugierige Quatschköpfe sind eine Gefahr für alle, auch für sich selbst."

Selten wohl haben sich Außen- und Innenpolitik des Reiches derart dramatisch überschnitten wie damals während jener Tage von Godesberg.

Goebbels hatte in jenen entscheidungsvollen Tagen rein dienstlich gesehen nicht sonderlich viel mit Hitler zu tun. Daß er dennoch ständig bei ihm war, hatte wohl zweierlei Gründe. Goebbels wußte genau, daß die Nähe Hitlers sein sicherster Schutz war. Und Hitler hatte schon oft erfahren,

wie wertvoll der „klügste Kopf der Revolution" für ihn sein konnte, wenn es um das Äußerste ging.
Als ich am nächsten Morgen wie immer zum Ministerium fuhr, war leicht festzustellen, daß Außerordentliches im Gange sein mußte. Ich fuhr in Zivil. Das Regierungsviertel war durch SS abgesperrt. Ich sollte meinen Ministerialausweis vorzeigen, hatte ihn vergessen und zeigte meinen SA-Ausweis. Das aber schien ungünstig! Die Kameraden von der SS — noch gehörte die SS zur SA — wollten mich nicht durchlassen. Mich ärgerte das sehr. „Seid ihr verrückt — ich befehle euch!" Daraufhin verlangten sie zu wissen, ob ich bewaffnet sei, SA-Führer hätten sofort ihre Waffe abzuliefern, sagten sie. Ich war empört: „Also so weit sind wir — wer hat den Befehl gegeben?" — „Ministerpräsident Göring!" — „Göring? Das kann nicht stimmen, der war doch selbst einmal unser Stabschef. Im übrigen hat der Ministerpräsident von Preußen einem Reichsbeamten gar nichts zu sagen — ich muß zum Dienst." Sie waren eingeschüchtert und ließen mich durch.
Mein einziger Gedanke war: auf welcher Seite steht Goebbels?
Im Ministerium wußte niemand Bestimmtes. Es war kurz vor neun. Ich saß in meinem Büro, dessen Fenster zum Wilhelmplatz ging, und wartete händeringend auf Nachricht aus Godesberg. Nicht ahnend, daß Goebbels längst nicht mehr dort war.
Plötzlich wurde mir klar, daß ich vielleicht hatte in Berlin bleiben müssen, weil ich der SA angehörte, und Hanke mitgenommen wurde, weil er zur SS zählte. Die alte Berliner SA sah in Hanke den Mann, der „ihren" Doktor von der SA zu trennen versuchte. Wir wußten, daß die SA ihn deswegen schon einmal hatte zusammenschlagen wollen. Goebbels hat lange Zeit sehr viel von Hanke gehalten, vom Zeitpunkt seiner Frauenaffären an ihn jedoch gehaßt. Der Müllergeselle und Handelslehrer aus Lauban in Schlesien brachte es bald durch Goebbels zum Staatssekretär im Reichspropagandaministerium — und dann gegen Goebbels zum Gauleiter in Schlesien, ehe er schließlich Nachfolger Himmlers als Reichs-

führer SS wurde. Er war ein Mann von außerordentlicher Zielstrebigkeit.
An jenem 30. Juni 1934 gegen 10 Uhr vormittags erschien in meinem Büro überraschend Preußens Ministerpräsident Hermann Göring. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn je zuvor in unserem Ministerium gesehen zu haben. Er schritt mit einem kurzen Gruß an meinem Schreibtisch vorbei zum Fenster. Dort blieb er stehen und trommelte mit seinen dicken Fingern an die Fensterscheibe. Nach einiger Zeit drehte er sich zu mir um und sagte: „Wissen Sie eigentlich, was jetzt geschieht?"
Ich verneinte.
„Hat man Ihnen gar nichts gesagt?"
Ich verneinte abermals.
„Der Stabschef hat ein Attentat auf den Führer versucht und wird heute noch erschossen. Jawohl, der Stabschef der SA!"
Die Nachricht kam mir ungeheuerlich vor. Es blieb ganz still im Raum. Später fiel mir auf, daß zu dieser Zeit Hitler noch gar nicht beschlossen haben konnte, Röhm erschießen zu lassen. Man hatte doch zunächst Röhm eine Pistole gegeben, damit er sich selbst erschießen könne, und dies geschah meines Wissens nicht zu so früher Stunde. Was Göring wußte, mußte er wesentlich vorher erfahren haben. Von wem aber? Wer wußte mehr als Hitler? Durch die geradezu triumphierende Sprache Görings war ich ganz konsterniert. Der Posten des Stabschefs der SA galt als der ehrenwerteste der ganzen Revolution.
Göring verließ mein Zimmer, ohne seine entsetzliche Mitteilung zu erläutern. Bevor er aber die Tür hinter sich schloß, wandte er sich noch einmal zu mir um und sagte: „Wo ist der Pompejanische Saal? Ich will gleich zur Presse sprechen, hier im Hause. Berlin und auch dieses Ministerium unterstehen meiner Verantwortung." Wenn das unser „Doktor" wüßte, dachte ich. Goebbels sagte später, als ich ihm berichtete: „Niemals hat auch nur eine Sekunde mein Ministerium dem Göring unterstanden!"
Zu dieser Pressekonferenz kam ich erst, als Göring seine

Rede bereits begonnen hatte. Warum war er so voreilig — Informationen an die Presse zu geben war allein Sache des Reichspropagandaministers oder des Führers selbst, niemals aber des preußischen Ministerpräsidenten, zumal auch die Auslandskorrespondenten anwesend waren. Göring schien die Rolle eines Siegers zu spielen, und gerade das verstand ich schon gar nicht, denn er berief sich so gern auf die SA.
Der Saal war brechend voll. Viele von uns mußten stehen. Neben mir stand der Pressereferent der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg, der mir bekannte Herr von Beulwitz. Während Görings Rede unterhielten wir uns über das Sonderbare dieser höchst beunruhigenden Situation. Wir glaubten nicht, was Göring sagte. Zwar hielten wir für möglich, daß die SA sich gegen vielerlei Mißbrauch der Revolution auflehnte und gegen eine zweifellos bestehende Gefahr von Seiten des Großkapitals — aber daß sie Hitler hatte beseitigen wollen, das konnte unmöglich wahr sein.
Wochen später erfuhr ich, daß Beulwitz noch am gleichen Tag erschossen wurde.
Göring sagte, Goebbels sei bei Hitler, und beide hätten gemeinsam die Oberste SA-Führung verhaftet. Er diffamierte viele der Männer, die bis zu diesem Augenblick zu den Ersten der Revolution gezählt hatten. Manche von ihnen sind an diesem Tage oder bald darauf erschossen worden. Zu der Zeit, als Göring zur Presse sprach, gab es nur wenig Beweise, und wir sahen nicht ein, warum das alles so schnell vor die breiteste Öffentlichkeit kommen mußte. Von jenem Tage an galt Hermann Göring in der SA nicht mehr sehr viel. Die Revolution hat sich nie mehr davon erholt, denn die SA war tödlich getroffen.
Goebbels sagte später: „Den 30. Juni haben Göring und Himmler auf dem Gewissen, der eine um der Wehrmacht willen — der andere wegen der Polizei." Zweifellos haben aber auch außenpolitische Bindungen dabei eine Rolle gespielt.
Aus viel späteren Äußerungen von Goebbels schloß ich, daß er selbst nur dank seiner klugen Taktik am 30. Juni heil

davonkam. Nun war er — außer Hitler — der einzige unter den führenden Männern der Bewegung, der noch die SA hinter sich hatte. Aber er konnte es sich nicht leisten, sich jetzt offen zu ihr zu bekennen. Daß er das nicht tat, nahmen meine Kameraden und ich ihm seinerzeit sehr übel. Der 30. Juni 1934 blieb in meinen Augen ein Tag der Schande für unsere Bewegung, ein Tag des Verrats an unserer Revolution. Ich habe das Goebbels mehr als einmal in aller Offenheit gesagt — er antwortete nie darauf außer mit einem Gesichtsausdruck, der auf Zustimmung schließen ließ.

Am Nachmittag des 30. Juni wurde ich auf den Flugplatz Tempelhof befohlen. Ich erlebte zunächst die Ankunft des gefesselten SA-Gruppenführers Ernst, der sich selbst in dieser Situation vorbildlich verhielt. Kaum eine Stunde später wurde er in Lichterfelde erschossen.

Bald erschien Göring, um Hitler zu empfangen. Das war ganz ungewöhnlich. Zum erstenmal stand eine Kompanie der Luftwaffe angetreten, und er sprach von „meinen Männern". Dieser Empfang konnte nicht in kurzer Zeit vorbereitet worden sein. Das sollte wohl heißen: Hitler, der Oberste SA-Führer muß nunmehr auf seine SA verzichten, aber der ehemalige Stabschef Hermann Göring bietet ihm als besseren Ersatz eine nationalsozialistische Wehrmacht. Der mächtige Röhm ist tot — es lebe sein Nachfolger Hermann Göring!

Goebbels sagte später: „typisch Göring, keine Ahnung von Propaganda, bei Hitler wird er das Gegenteil dessen erreicht haben, was er will. Solche Holzhammermethoden kann er nicht leiden."

Hitler interessierte sich tatsächlich auch nur wenig für Görings unpassenden Rummel. Er sah übernächtig und mitgenommen aus und war offensichtlich niedergeschlagen. Nie zuvor hatte ich ihn in einer derartigen Verfassung gesehen. Goebbels sah aus, als müsse er sich übergeben. Lediglich Hanke machte einen fast heiteren Eindruck. Er schilderte mir in kurzen Zügen das Wichtigste. Ich begriff die Zusammenhänge nicht. Alles widerte mich an. Hankes Hauptinteresse war anscheinend, daß Sanders, der Stabsleiter der Gruppe

Berlin-Brandenburg, nicht erschossen würde. Ob er dann doch erschossen worden ist, weiß ich nicht.

Mir kam es so vor, als sei Hanke durch diese Reise ein politisch wichtiger Faktor geworden.

Am Abend kam Hitler zu Goebbels in dessen Dienstwohnung. Es war ein damals noch kleines Haus im äußersten Eck der sogenannten Ministergärten. Früher hatte es als Dienstwohnung des Landwirtschaftsministers gedient. Frau Goebbels war auch anwesend, und ich durfte meine Frau dazuholen, so daß wir zusammen sein konnten.

Es war in etwa der Kreis, in dem wir damals oft zusammen waren. Aber nie hatte ich zuvor eine solch gedrückte Stimmung erlebt. Hitler fragte mich gleich, wie ich den Tag verbracht hätte. Er habe mich in der Begleitung des „Doktors" vermißt. Ich berichtete ihm, daß ich als dritter Adjutant des Gruppenführers Ernst geführt worden war und Befehl gehabt hatte, diesen am 30. 6. zu einem Manöver der Gruppe zu begleiten. Ich hätte jedoch aus dienstlichen Gründen den Befehl nicht befolgen können, der Dienst im Ministerium gehe vor. „Da haben Sie aber großes Glück gehabt", sagte Hitler, „sonst wären Sie jetzt nicht mehr am Leben, denn den „Doktor" oder mich zu erreichen wäre Ihnen bei diesem Durcheinander voraussichtlich nicht gelungen!" Meine Frau und ich waren zutiefst erschüttert über die erschreckende Sachlichkeit, mit der er das feststellte. Doch es war keine Zeit, darüber nachzudenken, weil Hitler anschließend chronologisch den Ablauf des Tages schilderte — so wie er ihn erlebt hatte.

Er schien tatsächlich überzeugt davon, daß der Standartenführer Uhl ihn bei der SA-Führer-Tagung in Bad Wiessee hatte ermorden sollen. Er schilderte genau, wie das Attentat geplant gewesen sei. Er behauptete zu wissen, daß Röhm und andere hohe SA-Führer derartige Vorbereitungen getroffen hätten. Die gesamte SA sei einsatzbereit gewesen, und die Wehrmacht würde ihr wahrscheinlich sogar beigestanden haben. Aus bestimmten Garnisonen sei gemeldet worden, daß

die Führung der SA mit derjenigen der Wehrmacht gemeinsame Sache mache.
Hitler schilderte zu meiner größten Überraschung, daß Reichsminister Röhm und General von Schleicher mit den Franzosen verhandelt habe, um ein Bündnis Deutschland-Frankreich vorzubereiten. Dies zu hören interessierte mich ganz besonders, da es meiner alten Konzeption Paris-Berlin-Moskau zu entsprechen schien, derentwegen Alfred Rosenberg mich schon 1931/32 so scharf bei Hitler angegriffen hatte. Auffallenderweise ist die außenpolitische Seite der „Röhmrevolte" später eigentlich fast in Vergessenheit geraten, obwohl sie gewiß wesentlicher war als manche menschliche — übrigens in den meisten Fällen absolut fragliche — Schwächen einiger SA-Führer.
Goebbels war viel mehr für ein Zusammengehen mit Frankreich als für den Plan eines deutsch-englischen Bündnisses.
Hitler machte Röhm an diesem Abend nicht so sehr den Plan selbst zum Vorwurf als die Eigenmächtigkeit seines Verhaltens. Es könne nicht Sache des Ministers Röhm sein, derartige Pläne zu verfolgen. Röhm habe sich dadurch des Landesverrats schuldig gemacht. Später erfuhr ich aus Kreisen der Obersten SA-Führung, daß der Stabschef nicht ohne Hitlers Kenntnis der Zusammenhänge, lediglich vielleicht ohne unmittelbaren Befehl, gehandelt hatte. Goebbels war immer gegen Röhm eingestellt gewesen. Das kam aber auch zum Teil daher, daß die aus dem Frontbann hervorgegangene alte Berliner SA aufgrund des Stennes-Putsches und des daraus resultierenden scharfen Durchgreifens von Seiten der Obersten SA-Führung in München eine Sonderrolle spielte und Goebbels natürlich zu „seinen" Berlinern hielt.
Als Hitler die Vorkommnisse der letzten Tage ausreichend geschildert hatte und nun über die SA im ganzen gesprochen wurde, spürte man, daß von irgendeiner nicht genannten Seite offenbar sehr intensiv die Auflösung der SA gefordert wurde. Durch den Einsatz der SS gegen die SA-Führung wurde angeblich die Herauslösung der SS notwendig. Goebbels bat Hitler immer wieder und dringend, „die Ehre der SA"

zu retten und die SA zu erhalten. Man könne und dürfe nicht Millionen braver SA-Männer mit den Machenschaften einiger weniger — inzwischen toter — „Lumpen" identifizieren. Das nämlich würde das Ende der nationalsozialistischen Revolution bedeuten, und zwar mit Recht. Goebbels setzte sich in der Folgezeit, in der sonst fast alle auf die SA schimpften, mit einer derartigen Schärfe und unbedingten Selbstlosigkeit für sie ein, daß sogar Hitler sichtlich überrascht war. Er meinte, man müsse die SA gründlich „durchkämmen", dürfe sie jedoch aber „um Himmels willen" nicht abschaffen. Lieber die Partei auflösen und vielleicht sogar die SS — aber nur nicht die SA, denn sie sei die eigentliche Trägerin der Revolution. Man müsse einen guten Stabschef finden — einen Mann, der auch in der Wehrmacht angesehen sei — man solle die Oberste SA-Führung aus der dumpfen „Bieratmosphäre Münchens" nach Berlin verlegen, wo die SA von jeher am aktivsten gewesen sei. Hitler solle sich in Zukunft selbst um die SA kümmern, er sei ja der „Oberste SA-Führer" und müsse es bleiben. Er müsse verhindern, daß die SA ins Militärische abgleite. Sie müsse als „politisches Soldatentum" auf freiwilliger Basis erhalten bleiben. Er solle möglichst alle propagandistischen Aufgaben der Bewegung in die Hände der SA geben, dann werde es nicht viele sich überschneidende, in Kompetenzkämpfen verzehrende Organisationen nebeneinander geben, sondern nur eine einzige und dafür auch imponierende. Es sei richtig, in diesem Augenblick die SA moralisch aufzufangen und sie besser herauszustellen als je zuvor.
Hitler hat sich jedoch nur zum geringen Teil nach dem gerichtet, was ihm Goebbels riet. Die SA wurde politisch ausgeschaltet, vergrämt und zur Opposition getrieben. An ihrer Stelle breiteten sich immer mehr Organisationen aus: die Partei selbst, die SS, der Arbeitsdienst, die Hitlerjugend, das NSKK, die NSV, die Arbeitsfront und schließlich sogar noch der Reichsluftschutzbund. Deren Aufgaben aber hätte ohne weiteres sämtlich eine entsprechend ausgebaute SA erfüllen können.
An diesem Abend ahnte Goebbels nicht, wie groß die Zahl

der umgebrachten SA-Führer war. Ich bin überzeugt, daß auch Hitler es noch nicht wußte, sondern das alles erst erfuhr, nachdem er sich in seiner großen Reichstagsrede vor dem Volk festgelegt hatte. Zur Berichterstattung über die Durchführung der Aktionen gegen die SA erschien während dieser ersten Tage bei Hitler mehrfach der SS-Führer Diels, später Regierungspräsident in Hannover und Köln, dann 1946 Belastungszeuge beim Internationalen Militär-Tribunal in Nürnberg. Wir hatten den Eindruck, daß er die Aktionen leitete und sozusagen der erste Chef der Geheimen Staatspolizei war. Nicht lange zuvor hatte er als Kollege des späteren Anklägers beim IMT Nürnberg im preußischen Innenministerium gearbeitet. Goebbels sagte häufig: „Ich möchte zu gern wissen, wie dieser Diels eigentlich plötzlich so wichtig werden konnte."

Ich halte es heute für möglich, daß Hitler selbst seinem Propagandisten Goebbels nicht die ganze Wahrheit bezüglich der Opfer des 30. Junis gesagt hat, um ihn von Belastungen frei zu halten, die der Propaganda abträglich sein konnten. Von dem SS-Mann, der im Braunen Haus in München am Morgen des 30. Junis vor Hitlers Arbeitszimmer Wache stand, weiß ich, daß einer der später rangersten SS-Führer, der von jeher nicht gut auf die SA zu sprechen war, Hitler die Liste der zu erschießenden Führer vorlegte, und daß diese Liste viel länger war, als wir ahnten. Mein Gewährsmann trat daraufhin aus der SS aus und wieder in die SA ein.

Zwischen der SA und SS hatte es stets eine gewisse Rivalität gegeben. Nach dem 30. Juni 1934 hörte allmählich jede Verbindung zwischen ihnen auf, und die SS-Führung tat alles, die SA völlig auszuschalten. Wenn Goebbels sich gegen die SS äußerte, so meinte er damit nie die Masse der allgemeinen SS oder gar die Waffen-SS, die ja erst viel später geschaffen wurde. Als gefährlichen politischen Faktor sah er lediglich eine kleine Zahl hoher SS-Führer an, die nach seiner Ansicht einen Staat im Staate bilden wollten und unter dem Firmenschild der nationalsozialistischen Revolution Ideen und Pläne entwickelten, die mit unserem Parteiprogramm

unvereinbar waren und Partei und Staat vor dem eigenen Volk sowie vor allem vor der Umwelt in Mißkredit bringen mußten. Goebbels sagte während der folgenden Jahre des öfteren: „Wenn wir einst mit gewaltiger Mehrheit vom deutschen Volk gewählt wurden, so deshalb, weil wir ein ganz bestimmtes Programm hatten und weil man uns für ehrlich und treu genug hielt, daß wir uns daran halten würden — nicht aber, damit wir, einmal an der Macht, andere Wege gehen. Was Herr Himmler aber mit Hilfe des Herrn Rosenberg da an Mythos, Rassenfragen und Herrentum fabriziert, ist ein heilloser und übrigens sehr gefährlicher Quatsch, zu dem uns vom Volk jede Legitimation fehlt. Es ist ein Verbrechen gegen unsere Revolution, unsere Bewegung in dieser Weise vor aller Welt festzulegen, wir dürfen uns das nicht gefallen lassen!" Tatsächlich hat Goebbels in unzähligen Fällen, soweit es seine Kompetenzen erlaubten — und oft darüber hinaus — geradezu verzweifelt gegen diesen „heillosen und gefährlichen Quatsch" angekämpft, aber die anderen erwiesen sich doch auf die Dauer als die Stärkeren.
Als Himmler, Heydrich und Diels nach der großen Reichstagsrede, die sozusagen der Rechenschaftsbericht über den 30. Juni 1934 war, Hitler eröffneten, was wirklich geschehen war, konnte der seine Rede nicht mehr korrigieren. Von da ab hat er sich wohl in einer gewissen Abhängigkeit von jenen Männern befunden. Damals zerbrach die Revolution.
Wenn Goebbels Rolle im Dritten Reich eine weit wesentlichere war als alle seine Ämter und dienstlichen Funktionen, so lag das einzig und allein an der Bedeutung seiner sorgsamst gepflegten persönlichen Beziehung zu Hitler. Niemals hat er, glaube ich, in Gegenwart Hitlers eine unbedachte Äußerung getan — oft aber bereitete er sich wochenlang genau auf etwas vor, was er dann scheinbar ganz zufällig so nebenbei gelegentlich eines gemeinsamen Mittagsmahles vorbrachte. Jahrelang, wenn ich ihn bat, doch bei Hitler ein Wort für die SA einzulegen, schwieg er nur.
Ich war befreundet mit Röhms Nachfolger, dem Stabschef Viktor Lutze, der aus dem Ersten Weltkrieg das von meinem

damals regierenden ältesten Bruder verliehene schaumburg-lippische Kriegsverdienstkreuz I. Klasse trug. Lutze bat mich während der ersten Jahre des Zweiten Krieges häufig, ich möge ihn doch wieder mit Goebbels zusammenbringen, den er von den gemeinsamen Kämpfen im Ruhrgebiet zu Zeiten Leo Schlageters gut kannte. Wenn ich aber bei Goebbels entsprechende Vorschläge machte, bekam ich zur Antwort: „Was soll ich mir das Gejammere von Lutze anhören, die SA ist's selber schuld, wenn sie sich an die Wand drängen läßt, die ist nicht mehr zu retten — was glauben Sie, wieviel raffinierter der Himmler vorgeht!"

Als ich mich im Frühjahr 1943 wieder einmal beim Stabschef hatte melden müssen, erzählte der mir sehr ausführlich, daß er geradezu unwahrscheinliche Informationen über die Arbeit Himmlers habe. Lutze wußte, daß Himmler im Laufe der Jahre planmäßig und systematisch sämtliche wesentlichen Dienststellen von Partei und Staat mit seinen Leuten durchsetzt hatte. Himmler brauchte nur auf den rechten Knopf zu drükken, und alles hörte auf sein Kommando.

Um das herbeiführen zu können, hatte er zunächst nach dem 30. Juni 1934 die gesamte SS aus der SA herausgelöst und sich unterstellen lassen. Dann hatte er die SS mit der Polizei verbunden. Da die Polizei an sich dem Innenministerium unterstand, drängte er den ohnehin nicht starken Reichsminister des Innern, Frick, an die Seite und besetzte dieses Ministerium, das wiederum für die Personalpolitik aller Behörden des Reiches die oberste und entscheidende Instanz war. Alle wichtigen Posten der Polizei wurden mit SS-Führern besetzt. Die Geheime Staatspolizei und dann der Sicherheitsdienst wurden in die SS eingegliedert, jedenfalls personalpolitisch. Ein Beamter, der Karriere machen wollte, mußte der SS angehören — auf keinen Fall der SA. Und um auch der Wehrmacht gegenüber eine Machtposition zu besitzen, baute er die Waffen-SS derart aus, daß sie zum 4. Wehrmachtsteil wurde — zum bestrekrutierten, modernst bewaffneten und in jeder Weise bevorzugten. Als Himmler, der Reichsführer SS, im Kriege dann auch noch Chef des Ersatz-

heeres geworden war, gab es neben Hitler keinen auch nur annähernd so mächtigen Mann. „Ich mag den Lehrer Heinrich nicht, aber man muß sagen, daß bei der SS alles besser klappt — das ist keine Frage", sagte Goebbels. „Die halten zusammen, die fragen nicht viel, sondern handeln." Das imponierte nicht nur ihm, sondern sogar noch nach dem Krieg den amerikanischen Bewachern der Internierungslager.
Der Stabschef Lutze sagte: „Himmler meint Gewalt, wenn er von Macht spricht. Er tut Vieles, was nichts mit Nationalsozialismus zu tun hat, und treibt uns daher alle ins Verderben. Wenn Himmler zum Beispiel verlangt, daß alle entscheidenden Männer im Auswärtigen Amt SS-Führer sein müssen, dann bestimmt er bald auch die Außenpolitik. Das ist ein Wahnsinn, der Mann betreibt dauernd Parteiverrat im größten Stil. Ich muß Hitler darauf aufmerksam machen." Aber er sagte auch, daß Hitler, ihn, den Stabschef seiner SA, seit langer Zeit — ich glaube, es waren mindestens zwei Jahre — nicht mehr empfangen habe. Er bat mich dringend, bei Goebbels zu erreichen, daß dieser für ihn bei Hitler vorstellig werde. Lediglich mit dem Ziel, daß der Führer seinen Stabschef endlich einmal anhöre.
Ich sprach wieder mit Goebbels, und es dauerte nicht lange, bis Viktor Lutze und Frau eines Abends bei Goebbels eingeladen waren. Es kam zu einer großen Verbrüderung mit dem alten Kameraden. Lutze berichtete einiges von dem, was er Hitler offenbaren wollte. Goebbels sah ein, wie außerordentlich wichtig das war, und erreichte den Termin für den Stabschef. Lutze wurde ins Hauptquartier befohlen. Gleich nach seiner Rückkehr ließ er mich kommen, um mir zu sagen, was er erreicht hatte.
Der stattliche, starke, große Mann, dem die SA-Uniform sehr gut stand, machte einen hervorragenden Eindruck auf mich als er erfüllt von innerer Freude über seinen Erfolg berichtete. „Ich habe dem Führer alles gesagt. Wir haben uns zunächst mindestens zwanzig Minuten lang gegenseitig angebrüllt, daß die Fetzen flogen; aber als er eingesehen hatte, daß ich der alte bin, gab er nach und wurde ganz vernünftig.

Ich habe ihm an Hand meiner Akten bewiesen, daß der Reichsführer SS einen Staat im Staate aufbaut, und daß er kein Nationalsozialist ist. Ich habe ihm bewiesen, daß die Himmlers und Bormanns eine riesige Gefahr für unser Reich sind, und daß der Führer die Fronten den Generalen überlassen, selbst aber die Heimat regieren muß. Wenn hier in der Heimat der Zusammenbruch kommt, ist die beste Front nichts wert. Dieser Krieg wird vor allem in der Heimat entschieden. Solange die Heimat intakt ist, wird der Soldat draußen auch die Nerven haben, auszuhalten. Er hat das sehr ungern eingesehen, aber ich glaube, daß er es nun weiß. Das sagt ihm ja sonst keiner. Und dann habe ich ihm gesagt, daß er unbedingt nach einer Seite Frieden schließen muß, entweder nach Osten oder nach Westen. Leichter wird es nach Osten sein. Selbst dann, wenn wir Vieles wieder hergeben müßten. Den Krieg nach allen Seiten werden wir nie gewinnen, sondern nur verlieren können, habe ich ihm gesagt. Jedenfalls habe ich ihn sehr nachdenklich gestimmt, das ist sicher. Schließlich war er wieder der alte Kamerad. Er klagte darüber, daß so wenig Menschen ehrlich zu ihm seien, er habe ja fast niemanden mehr, mit dem er ganz offen und frei sprechen könne und der fähig sei, ihn zu verstehen. Nichts wünsche er sehnlicher als einen gerechten Frieden, und er werde zu jeder Stunde dazu bereit sein. Es gehe ihm ja um nichts anderes als darum, seinem deutschen Volk ein freies, anständiges Leben zu sichern."
Lutze sagte, er habe das Gefühl gehabt, daß der Führer ungeheuer einsam geworden sei. Der Führer habe dann gesagt: „Lutze, Sie sind viel zu lange weggewesen — Sie müssen öfter zu mir kommen — was Sie mir sagten, war hochinteressant für mich — kommen Sie in acht Wochen wieder, bringen Sie dann noch die weiteren Unterlagen mit, damit ich mich danach richten kann. Ich werde jenen Herren, die da glauben, unsere Revolution verderben zu können, das Handwerk legen. Das wäre ja noch schöner! Und über das andere sprechen wir auch wieder, ich werde es mir bis dahin durch den Kopf gehen lassen." — „Unser Führer hat sich nicht ver-

ändert, Prinz Schaumburg-Lippe", sagte der Stabschef, „aber wir alle müssen ihm helfen, sich zu behaupten — solche Kerle wie der Himmler und der Bormann und der Ribbentrop, die müssen weg, sonst gibt es eine unvorstellbare Katastrophe. Sie können sich darauf verlassen, daß ich in acht Wochen ein Material vorlege, das es ihm völlig unmöglich macht, jene Leute zu halten, er wird sie davonjagen müssen — schon das, was ich ihm jetzt vorlegen konnte, war geradezu ungeheuerlich — was die tun, das hat mit unseren Idealen aber auch nicht mehr das mindeste zu tun." Er war sich seiner Sache absolut sicher, der arme Lutze, in dessen einem Auge die Tränen standen.

Kurze Zeit später, wenige Tage nur vor seinem nächsten Besuch im Führerhauptquartier, verunglückte Lutze bei Berlin mit dem Auto. Sein ältester Sohn hatte den Wagen gefahren, der plötzlich ohne erkennbaren Grund von der Autobahn abgewichen und eine Böschung hinabgestürzt war. Wir glaubten, daß es ein Attentat gewesen sein müsse. Lutze starb kurz darauf an den Folgen des Unfalls. Sein Sohn fiel an der Front. Als Goebbels telefonisch den Tod des Stabschefs erfuhr, geschah etwas, das wohl einmalig war — er weinte. Sicher nicht, weil er Lutze für ein Genie gehalten hatte. „Lutze war ein tapferer, anständiger Mann", sagte er, „— sonst nichts, aber das ist sehr viel!" Doch das war nicht der Grund für die Tränen dieses Mannes, der so viele Freunde verlor. Er raunte ihn vor sich hin: „Nun kommt das Ende unserer Revolution." Und das, was Lutze seinem Führer als die große Gefahr aufgezeigt hatte, trat von da ab immer schauerlicher in Erscheinung. Goebbels aber war niemals bereit zu sagen: „Après nous le deluge!" Wenn er sich auch ganz der Revolution verschrieben hatte, als sei sie seine größte Leidenschaft, so blieben doch in seiner Vorstellung Volk und Reich stets wesentlicher.

„Man hätte mir eine Zeitung geben sollen — und die Erlaubnis, ganz so zu schreiben, wie ich will. Ich würde ein sehr gefährlicher Kritiker sein, aber meine Kritik wäre der positive Beitrag im Innern und wahrscheinlich das Versöhnlichste nach außen — ja, meine Herren, mit einer einzigen Zeitung könnte ich in der ganzen Welt eine wesentliche Rolle spielen — aber als Minister?"
Er liebte es, als Journalist bezeichnet zu werden. Er freute sich sehr, wenn eine große Zeitung ihn ernst nahm. Zum Beispiel die *Zürcher,* die er jeden Morgen ganz genau las. Was er im übrigen auch von mir verlangte. „Die können schreiben, unsere Leute lernen das nie ... Beim Schreiben ist es so wie beim Malen — es ist die große Kunst des Weglassens — wie bei allem im Leben die Beherrschung — aber wenn ich das einem deutschen Durchschnittsjournalisten sage, dann gibt er mir am nächsten Tag ein weißes Blatt in die Hand und bildet sich noch etwas auf seine Schlauheit ein!" —
„Eine Zeitung wäre besser als ein Ministerium — aber Hitler hat dafür kein Verständnis, der ist nie Journalist gewesen, das würde auch gar nicht zu ihm passen. Alle wirklichen Journalisten sind wie durch ein Solidaritätsgefühl miteinander verbunden, ganz eigenartig. Bei den Kriminalisten ist es auch so. Ich kann einem Journalisten begegnen, der mir hundertprozentig entgegengesetzt ist. Ist er ein Journalist von Format, so mag ich mit ihm sprechen, und wir werden uns irgendwie achten und wahrscheinlich vertragen."
Und zu einem deutschen Journalisten sagte er: „Warum befetzen Sie den Walter Lippmann so — weil er gegen uns schreibt? — Widerlegen Sie ihn, aber fair — er ist ein ausgezeichneter Journalist! Der muß was können, denn er bringt es fertig, mich zu ärgern."
Längst bevor ich Goebbels kennenlernte, las ich mit großer Spannung und Vergnügen seine Zeitung *Der Angriff.* Auch

viele Gegner Hitlers lasen dieses Blatt allein schon deswegen, weil es so klug redigiert war, äußerst schlagfertig und intelligent. „Herausgeber Dr. Joseph Goebbels."

Jene Redakteure des *Angriffs*, die nach seinem Ausscheiden — als er Minister geworden war — den *Angriff* zu verantworten hatten, taten mir immer leid. Sie hatten keine Chance, seinen Anforderungen gerecht zu werden. Er konnte in diesem Zusammenhang sehr ungerecht sein.

Er hat in seinem Leben ungeheuer viel geschrieben. Viel lieber als an einem Buch schrieb er einen Leitartikel. Er ging dabei wie ein Künstler an die Arbeit. Verliebt in das Thema und immer wieder froh über die Begabung, die ihn dazu befähigte. Er schrieb langsam und hatte besondere Freude an der Reinheit der Sprache wie an der Ausdrucksfähigkeit bestimmter Worte.

Wochenlang konnte er für bestimmte Worte oder auch Wortspiele schwärmen. Dann brauchte er solche Worte so oft wie möglich, manchmal sogar in sinnlosen Zusammenhängen. Nur um sich an ihnen zu berauschen. Sie geisterten durch seine Artikel und Reden und meldeten sich in unzähligen Besprechungen immer wieder.

Ich habe einmal während einer Ministerkonferenz auf einen vor mir liegenden Schreibblock heimlich jedesmal einen Strich gemacht, wenn er die Wörter „penetrant" und „schizophren" gebrauchte. Da er mir an dem langen Tisch genau gegenüber saß, bemerkte er schon sehr bald mein sonderbares Verhalten und erriet wohl, was ich tat. Jedenfalls vermied er von da ab — offenbar mit Schwierigkeiten — beide Wörter.

In einer Rede verstieg er sich sogar dazu, zu sagen: „das, meine Parteigenossen, ist ein ganz typischer Fall von penetranter Schizophrenie." Ich konnte mir darunter wirklich gar nichts vorstellen, aber alle Anwesenden quittierten diese Glanzleistung mit tobendem Beifall. Ich sprach ihn nachher darauf an. Er lachte und sagte: „sicher hat keiner es verstanden, denn es war ja nicht zu verstehen — aber wenn nur einer ganz spontan klatscht, machen alle anderen mit, weil

jeder durch Nichtklatschen zu verraten fürchtet, daß er es nicht verstanden hat."

Er war sich solcher Entgleisungen absolut bewußt, es machte ihm zuweilen Spaß, die Menschen zum Narren zu halten. Anderen hätte er solches nie nachgesehen. Nicht immer jedoch war es Absicht.

Es ist meines Erachtens schlecht, wenn er schreibt:

> „Das Geld, das ich nicht habe und das ich doch nötig habe, um meine täglichen kleinen Bedürfnisse zu befriedigen, dieses Geld hängt mir zum Halse heraus."

Aber auf der gleichen Seite seines *Michael* konnte er auch so schreiben:

> „Das Symbol ist göttlich. Darum ist es göttlich, weil es nur geahnt, aber nicht geschaut werden kann.
>
> Die laute Literatenjugend reißt das Heiligste in die Niedrigkeiten des Tages hinunter.
>
> Es gibt Dinge, die sagt man nicht. Das sind gewöhnlich die tiefsten und schönsten. Spricht man sie aus, so wird man platt und abgeschmackt.
>
> Eine Kunst ohne Delikatesse ist ein Schweinefutter."

Als er das schrieb, war er noch sehr jung. Sein Stil war mit keinem eines anderen bekannten Nationalsozialisten auch nur annähernd zu vergleichen. Später fanden wir viele Artikel aus seiner Feder in der Weltpresse. Am 24. März 1933 stellt er fest:

„Ich schreibe für eine große englische Zeitung einen sehr sachlichen und objektiven Aufsatz gegen die Greuelpropaganda. Wir tun so viel, wie wir können. Aber alles das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein."

Und am Tag darauf erwähnt er:

„Mein Aufsatz gegen die Greuelhetze erscheint im *Sunday Express* und wirkt gut. Er verschafft uns in England einige Erleichterungen."

Wir verglichen die Artikel, die er als Mann der Revolution schrieb, mit jenen, die er später als Minister des Reiches verfaßte. Dieser Vergleich zeigte ihn als Propagandisten. Er

schrieb nicht, um seine Meinung zu sagen — sondern um verstanden zu werden und dadurch Vertrauen zu gewinnen.
So ausgezeichnet er es verstand, die Stimmung des eigenen Volkes zu testen — so traf er in Bezug auf das Ausland manchmal doch erheblich daneben, weil er das Ausland kaum kannte und sich daher oft auf Menschen verlassen mußte, die auch nur behaupteten, es zu kennen.
Seine vielen Artikel in der Auslandspresse kamen dennoch im allgemeinen gut an. Wie das obenwiedergegebene Zitat beweist, war er stolz darauf, „sachlich" und „objektiv" geschrieben zu haben. Beachtlich, daß er selbst darauf hinweist, obwohl er wußte, daß viele Revolutionäre nichts von „sachlich" und „objektiv" wissen wollen. Die Bemerkung, daß eben „alles nur ein Tropfen auf den heißen Stein" sei, läßt gewiß nicht auf Überheblichkeit schließen. Er kannte die Stärke seiner Gegner und gab sie offen zu. Das ist keine typisch deutsche Eigenschaft.
Immer wieder trat dieser Minister und Politiker auch als Journalist auf. Ganz spontan griff er manchmal zur Feder, um seine Meinung in die Wagschale zu werfen. Kaum einer tat es außer ihm.
So berichtete er unter dem 6. April 1933: „Ich wende mich in einem Aufruf gegen den überhandnehmenden nationalen Kitsch an die Öffentlichkeit. Das ist sehr vonnöten, denn Konjunkturritter übelster Art sind überall am Werk, um das Wiedererwachen des deutschen Volkes zu verbalhornisieren und dilettantisch umzufälschen. Das verdient die Bewegung nicht, daß sie nun in den schmierigen Händen von üblen Geschäftemachern verkitscht wird." Er sagte mir dazu: „Wir werden uns hüten, die gleichen Fehler zu machen wie unsere Vorgänger. Kaiser Wilhelm II. hielt den heillosen Kitsch, der im Zusammenhang mit seiner Person fabriziert wurde, für einen Ausdruck seiner Popularität, und das war eine völlige Verkennung. Er ist so sehr und so lange mit Kitsch bedacht worden, bis man ihn regelrecht verkitscht hatte und das Volk ihn nicht mehr ernst nahm." Zu Tausenden waren aus Gips, Porzellan, Eisen, Holz geschmackloseste Darstel-

lungen der nationalen Embleme und Gedenkstätten, historischer Szenen und hervorragender Persönlichkeiten auf dem Markt erschienen. Daß in der Weimarer Republik bereits heftig damit begonnen worden war, den Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg auf diese Weise zu entwürdigen, schien Goebbels nur typisch für den damals herrschenden Geist; jetzt aber sollte mit alledem radikal und sofort Schluß gemacht werden. Es geschah auch – und zwar auf Goebbels' Artikel hin.

Manchmal, wenngleich nur selten, kam es vor, daß ich – wenn ich mit ihm irgendwo im Reich unterwegs war – zur selben Zeit wie er, nur in anderen Orten, als Redner auftrat. Er nahm sich dann einen zweiten Adjutanten mit, der mich während der paar Stunden vertrat – oder sein persönlicher Pressereferent übernahm meine Vertretung.

Abends spät, wenn wir beide unsere Versammlungen hinter uns hatten, setzten wir uns dann doch noch für einige Zeit zusammen. Da wir beide grundsätzlich bei normalen Versammlungsreden frei sprachen, und zwar mindestens eine Stunde lang, manchmal aber eher bis zu zwei Stunden, so war es jedesmal eine außerordentliche geistige und auch körperliche Anstrengung. Goebbels veranlaßte mich einmal, vor und auch gleich nach der Rede mein Gewicht zu prüfen. Ich stellte fest, daß ich mehr als drei Pfund verloren hatte. Wahrscheinlich wird es ungefähr auch auf ihn zugetroffen haben. Daß man nach einer solchen Anstrengung einige Zeit braucht, um wieder in Ruhe zu kommen und abzuklingen, ist verständlich. Darum saßen wir dann oft noch lange zusammen. Ich muß sagen, daß diese Stunden zu meinen interessantesten Erinnerungen zählen. Ich hatte das Gefühl, mit einem geistig unabhängigen und wirklich bedeutenden Manne befreundet zu sein. Leider endeten diese Stunden des Beisammenseins nach getrennt bestrittenen Versammlungen praktisch mit dem Jahr 1935.

Während Goebbels 1934 wieder einmal in Köln sprach, trat ich in einem Städtchen nahe Königswinter, ich glaube es war Honnef, auf. Dort hatte ich während der Kampfzeit eine

eindrucksvolle Versammlung gehabt. Damals hatte es nach meiner Rede eine heftige Diskussion gegeben. Als ich kaum noch in der Lage gewesen war, mich zu behaupten, war plötzlich ein bildhübsches, blondes Mädel mit feuerrotem Pullover erschienen. Sie stieg auf das Podium, stellte sich neben mich und rettete mit wenig Politik aber um so mehr Charme die heikle Situation. Die kleine Versammlung war so zu einem vollen Erfolg geworden, nicht so sehr durch meine Rede, als vielmehr durch den Mut jenes Mädels. Ich erinnerte mich des Erlebnisses gern und erkundigte mich nach dem Mädchen. Aber einige Damen der Frauenschaft, die wußten, um wen es sich handelte, rümpften verächtlich die Nase. Das empörte mich.

Nach der Versammlung traf ich dann Goebbels im Excelsior-Hotel in Köln, wo wir beide wohnten. Er kam soeben aus seiner Großkundgebung und war — wie oft in solchen Fällen — ganz erfüllt von der Wirkung seiner Rede. Seine Laune war hervorragend. Wir beide saßen allein in seinem kleinen Salon. Ich wußte, daß es eine lange Unterhaltung geben würde. Er hatte seinen seidenen Schlafrock angezogen, Toast mit Butter bestellt und Tee dazu, wie er das sehr gern zu solcher Stunde tat.

Ich erzählte ihm von meinem kleinen Erlebnis. Das heißt, von meiner Enttäuschung und Empörung. Er fing sofort Feuer. Auch er hatte sich an diesem Abend über einige Führerinnen der Frauenschaft geärgert. So kamen wir auf das Thema „Frauen", das im Zusammenhang mit ihm damals, kräftig geschürt von der antideutschen Propaganda, überall diskutiert wurde.

„Wenn man so sieht, wie grundverschieden manchmal die Ansichten führender Männer unserer Partei sind, dann wundert man sich, daß im großen und ganzen alles klappt und wir so viel aufbauen. Ich überlege mir oft, woher das kommt", sagte er. Er nahm meine Antwort zur Kenntnis, als sei sie für ihn völlig uninteressant. Wie für sich sprach er weiter. Ich empfand diese Art manchmal geradezu als beleidigend und machte auch kein Hehl daraus.

„In Frauenfragen ist der Hitler doch ganz eigenartig — wie ein Parzival, könnte man sagen. Und weil er so ist, erschrickt er jedesmal, wenn er entdeckt, daß einer von uns anders ist. Seit einiger Zeit verbringt er, glaube ich, die Hälfte seines Tages damit, Eheskandale seiner prominentesten Mitarbeiter zu verhindern. Eigentlich hat er als Staatsoberhaupt andere Aufgaben.

Eine Scheidung ist in seinen Augen etwas Gräßliches. Durch sein Zureden hat er ja auch manche Ehe wieder zusammengebracht. Er redet stundenlang zu dem Ehemann — dann zu der Ehefrau, wie ein Vater, bis beiden nichts anderes mehr übrigbleibt, als sich wieder zu vertragen. Schließen sie daraufhin bei ihm Frieden, strahlt er. Ein eigenartiger Mann!"

„Ich finde das eigentlich ganz in der Ordnung", warf ich ein, „denn es macht absolut keinen guten Eindruck im Volk, wenn einer jetzt als Gauleiter oder Minister seine Frau, die alle schweren Jahre hindurch zu ihm gehalten hat, zum Teufel jagt, nur um irgendein Mädchen vom Theater zu heiraten."

„Sie haben Glück, Prinz Schaumburg, Sie haben eine Frau aus gleichem Milieu geheiratet. Sie können in eine noch so gute Position kommen — für Sie verändert sich in dieser Beziehung gar nichts — selbst wenn Sie König würden — verstehen Sie mich?"

Und nach einer längeren Pause, in der er ausgesprochen genießerisch etwas heißen Tee schlürfte, fuhr er fort: „Was aber, wenn die beiden nun wirklich nicht zueinander passen? Der Mann kann sich im allgemeinen viel eher den neuen Verhältnissen anpassen als die Frau. Vielleicht hätte er die frühere Frau nie geheiratet, wenn er damals jener anderen Frau hätte begegnen können. Heute kommt er durch seine Stellung mit ihr zusammen. Und glauben Sie nicht, daß mancher Gauleiter, der von Haus aus ein Prolet ist, von einer eleganten Frau wesentlich verbessert werden kann — und daß diese Tatsache für das deutsche Volk wesentlicher ist als seine alte Frau?"

Er lehnte sich ganz weit in seinen tiefen Sessel zurück, sog einige Züge aus seiner Zigarette, hob sich sehr bedächtig und mühsam wieder nach vorne, um den Aschenbecher zu erreichen, klopfte dann mit seinen langen, knochigen Fingern langsam, wie im Zeitlupentempo, die Asche von der Zigarette — so daß sie zusammenhielt, als mache ihm das Freude — und sank wieder in die Bequemlichkeit zurück, in die er eigentlich gar nicht paßte. Den Arm mit der Zigarette hielt er — wie er das häufig tat — ganz steif und lang ausgestreckt, die Handfläche nach oben geöffnet — über die Lehne gelegt, und seine Finger faßten die Zigarette derart locker, daß ich dachte, sie würde gleich herunterfallen.

„Sehen Sie, Prinz Schaumburg, das Thema Frauen ist in der Politik viel wesentlicher als die meisten anderen — und als wir alle ahnen. Geld und Frauen, das sind die beiden Themen, von denen die Männer bestimmt werden. Sie können auch Erfolg und Liebe sagen. Beide haben viel miteinander zu tun. Ausnahmen gibt es nur wenige. Und die sind mir stets eher unheimlich als vorbildlich erschienen.

Mir wäre es lieber, Hitler hätte eine Freundin — eine gute — es brauchte ja niemand zu wissen. Dafür würde ich schon sorgen. Sollen sie ruhig behaupten, es wäre die meine. Jedenfalls bin ich keine Ausnahme. Was das Geld betrifft, so glaube ich doch wohl unabhängig zu sein. Ich bin, weiß Gott, kein Göring. Aber, aber — schöne Frauen — und dann rieb er sich die Hände, immer schneller, die Handflächen aufeinander. Er lachte dazu wie ein Schelm und sagte: „Ach, ihr könnt mir ja alle, ihr Kritikaster!"

Mir fielen viele der über ihn kursierenden Witze ein, die er wohl alle kannte.

Ich hoffte, daß er weiterreden würde.

„Wissen Sie, warum dieses Thema von so eminent politischer Bedeutung ist? Ganz einfach — der sexuell gehemmte Mann wird mit der Zeit auf irgendeinem Gebiet krankhaften Vorstellungen verfallen. Je stärker er von Natur ist, um so gefährlicher wird er dann. Jeder Skandal in Weibergeschichten ist politisch gesehen leichter verdaulich als das, was die Folge

solch verdrängter Komplexe ist. Weiberskandale sind die natürlichsten und daher die am wenigsten gefährlichen. Wenn wir in unserem Staat aber — und dazu noch durch unsere Partei — einen Frauentyp forcieren, der so moralinsauer ist, daß unsere gesunde Jugend nichts davon wissen will — nun, dann ist das das Ende unserer Politik. Wozu politisch organisierte Frauen? Dann rückt die Jugend von uns ab. Dann wird unsere Revolution blaß, blutleer und scheußlich, weil das Familienleben gegenstandslos geworden ist. Dann wird aus dem Glauben ein Betrug! Wir sind in gewisser Beziehung auf dem besten Wege dahin — glauben Sie mir das, Prinz Schaumburg. Sehen Sie sich doch manche von den politisierenden Frauentypen an, treu-teutsch-neudeutsche Suffragetten — so wie Himmler und Genossen sich das Vorbild einer deutschen Frau vorstellen. Grauenhaft! Und alles lacht uns aus damit!"

Das Thema hatte ihn in Rage gebracht, er konnte nicht sitzen bleiben. Er stand auf und ging mit eiligen Schritten, die Hände ganz tief in den Hosentaschen, dann wieder in den großen Taschen seines Schlafrockes vergraben, auf und ab.

„Sehen Sie, Prinz Schaumburg, man kann seine Frau sehr schön finden, sie wirklich lieben und keinen nennenswerten Streit mit ihr haben. Man kann sie anerkennen — und trotzdem ist sie vielleicht zu wenig. Entweder man sieht keine andere Frau an. Dann ist die bürgerliche Umwelt zufrieden. Man selbst aber muß für die überschüssige Kraft einen Ausweg suchen. Vielleicht ohne sich selbst darüber im klaren zu sein. Glauben Sie mir, mancher Fanatismus hat mit Idealen gar nichts zu tun, sondern ist die Folge verdrängter Komplexe, eine Angelegenheit der Drüsen. Solche Menschen werden leicht mächtig emporschnellen — oder abgrundtief sinken. Wie leicht werden sie zu einer Gefahr für ihre Mitmenschen. Sie sind die ewigen Revoltierer. Das ist der eine Weg, er führt direkt zum Verbrechen."

Goebbels war nicht mehr zu unterbrechen. Er sprach sozusagen mit sich selbst. Um selbst mit dem Thema ins Reine zu kommen. Das tat er gern.

„Während unsere Frauenorganisation im Begriff ist, den spießigen Typ der ‚teutschen' Frau zu propagieren, pferchen die Kampforganisationen unserer Bewegung immer häufiger wochen- und monatelang ihre Männer in Schulungslager ein. Zu Ausbildungszwecken. Eines ist so töricht wie das andere, weil es auf die Dauer zu einer unnatürlichen Entwicklung führen muß. Hitlers Ratgeber aber sind leider Gottes teilweise zu dumm und zu töricht und zu spießig und zu unerfahren, als daß sie ihm bei der Lösung solcher allerdings schwieriger Fragen helfen könnten. Wenn die mit dem Kopf nicken, habe ich immer Angst, das Stroh fällt heraus. Ich absentiere mich von denen, wo ich kann. Das hat Hitler längst gemerkt. Ich kann da einfach nicht mitmachen. Ich werde dagegen tun, was nur dagegen getan werden kann. Verlassen Sie sich darauf. Alles, was möglich ist — und vielleicht auch, was unmöglich ist. Ich will gar nicht behaupten, daß die Leute böse Menschen sind, sie sind harmlos — zu harmlos —, und vor allem, sie gehören nicht da hin. Dort sind sie eine ständige Gefahr. Er hat auch ein paar gute Leute um sich, zweifellos — aber manche sind doch verheerend. Ich habe es nicht nötig, vor der verlogenen Moral der Spießer zu kapitulieren, zu kuschen — ich setze alles dagegen. Vor allem: meinen Kopf! — und wir werden sehen, was das deutsche Volk dazu sagt, wir werden sehen!"

Er sah mich an, als erwarte er von mir einen Einwurf, um selber weiterzukommen. Ich tat ihm den Gefallen:

„Ja — aber, Herr Doktor, was geht denn das den Staat an — und gar die Partei? Muß denn alles auf diesem Wege gelöst werden, ich sehe das nicht ein."

„Der Staat soll sich erst dann einschalten, wenn er in Gefahr ist. Geht aber diese Entwicklung, wie ich sie eben aufzeigte, so weiter, dann werden wir unsere Revolution in den Schornstein schreiben dürfen. Dann ist es in wenigen Jahren aus, und wir alle enden in einer Katastrophe ohnegleichen. Wir mußten die Arbeitslosigkeit beseitigen, richtig. Wir müssen aufrüsten, um nicht überfallen zu werden. Auch das ist notwendig. Wir müssen Stück für Stück die Fesseln von Ver-

sailles los werden, um überhaupt atmen zu können, alles wahr. Man könnte dazu noch vieles sagen. Aber der eigentliche, tiefere Sinn unserer Revolution ist doch der, dem Volk eine Gesellschaftsordnung zu geben, die dem allgemeinen Fortschritt entspricht. Die bisherige Ordnung stammt aus völlig anderen Zeiten — damals war sie zeitgerecht und daher gut — heute aber geht es nicht mehr mit ihr, es geht einfach nicht.
Und nun die Enttäuschung. Fragen Sie mal ein normales, nettes Mädel, was sie von Herrn Robert Ley hält — oder von Herrn Alfred Rosenberg — oder gar von Herrn Julius Streicher. Es wird ihr übel werden. Diese Männer glauben aber unsere Revolution zu verkörpern, und wer weiß? Mag sein, daß ich ein ganz guter Ausgleich bin — aber ist das nicht zu wenig?
Wie oft habe ich schon versucht, mit Hitler über dieses Thema zu reden. Dann glaubt er die Ehre der deutschen Frau verteidigen zu müssen. So ein Quatsch: niemand kommt auf den Gedanken, sie anzugreifen. Soll er doch heiraten — oder mindestens eine Freundin haben — ein Mann, der nicht liebt, wird auf die Dauer gefährlich. Und zwar in den Augen aller normalen Menschen. Das Volk will einen großen Mann, den es bewundern kann. Der aber muß ein Mensch sein. Man will auch seine Schwächen lieben. Hat er keine Schwächen, ist er kein Mensch! Alles hat einen Ausgleich in der Natur. Normale Menschen suchen keine Götter auf Erden. Sie dichten selbst ihren himmlischen Göttern menschliche Schwächen an, um sie nicht nur verehren und bewundern, sondern auch lieben zu können."
Dann verabschiedete er sich ganz abrupt von mir und sagte: „Jetzt haue ich einen Artikel hin, der morgen in der ganzen Presse sein wird — Überschrift: „Moral oder Moralin!" Dann können sich die alten Weiber männlichen und weiblichen Geschlechtes das Maul zerbrechen. Bitte besorgen Sie mir noch jemand vom Hotel zum Diktieren und sagen Sie bei DNB Bescheid, daß der Artikel in zirka einer Stunde geholt werden soll."

Am nächsten Tag sagte er strahlend: „So ein Artikel hat eine ungeheure Wirkung. Was glauben Sie wie viele Männer — und Frauen — heute mit meinem Artikel in der Hand neue Verhältnisse schaffen und sich auf ein vernünftigeres Leben besinnen. Ich schreibe absichtlich nicht so oft, wie ich wohl möchte. Ein Artikel von mir muß stets im rechten Augenblick kommen und hundertprozentig hinhauen. Wenn mein Name über dem Artikel steht, sollen Freund und Feind ihn lesen wollen — darauf kommt es an — und das werde ich erreichen!"

Tatsächlich wirkte dieser Artikel revolutionierend. In den Kreisen der Parteiführerschaft griff man Goebbels deswegen heftig an. Hitler lobte ihn. Die „Moralinsauren" hatten einen kräftigen Dämpfer bekommen.

Es ist im Dritten Reich vorgekommen, daß eine Zeitung wegen eines Goebbelsartikels beschlagnahmt wurde. In einem Fall war es meines Erachtens ein von ihm selbst inszenierter Trick um der Wirkung auf das Ausland willen, wohin natürlich doch einige Exemplare durchsickerten, die entsprechend mehr beachtet wurden.

Rückschauend müssen wir zugeben, daß Goebbels mit seinem damaligen Artikel das Thema behandelte, das wesentliche Ursachen des später hereinbrechenden Verhängnisses in sich barg. Moralin siegte über Moral, Scheinheiligkeit über Treue, Macht über Recht. Er aber hatte frühzeitig und in aller Offenheit gewarnt — als die Schatten noch nicht sichtbar waren und es gefährlich sein mußte, sie zu sehen.

Manche der Leitartikel, die er während des Krieges in der von ihm inspirierten und seinen Ideen entsprechenden Zeitschrift *Das Reich* schrieb, waren nicht weniger beachtlich.

„Dieser Krieg wird nicht einer Partei, sondern unseres Volkes wegen geführt — es geht um die Rettung des Reiches, und das ist auch ein ethischer Begriff, der allen Deutschen gehört — darum brauchen wir gerade jetzt eine solche Zeitung — und wenn die anderen nur Parteizeitungen haben wollen, dann werde ich eben diese Zeitung wollen, und wir werden sehen, daß die meine mehr gelesen wird, nicht nur in

Deutschland!“ Er setzte seinen ganzen Ehrgeiz ein und gab sich alle Mühe um diese Zeitschrift, auf die er so stolz war. Um für sie den Leitartikel zu schreiben, ging er regelrecht in Klausur. Wehe, wenn ihn dann jemand störte! „Solch ein Artikel aus meiner Feder kann wichtiger sein als mein ganzes Ministerium — ach, überhaupt — eine Zeitung wäre mir lieber!“

Exzellenz Phipps und Sir Ivon Kirkpatrick

Exzellenz Phipps war in den ersten Jahren des Dritten Reiches Botschafter der Vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland in Berlin. Mehr der Typ eines königlichen Kaufmannes als der eines Diplomaten.
Da meine Frau und ich mit vielen Diplomaten verkehrten, sahen wir auch ihn oft. Anläßlich eines diplomatischen Empfanges sagte mir der Botschafter, es würde gut sein, wenn prominente Diplomaten Gelegenheit bekämen, Goebbels auf ganz privater Basis zu begegnen. Er würde gern einmal mit ihm im kleinsten Kreise einen gemütlichen Abend verbringen. Es liege ihm viel daran, diesen Mann, von dem die ganze Welt spreche, persönlich kennenzulernen. Nur dann könne er sich ein rechtes Bild von ihm machen. Wenn Herren des Auswärtigen Amtes dabei seien, dann bleibe die Begegnung natürlicherweise stets offiziell, und dabei könne man einen Menschen schwerlich so sehen wie er wirklich sei. Er wolle gar nicht von Politik sprechen und große Probleme erörtern, sondern lediglich einen menschlichen Kontakt suchen. Ich fand das sehr erfreulich und übermittelte den Wunsch sogleich. Goebbels strahlte.
„Von Mensch zu Mensch", sagte er, darin liege der Wert, er sei sehr gern dazu bereit. Ich mußte Botschafter Phipps sofort einladen. Ich sollte dafür sorgen, daß möglichst wenig Menschen dabeisein und der Abend recht gemütlich werden würde. „Sie sprechen Englisch — Sie wissen, was man in England gemütlich nennt — Sie werden dafür sorgen, daß wir nicht spießig erscheinen — also tun Sie in meinem Hause, was Sie für richtig halten!" Das war ein Wort.
Ich kann mich heute im einzelnen an die Unterhaltung jenes Abends nicht mehr erinnern. Es ging hauptsächlich um die Erörterung allgemeiner Lebensfragen, die Wahrung gewisser Traditionen, Englands Stellung in der Welt und den Wert persönlicher Beziehungen. Es dauerte nicht lange, bis beide spürten, daß dieser Abend sinnvoll war. Sie trennten sich

zu später Stunde in dem Bewußtsein, eine in Berlin neue und gute Form internationalen Verkehrs gefunden und erprobt zu haben.
Wenige Tage später teilte der damalige Reichsaußenminister von Neurath Hitler mit, es sei unzulässig, daß Goebbels ohne Hinzuziehung des Auswärtigen Amtes mit hohen Diplomaten verkehre. Er habe sich an die üblichen Formen zu halten.
Hitler teilte das Goebbels mit, und dieser beschwerte sich sofort — aber der nichtnationalsozialistische Reichsaußenminister setzte sich durch.
Botschafter Phipps erkundigte sich, warum die unter so günstigen Auspizien begonnene Verbindung nicht fortgesetzt werde, und wir waren nicht in der Lage, eine plausible Antwort zu geben. Goebbels war wütend und fühlte sich durch das Auswärtige Amt blamiert.
Später lernte ich Sir Ivon Kirkpatrick und seine Familie kennen. Er gehörte — ich glaube als Wirtschaftsberater — der englischen Botschaft an und machte auf uns einen ganz besonders aufgeschlossenen, intelligenten Eindruck. Wir verkehrten viel miteinander. Wir schätzten die Kirkpatricks. Eines Abends, als wir zu einer Tanzerei bei ihnen eingeladen waren, nahm er mich beiseite und sagte, mein Chef habe doch vor, nach Ägypten zu reisen. Ich möge ihm mit einem schönen Gruß alles Gute zu der Reise wünschen. Goebbels solle in Ägypten daran denken, daß Aboukir der Wendepunkt im Schicksal Napoleon Bonapartes gewesen sei. Auch die stärkste Festlandmacht Europas, das Frankreich Napoleons, sei an der Weltmacht Großbritannien gescheitert. Noch in der Nacht machte ich eine genaue Aktennotiz darüber und ließ diese am folgenden Tage dem Minister vorlegen. Er bat mich bald zu sich, um Näheres über Kirkpatrick zu erfahren. „Der Mann hat etwas los — mir so etwas sagen zu lassen, ist allerhand — ich möchte mich gern mit ihm eingehend unterhalten — aber nicht in Gegenwart des Herrn von Ribbentrop." Leider ist es nie zu dieser Begegnung auf privater Basis gekommen. Kirkpatrick machte die Karriere, die wir ihm voraussagten. Er war schon ein entscheidender Mann,

als Hess in England landete — und er wurde später der Hohe Kommissar Großbritanniens in der britischen Zone des besetzten Deutschlands.
Von der Begegnung mit Phipps blieb bei Goebbels aber doch etwas haften: eine gute Erinnerung an den Menschen Phipps. Da Goebbels nur wenige bedeutende Engländer persönlich kennenlernte, spielte das bei ihm eine erhebliche Rolle. Wenn er besser von den Engländern dachte als zuvor, so lag das nicht zuletzt an dieser Begegnung, von der er noch des öfteren sprach. Als dann Henderson kam, hatte er bei Goebbels ein gutes Handikap — aber nicht mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes.

Direktiven

Ich hatte das Ministerbüro verlassen und arbeitete schon seit einigen Monaten in der Auslandsabteilung des Ministeriums — sowie es von Anfang an mein Ziel gewesen war —, da erst sprach Goebbels einmal gelegentlich eines gesellschaftlichen Beisammenseins mit mir über meine neue Arbeit.

„Aufgabe der Auslandsabteilung ist nur", so sagte er, „die Beziehungen mit dem Ausland möglichst gut zu gestalten. Wir nannten die Abteilung zunächst ‚Lügenabwehrabteilung' — aber das war schlecht, rein negativ. Sie sollen sich nicht bemühen, den Nationalsozialismus zu verteidigen oder gar zu verbreiten — sondern Sie sollen Deutschland beliebt machen. Sie arbeiten in der Abteilung als Beamter, und das heißt für alle Deutschen, gleich ob sie Nationalsozialisten sind oder nicht. Der Nationalsozialismus ist ganz auf deutsche Art und deutsche Verhältnisse zugeschnitten. Wir sind Nationalisten, und jedes Volk hat aufgrund seiner Lage, seiner Struktur und Geschichte besondere soziale Verhältnisse. Es wäre ein Wahnsinn, den Nationalsozialismus auf andere Völker übertragen zu wollen — unsere Bewegung ist keine neue Internationale, wie der Marxismus es ist, der die ganze Menschheit bekehren will! Der Nationalsozialismus ist aus unserer speziellen Not geboren und kann dort, wo diese Not nicht ist, niemals als notwendig empfunden werden. Er gehört ausschließlich in dieses Reich und auch in diese Zeit. Wir sind nicht dazu da, Fremden zu helfen — es fällt uns schwer genug, uns selbst zu helfen. Aber glauben Sie nicht, daß es leicht ist, diese Parole durchzusetzen, denn leider liegt es im deutschen Charakter und entspricht der deutschen Art, sehr mitteilsam zu sein und gern andere zu belehren und schließlich mit den eigenen Erfolgen zu prahlen. Das alles könnte uns nur unbeliebter machen, als wir es schon sind — das können wir uns nicht leisten.

Ich sehe täglich, wie voreingenommen die Welt uns gegen-

über ist. Diese Stimmung kam nicht durch den Nationalsozialismus. Sie herrschte schon zu Kaisers Zeiten. Denken Sie an die Kriegsschuldlüge und die vielen Greuelmärchen aus der Zeit des Krieges — die abgehackten Kinderhände und so weiter. Wir haben diese Dinge nie so ernst genommen, weil wir wußten, wie abwegig und absurd sie waren. Aber draußen galten sie für Millionen von Menschen als unbestreitbare Tatsachen. Wir Deutsche fangen jetzt an, uns mit Propaganda zu beschäftigen, nachdem wir bereits seit Jahrzehnten das Opfer gegnerischer Propaganda sind. Unsere Revolution ist unblutig verlaufen — die französische war eine Orgie im Blutrausch, noch mehr die russische — das innerpolitische Chaos Anfang der zwanziger Jahre, die ersten Jahre der Republik in Deutschland kosteten Tausenden das Leben. Alles nahm man zur Kenntnis — uns aber klagt man an. Dagegen muß endlich etwas geschehen.

Ich will nicht, daß Sie Ausländer mit dem Hitlergruß begrüßen. Gehen Sie bitte nicht in Uniform zu Veranstaltungen, die für Ausländer — oder gar von Ausländern — gegeben werden. Lassen Sie sich nicht mit Ausländern auf Diskussionen über den Nationalsozialismus ein, sondern verweisen Sie einfach auf die amtlichen Erklärungen. Machen Sie keinen Unterschied zwischen jüdischen und nichtjüdischen Ausländern. Ob ein jüdischer Amerikaner zu Ihnen spricht oder ein nichtjüdischer ist für Sie egal. Für sie ist er ein Amerikaner. Für ihn soll es auch gleichgültig sein, ob Sie der NSDAP angehören oder nicht, denn für ihn sind Sie ein Deutscher.

Was Sie aber dem Ausland vermitteln, das muß möglichst tadellos sein. Achten Sie darauf, daß unser Reich draußen nicht durch Spießertum vertreten wird. Und wenn Sie hier Ausländer betreuen, versuchen Sie durch Anständigkeit und Bescheidenheit zu wirken. Zeigen Sie ihnen ein frohes und glückliches Volk, das sich anstrengt, modern zu leben, und den Frieden braucht. Protzen Sie nicht mit unseren Leistungen, wie das Göring tut und der Kaiser getan hat. Jeder Arschpauker aus Hintertupfing hält sich, wenn er im Ausland ist, für verpflichtet, zu erklären, daß er die erste Kultur-

nation der Welt vertritt — man braucht ihn nur anzusehen, und man wird es nicht glauben.
Auch zu Kaisers Zeiten und in der Weimarer Republik glaubte man von Staats wegen Propaganda zu machen. Man zahlte lächerliche Summen an ausländische Zeitungen, das war alles. Mit Geld allein ist es nicht getan. ‚Schreiben Sie, daß Deutschland recht hat!' das war die einzige Direktive, die man mit dem Geld hinausschickte. Damit konnten die draußen nicht viel anfangen.
Es geht bei der Propaganda nicht darum, wer recht hat — sondern darum, wem man Glauben schenkt. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, daß immer derjenige die Sympathien der Massen besitze, der nachweisen kann, im Recht zu sein. Glauben schenkt man demjenigen, der einem sympathisch ist. Dabei spielt das Recht keine so große Rolle. Wir aber waren den anderen unsympathisch, das war es — allein das. Die gegnerische Propaganda hatte uns unsympathisch erscheinen lassen. Also müssen wir zu erreichen suchen, daß wir ihnen sympathisch werden. Ganz bestimmt erreichen wir das nicht dadurch, daß wir auf unser Recht und unsere Macht pochen. Wen man fürchtet, den mag man nicht. Furcht ist keine Voraussetzung für ein friedliches, gedeihliches Zusammenleben. Furcht verbreiten heißt abschrecken — und abschrecken bedeutet über kurz oder lang Krieg, denn einmal platzt jedem der Kragen.
Wir brauchen die anderen Völker. Wir sind nicht allein auf der Welt. Wir können von ihnen viel Gutes haben. Das moderne Leben macht die Völker immer abhängiger voneinander. Daran kann niemand etwas ändern. Je mehr wir von Idealen ausgegangen sind, um so mehr müssen wir um der Erhaltung der Ideale willen mit Realitäten rechnen können."
Ganz ähnlich, nur vorsichtiger sprach er auch in seinen Instruktionen an die Abteilung.
Besonders interessierte mich, was er in bezug auf Rußland, die UdSSR, sagte:
„So wie wir natürlich unseren Nationalsozialismus auf Deutschland beschränken — so müssen wir von anderen er-

warten, daß sie auch ihrerseits uns keine Politik zu importieren versuchen. Ich will im Reich weder Faschismus noch Bolschewismus, aber auch keine irgendwie geartete Internationale, weder auf parteipolitischer, noch auf kirchlicher, noch auf gewerkschaftlicher oder Logenbasis. Das würde sich nicht mit unserem Nationalismus vertragen und auf die Dauer unweigerlich zu größten Schwierigkeiten führen. Je mehr wir unsere Gesellschaftsordnung auf die Art und die Lebensbedingungen unseres eigenen Volkes beziehen, um so störender würden sich internationale Querverbindungen und deren anonyme Einflüsse auswirken. Damit ist gar nichts gegen diese Kräfte an sich gesagt — nur hier bei uns können wir sie nicht gebrauchen. Was unsere innere Konsolidierung hindert, wird von unserem Volk ferngehalten. Das Volk hat uns dazu die Vollmacht erteilt. Der Nationalsozialismus mag für Russen und Asiaten genauso unbrauchbar sein, wie es der Bolschewismus für uns Deutsche ist. Es ist das natürlichste Recht eines jeden Volkes, so zu leben, wie es mag. Wir sind Antikommunisten, aber nur in Deutschland. Stalin zum Beispiel ist in meinen — und auch in Hitlers Augen — der größte Mann dieser Zeit. Niemand reicht an ihn heran, niemand. Wenn wir einmal so viel für Deutschland erreichen, wie er bereits für sein Rußland erreicht hat, dann können wir froh sein."
Ich machte wohl ein etwas bedenkliches Gesicht. Da fuhr er fort: „Die Mittel, mit denen er das erreichte, waren für unsere Begriffe zum Teil grauenhaft — aber sind sie nicht denen des Zarenreiches absolut ebenbürtig?
Wollen wir denn in der ganzen Welt nach unseren Maßen messen, wie es die Engländer und die Amerikaner tun? Ist das nicht eine russische Angelegenheit? Tatsache ist und bleibt, daß Stalin zum großen Teil das Testament Peter des Großen erfüllte und damit Rußland zu unerhörter Macht verholfen hat. Keiner kann das leugnen. Das aber bedeutet vielleicht auf Jahrhunderte hinaus Glück, Frieden und Aufstieg für alle Russen. War das nicht die Opfer wert?
Wenn ich heute manchmal erlebe, wie die satten Kapitalisten

aus dem Westen unseres Reiches sich bei Hitler lieb Kind machen, indem sie gegen den Kommunismus zetern, dann denke ich oft „wer euch kennt, der muß dem Kommunismus in Vielem recht geben!" Sie sind zu feige, sich zu uns zu bekennen — sie haben eine wahnsinnige Angst, wir könnten in ihnen Gegner sehen und ihnen keine Rüstungsaufträge geben — aber sie haben den Mut, sich an der Weltmacht Kommunismus zu reiben, weil Moskau so weit ist. Einst, als wir den Kommunismus im eigenen Reich hatten und er uns aufs äußerste gefährdete, da waren jene Herren Kapitalisten nicht zu sehen. Da überließen sie den Kampf allein uns und warteten erst mal ab, wie er wohl ausgehen würde.
Es gab einmal eine Zeit, vor der Machtergreifung, da gingen wir Nationalsozialisten hier in Berlin mit den Kommunisten zusammen. Und ich muß sagen, es war nicht die schlechteste Zeit, lieber Prinz. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß wir in mancherlei Beziehung das gleiche wollten. Jedenfalls stehen wir den Kommunisten näher als den ebenfalls marxistischen Sozialdemokraten. Der Kommunismus wird immer nationaler werden und daher an uns heranrücken. — Die marxistische Sozialdemokratie aber bleibt, wenn sie sich selbst die Treue hält, international gebunden. Daraus ergibt sich alles Weitere. Aber, ich bitte Sie, seien Sie sehr vorsichtig mit dem, was ich Ihnen jetzt gesagt habe. Ich mußte es Ihnen sagen, damit Sie in Ihrer Abteilung keinen Fehler begehen. Mit der Zeit werden Sie mich verstehen." Es war selten geworden, daß wir so zusammen sein konnten, und daher ließ ich diese günstige Stunde nicht so ohne weiteres abklingen.
Ich erzählte ihm, daß ich seit 1929 immer wieder mit bestimmten Parteigrößen Schwierigkeiten hatte, weil ich die Linie Paris-Berlin-Moskau für besser hielt als diejenige Rom-Berlin-London, die bekanntlich die parteiamtliche war. „O weh, Sie ahnungsloser Engel", sagte er und schlug tatsächlich die Hände über dem Kopf zusammen. Er vermied es aber eine Erklärung dazu abzugeben.
Dennoch hatte diese Unterhaltung erhebliche und erfreuliche

Folgen. Ich spürte, wie zugänglich er jetzt war, und nutzte das sogleich. Ich erzählte ihm, daß die in Deutschland lebenden Orientalen etlichen Schwierigkeiten ausgesetzt seien. Einmal ihres Aussehens wegen, und zum andern, weil der falschverstandene Antisemitismus der Streicher und Genossen im deutschen Volk vielfach zu einer törichten und peinlichen Unduldsamkeit anderen Rassen gegenüber führe. Ich hatte eine Reihe von indischen Bekannten, die sich mit Recht darüber beschwerten, daß es ihnen kaum möglich sei, mit deutschen Firmen Handel zu treiben, weil man offenbar glaube, sie aus rassischen Gründen boykottieren zu müssen. Goebbels regte sich gleich sehr darüber auf. „Da sehen Sie es wieder, wie ein großes Werk in kürzester Zeit durch den Idiotismus einiger Parteibonzen zunichte gemacht werden kann!" Er war ehrlich empört. „Diese wildgewordenen Spießer, diese *Idioten*, an ihrer Dummheit werden wir noch zugrunde gehen — man könnte sich die Haare ausraufen, wenn man so etwas hört!" schrie er. „Machen Sie mir eine Aufzeichnung darüber, Prinz Schaumburg — ich muß mit Hitler sprechen!"

„Wollen Sie das wirklich tun?", sagte ich, „Sie wissen doch, dann wird das Auswärtige Amt eingeschaltet, und es gibt einen langen Papierkrieg, und jeder will päpstlicher sein als der Papst, und am Ende kommt gar nichts dabei heraus — viel besser, Sie handeln selbst und direkt." Ich sah ihm an, daß mein Einwand auf fruchtbaren Boden gefallen war. Daher schlug ich gleich vor, eine Pressenotiz herauszugeben, aus der einwandfrei hervorging, daß wir Deutschen größten Wert auf gute Beziehungen mit allen Völkern des Orients legten und den Handel mit ihnen sehr begrüßten. Es sei unser Wunsch, mit allen Völkern des Orients beste Beziehungen zu unterhalten.

Ich deutete ihm an, daß uns eine unter seinem Namen erscheinende Erklärung dieser Art im ganzen Orient und weit darüber hinaus unglaublich viele Freunde schaffen werde. Das sei doch die Verwirklichung jener Direktiven, die er mir soeben für meine Arbeit gegeben habe.

Er hörte das offensichtlich gerne. Ich solle ihm eine solche Erklärung nach nochmaliger Rücksprache mit meinen indischen Freunden ausarbeiten und dann zur Unterschrift vorlegen.
Ich beeilte mich sehr. Einige Stunden später unterzeichnete er die Erklärung, und als gewisse „Parteibonzen" davon erfuhren, war sie bereits groß aufgemacht zwischen Kalkutta und Konstantinopel in zahlreichen bedeutenden Blättern erschienen. Das Echo im ganzen Orient war ausgezeichnet. Und dann meldete sich die Parteibürokratie. Goebbels aber freute sich wie ein Schulbub, der einen guten Streich gemacht hat.

Hitler — wie ihn Goebbels sah

„Meine Waffe heißt Hitler", so hat Goebbels nicht nur einmal gesagt. Und er wußte im Laufe der Jahre mehr und mehr, wie sehr er deswegen von vielen der Mächtigsten des Reiches beneidet und auch bekämpft wurde. „Wenn Himmler könnte", sagte er gegen Ende des Krieges, „er würde mich ohne weiteres beseitigen — nur ich bin ihm wirklich noch im Wege — er hat seine Leute bis in meine nächste Umgebung vorgeschoben, ich kenne sie — aber er traut sich doch nicht, solange Hitler lebt."
Alle Jahre hindurch habe ich immer und immer wieder erlebt, wie Goebbels mittels tausenderlei Kleinigkeiten peinlichst bemüht war, nicht so sehr die Gunst Hitlers als vielmehr den Einfluß auf Hitler zu bewahren und sorgsam zu verstärken. Er hat dafür viele schwerwiegende Opfer sowohl sachlicher und politischer als auch persönlicher Art gebracht. Man kann wohl ruhig so weit gehen, zu sagen, daß sein ganzes Leben etwa vom Jahre 1926 an hauptsächlich darauf ausgerichtet war, engste Verbindung mit Hitler zu halten, und zwar vor allem in persönlicher Beziehung. „Er soll wissen, daß ich nicht auf ihn angewiesen bin — und er muß immer wieder durch Erfahrung lernen, daß er mein Wissen braucht und ohne es nicht auskommt. Meine Propaganda ist ein wesentlicher Bestandteil unserer Revolution." —
„Wissen Sie, Prinz Schaumburg, ich habe viele Jahre hindurch den Hitler studiert, genauestens studiert — ich kann Ihnen sagen: das ist eine Messe wert — er ist ganz gewiß einer der außerordentlichsten Männer der letzten tausend Jahre. Heute streitet man darum, in hundert Jahren weiß das jeder, verlassen Sie sich darauf.
Meine persönliche Meinung ist, daß er nicht weniger interessant ist als Christus — aber das kann ich nicht sagen, ohne furchtbar mißverstanden zu werden. Das würde immensen Schaden anrichten. Sein Werk ist von großer Bedeutung, sage ich Ihnen. Seine Ideen und sein Glaube können im höchsten

Sinne bahnbrechend sein. Aber wer sieht ihn, wie er wirklich ist? Auf solcher Ebene ist alles das, was Menschen Erfolg nennen, kein Maßstab mehr. Was heißt da gut und böse, Zeit und Raum, Dimensionen? Je mehr Sie ihn studieren, um so ungewisser werden Sie — durch Gewißheiten. Ein Mann Ihrer Herkunft muß mich für verrückt halten, wenn ich sage: Hitler endet wahrscheinlich in einer Katastrophe — aber seine Ideen und Ideale lösen gerade dadurch eine geistige, vielleicht ganz andersartige Entwicklung aus, die das Denken der ganzen Menschheit vorwärtsbringt und so doch endlich ihren Zweck erfüllen wird. Sie tun mir manchmal leid, Prinz Schaumburg. Sie werden nicht verstehen, warum. Hitler hat Feinde in der Welt, die sein Format ahnen, ob er Freunde hat — außer mir —, die es wissen, das ist mir nicht klar. Was wir profan als seinen Sozialismus bezeichnen, ist das moderne Christentum. Es ist das „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Die Erkenntnis der Seele im Abwehrkampf gegen den allesbedrohenden marxistisch-bolschewistischen Materialismus. Ohne große Kompromisse geht es nicht. Glauben Sie mir, Ihre Leute, Prinz Schaumburg, müssen dazu bereit sein, sonst wird der Kommunismus unweigerlich die Weltrevolution gewinnen — und dann mit Recht! Es ist sinnlos, den Kopf in den Sand zu stecken und zu denken: die gute alte Zeit. Entweder der neuzeitliche Dschingis-Khan siegt, dann ist das Abendland verloren — oder wir behaupten uns durch eine wahrhaft revolutionäre Idee, die besser ist als jene, dann hat Europa noch einmal eine große Chance. Ich glaube, das ist größte Opfer wert. Das mag sehr viel an Gut und Blut kosten — Jahrzehnte dauern — hin und her, auf und nieder, versäumen wir es aber, in dieser Stunde unsere Pflicht zu erfüllen, dann morden wir dadurch Hunderte von Millionen noch nicht geborener Menschen. Dazu haben wir Hitler — diesen außerordentlichen Menschen. Welches Glück, daß er kein Prinz ist sondern ein Arbeiter. Und ich soll ihn propagieren, ihn, der alles verkörpert. Das ist eine große Macht, solange ich diese gesamte Propaganda betreibe. Weil ich ihn kenne. Nur mit ihm im Rücken kann ich mich durchsetzen,

denn ich habe ja keinerlei Exekutive. Ich muß mich in seinen Augen von allen anderen unterscheiden.
Natürlich muß ich ihm beim Vortrag rein sachlich sagen und begründen, was ich will. Aber wichtiger ist, daß ich ihn bei Laune erhalte. Er braucht ein gesellschaftliches Vorbild, ohne das er sich verlassen fühlen würde — bedenken Sie, wo er herkommt. Wenn andere ihm schmeicheln, schweige ich. Er freut sich über Anerkennung — aber nur, weil er sie als Maßstab wertet für den Erfolg seiner Maßnahmen — er bezieht sie nie auf sich, ihn selbst tangiert so etwas überhaupt gar nicht. Ich bekenne mich grundsätzlich nur dann zu ihm, wenn er sich verlassen fühlt und allein. Wenn er zum Beispiel in Trauer ist wie über den Tod seines Fahrers Schreck.
Ich muß mich in ihn hineindenken. Wehe dem Adjutanten, der mein Ansehen bei Hitler durch irgendeine Dummheit herabsetzt. Er wäre für mich eine Katastrophe und für alle von größtem Schaden.
Es war für mich ein großes Risiko, Sie zu nehmen. Glauben Sie mir das. Aus welchen Kreisen stammen Sie! Natürlich war Hitler voreingenommen und ich auch. Heute ist es anders. Er freut sich, wenn ich Sie mitbringe. Daß es so kommen würde, habe ich geahnt. Ich hätte Sie sonst nie genommen. Aber Sie werden ihn nie ganz verstehen. Er wird Dinge tun müssen, die zu verstehen Sie nicht geboren sind. Es wird einmal die Zeit kommen, wo sein Verhalten und Ihre Ideale scheinbar nicht mehr übereinstimmen werden. Die Aufgabe, die ihm das Schicksal stellt, ist wesentlicher und liegt in anderen Dimensionen. Der Weg aller großen Revolutionäre ist ungefähr der gleiche. Man bewundert und haßt sie — je nachdem —, und beides ist falsch, gehört aber doch dazu.
Natürlich haben die anderen alles getan, mich Ihretwegen bei Hitler zu verleumden. Aber Hitler weiß, daß ich nichts auf Gerüchte gebe und meine Leute verteidige. Das gefällt ihm. Gregor Strasser wollte die Partei — und ich wollte Hitler als die Verkörperung der Revolution", sagte er, den Faden unseres Gesprächs wiederaufnehmend, „ich aber habe mich endlich durchgesetzt. Hätte Gregor Strasser gewonnen, so wäre

die NSDAP den Weg der SPD gegangen und schließlich zu einem bürokratischen Klüngel rosaroter Bourgeois geworden — so aber wird die Partei lebendig bleiben müssen, wie ihr Führer, denn ich werde dafür sorgen, daß sie ohne ihn nichts ist. Natürlich paßt dieser Weg nicht für ‚die kleinen Hitlers'. Indem ich Hitler so herausstelle, schalte ich sie aus. Es kann und darf nur Hitler geben, einen einzigen Hitler — nur dann gibt es eine große, allesüberragende Idee, nämlich die seine, und die Partei wird niemals mehr sein als Mittel zum Zweck. Bisher aber war es das Schicksal aller großen Parteien, daß sie zum Selbstzweck wurden und damit zu einem Betrug am Volk.
Wir könnten unsere Partei auflösen, wenn wir wollten. Der Gedanke hat etwas Bestechendes an sich. Ich glaube, daß ich Hitler dafür gewinnen könnte. Nur er würde das begreifen. Nur er hat die Kraft, das zu tun. Aber es wäre gefährlich. Die Gegner würden darin eine Kapitulation sehen. Und tatsächlich brauchen wir die Organisation so lange, bis wir das Nötigste geleistet haben.
Prinz Schaumburg, gerade wenn wir Hitlers Einmaligkeit sehen, müssen wir auch seiner Bewegung gegenüber gerecht sein. Ich ärgere mich oft schlagrührend über manche der führenden Männer dieser Bewegung und der nächsten Umgebung Hitlers. Ich ärgere mich, weil sie durch ihr Verhalten erkennen lassen, daß sie nicht in der Lage sind, zu erfassen, wer Hitler eigentlich ist und worum es letzten Endes geht. Wir müssen aber doch zugeben, daß sich die Führung der Partei, bis auf relativ wenige Banausen, sehen lassen kann. Neben Hitler sehen sie alle kleiner aus, als sie tatsächlich sind — das schadet auch nichts —, aber wir müssen gerecht sein. Der kleine Mann auf der Straße kann und will und soll nicht viele „große Männer" sehen, sondern einen — dafür zu sorgen ist meine Aufgabe. Sonst würde doch die Partei an Hitlers Stelle rücken. Das Volk wird niemals eine Organisation lieben, gerne aber einen Menschen. Glauben Sie, ich finde es sehr schön, immer „Heil Hitler" zu hören? Man behauptet, ich hätte das erfunden und eingeführt —

Quatsch, keiner hat das erfunden, es entwickelte sich ganz von selbst, in seinen Versammlungen — überall, wo er auftauchte. Damals gab es ähnliche Ansätze auch in bezug auf andere Menschen in gegnerischen Parteien. Aber ich muß sagen: gut, daß es so ist. Täglich, stündlich wird jeder an ihn erinnert. Die Kirche weiß, warum sie das „Grüß Gott" nicht abschafft. Ist es aber nicht eigentlich viel geschmackloser, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den Herrgott zu zitieren?"
Pflichtete ich ihm bei, so nahm er das fast gar nicht zur Kenntnis — widersprach ich ihm, und zwar mit einigermaßen handfesten Argumenten, dann lächelte er meist ein wenig, um mir dann einen so präzisen, schlagenden Vortrag über das Thema zu halten, daß ich kapitulieren mußte. An diesem Abend — wir saßen im Schlafwagen Berlin—München noch beisammen — kam er immer wieder auf Hitler zu sprechen:
„Meine ganze Einstellung ihm gegenüber, meine Handlungsweise, meine Taktik — das alles birgt naturgemäß eine große Gefahr in sich: für den Fall, daß einer von uns beiden plötzlich auf natürliche Weise stirbt — oder ermordert wird. Es wäre nicht auszudenken, was geschähe, wenn wir ihn eines Tages nicht mehr hätten. Das Durcheinander würde entsetzlich sein. Keiner kann ihn auch nur ungefähr ersetzen. Viele würden es versuchen. Ohne ihn sind wir verloren. Jedenfalls so lange, bis er das meiste getan hat — und dazu brauchen wir mindestens zehn friedliche Jahre, mindestens, sage ich. Ich wünsche mir zwanzig, dann ist das Gröbste geschafft. Die Welt wird uns dann vertrauen, und wir werden viel gelernt haben. Viele Unschönheiten, ja grobe Fehler heute sind nur aus der Hast zu erklären, mit der wir erstmal an das Nötigste herangehen mußten, um überhaupt atmen zu können. Man vergißt zu leicht, daß wir Deutschen eben noch drauf und dran waren, unter der Last der uns aufgezwungenen internationalen Verpflichtungen zu ersticken. Können wir erst atmen, werden wir Ordnung machen und zu stabileren und schöneren Verhältnissen überleiten — das wird eine Freude

sein, und dann erst wird man sehen, was wir wollen und können. Ach, wie herrlich wäre es, wenn wir keine Wehrmacht und keine Polizei mehr nötig hätten, weil niemand von innen und von außen unsere Gemeinschaft gefährdet. Aber bis dahin wird viel Böses durchzuhalten und zu überwinden sein. Das schaffen wir nur mit dem rechten Glauben an unser Volk und den, der uns von Gott geschickt ist. Ich muß das Vertrauen schaffen, aus dem der Glaube wachsen kann. Das Vertrauen zum Genie.
Während ich ihm das Vertrauen zu mir beibringe, muß ich bereits ihm das Vertrauen des Volkes verschaffen, und eines greift ins andere. Das ist sehr kompliziert, zumal wenn mir alle Augenblicke irgendwelche Narren in den Arm fallen. Und oft ist niemand da, mit dem ich darüber sprechen kann. Alle meine wirklich wesentlichen Gedanken sind geheim, fast vor mir selbst. Zur gleichen Zeit muß ich fortgesetzt der Öffentlichkeit möglichst viel über unsere Revolution sagen. Ohne das Wesentlichste preiszugeben, denn man würde es nicht verstehen und in der Luft zerreissen. Wehe, wenn die Masse das von mir gepriesene Genie als Unmenschen empfände — dann würde aus unserer Revolution in ihren Augen Hexerei — ich wäre augenblicklich derböseste Dämon aller Zeiten. Oh, das geht sehr schnell und bedarf absolut keiner Logik. Dann aber gibt es kein Zurück.
Ich muß Hitler so schildern, wie ihn jeder gern sieht, und ganz allmählich immer noch eine Dosis Genialität dazu bekennen. Gleichzeitig aber muß ich ihn so zu leiten versuchen, daß er der Propaganda — die ich für ihn und mit ihm mache — nicht widerspricht und ihr nicht zuwiderhandelt. Das ist manchmal noch schwerer als alles andere. Weil wir gelegentlich verschiedener Ansicht sind. Und ich selbst darf dabei nicht zu sehr in den Vordergrund geraten — das würden andere gern ausnutzen, um mich bei ihm schlechtzumachen."
Aber wir beide gerieten an diesem unvergeßlichen Abend noch viel weiter in die wesentlichsten Fragen hinein. Ich richtete nämlich an Goebbels die Frage, ob nach seiner Ansicht Hitlers Ideen aus dem Unterbewußtsein kämen, also als

Intuition aufzufassen seien, oder nicht. Wir sprachen des längeren darüber. Er schien sich darüber zu wundern, daß ich solch eine Frage überhaupt stellte. Zunächst sah er mich erstaunt an. Dann schwieg er und überlegte. Wahrscheinlich dachte er darüber nach, ob er mit mir darüber sprechen solle, oder ob das zu riskant sei.
Dann aber bejahte er meine Frage. „Natürlich handelt er bei seinen großen Entschlüssen aus der Intuition. Ich beobachte es oft bei ihm und — wie Sie sich denken können — mit aller Genauigkeit. Ist eine sehr wesentliche Entscheidung zu fällen, dann zieht er sich oft tagelang zurück. Als versuche er, auf eine innere Stimme zu hören. Er leidet darunter, sogar körperlich. Er hat es mir schon öfters eingestanden, daß es so ist — und wie herrlich frei er sich fühlt, sobald der Entschluß feststeht und nun gehandelt werden muß. Vorher legt er sein Ohr an das Schicksal."
Ich erinnerte mich, von Hitler selbst gehört zu haben, er müsse manchmal tagelang mit sich um einen Entschluß ringen. Das seien erbitterte Kämpfe. Ganz plötzlich stehe dann fest, was zu geschehen habe. Wieso, woher — das wisse er nicht. Dann fühle er sich wie befreit, und das Ganze mache ihm keinerlei Sorgen mehr.
Der amerikanische Philosoph Ralph Waldo Emerson beschrieb die „Überseele" sehr deutlich, indem er sagte: „Die Seele des Menschen ist kein Organ, sondern belebt und beeinflußt alle Organe; sie ist keine Funktion wie das Gedächtnis, das Rechnen, das Vergleichen, sondern verwendet diese als Hände und Füße; sie ist keine Fähigkeit, sondern ein Licht; nicht der Verstand oder der Wille; sie ist der große Hintergrund unseres Wesens, in dem diese Fähigkeiten ruhen — eine Unendlichkeit, die man nicht besitzt und die nicht in Besitz genommen werden kann."
„Sehen Sie", fuhr Goebbels fort, „ich weiß genau, daß Hitler mehr als ein Wunder getan hat — er hat ganz zweifellos viele Wunder, und zwar wirkliche Wunder, vollbracht —, aber wenn ich das durch meine Propaganda verkünde, wird sie unglaubhaft, und er schreibt mich ab. Er will es nicht, daß

ich so etwas verrate — er will es einfach nicht. Ich glaube, ich ahne den Grund — aber genau weiß ich ihn nicht.
Weil ich Sie gut kenne, Prinz Schaumburg, sage ich Ihnen: Hitler ist ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Wer er letzten Endes ist, ob überhaupt ein wirklicher Mensch — ich könnte es nicht beschwören. Manchmal ist er mir unheimlich."

Da machen wir nicht mit

R. Goldschmit-Jentner sagt in seinem Buch „Die Begegnung mit dem Genius" – im Kapitel Jesus und Judas – unter anderem: „Wenn aber der Jünger als Eigengeist an die Grenze gelangt, da die Selbstverwirklichung seiner Persönlichkeit beginnt, muß er sich von der Bindung an den Führer befreien. Der Jünger verliert die Möglichkeit schicksalhafter Selbstverwirklichung, wenn er über seine Entwicklung und Krisis hinaus den Werkinhalt des Meisters als alleiniges Gesetz für seine geistige Substanz anerkennt."

Genau dahin waren Hauptmann Rettelsky, der Polizeiverbindungsführer, und ich, der Adjutant, Ende 1935 gekommen, als wir bei Goebbels eine uns für die Gesamtentwicklung im Reich fast symptomatische und keineswegs wünschenswerte Veränderung konstatierten.

Wie wohl stets in solchen Fällen fing es mit vielerlei kleinem Ärger an, und es dauerte lange, bis wir das Prinzipielle der Entwicklung darin wahrzunehmen begannen. Da der tägliche Dienst von uns beiden stundenlanges Warten forderte – im Vorzimmer des Ministers, in unseren Büros, auf Reisen, in unseren Hotelzimmern oder der jeweiligen Hotelhalle, oft auch in irgendeinem Raum der Reichskanzlei, so hatten wir Zeit und Gelegenheit genug, uns gründlich darüber zu unterhalten.

Oft wurden wir gemeinsam zum Vortrag bestellt. Da dann doch jeder den anderen hörte, sprachen wir häufig unseren Vortrag zuvor miteinander durch. Was ich da von Rettelsky zu hören bekam, empörte mich oft. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, daß in jedem großen Reich fortgesetzt eine Unzahl schrecklicher Dinge passieren. Dadurch, daß ich seit mehr als zehn Jahren fortgesetzt mit Menschen aller Bevölkerungsschichten zusammengekommen war und mich selbst oft genug in schweren Situationen befunden hatte, glaubte ich das Leben zu kennen. Rettelskys Polizeiakten bewiesen mir, daß es eine Welt gab, von der ich noch so gut wie nichts

wußte. Sie wirkte auf mich ekelerregend. Wer sich da von Sentiments leiten ließ, mußte daran zugrunde gehen — ohne Besseres erreichen zu können.
All diese Dinge gingen unseren Minister nur dann etwas an, wenn entweder seine persönliche Sicherheit gefährdet war — oder aber Leute seiner Ressorts und Zuständigkeiten in die Fälle verwickelt waren. Natürlich hatte er auch mitzusprechen, wenn polizeiliche oder gerichtliche Maßnahmen von propagandistischer Bedeutung sein konnten. Das abzugrenzen war allerdings oft sehr schwer und führte notgedrungen zu Kompetenzkämpfen. Sehr oft konnte er nur „zur Kenntnis nehmen" und sich im stillen darüber ärgern, daß Derartiges vorkommt. Es blieb ihm allenfalls die Möglichkeit, weitere Berichterstattung zu verlangen — schon wegen der ihm unterstellten Presse. Erschien ihm ein Fall besonders arg, so versuchte er anläßlich eines Zusammenseins mit Hitler eine raffinierte Bemerkung anzubringen, durch die Hitler aufmerksam werden mußte. Das bedeutete schon viel.
Er war dabei aber aufgrund böser Erfahrungen sehr vorsichtig geworden. Hieß es doch bereits in Führungskreisen der Partei: „der Goebbels läuft wegen jedem Dreck zu Hitler!" Er gewöhnte sich an, fein abzuwägen. Des öfteren erlebten wir, daß er sagte: „Wenn ich mich für den da einsetze, kann ich mich in so und so vielen, wesentlich ärgeren Fällen nicht einsetzen — also bitte!"
Jedenfalls hat er durch seinen persönlichen Einsatz bei Hitler — also ganz außerhalb seiner amtlichen Verpflichtungen und Zuständigkeiten — zahllosen Menschen, Parteimitgliedern und anderen, Ariern und Nichtariern, Deutschen und Nichtdeutschen, entscheidend geholfen. Er sagte mir mal in einem solchen Zusammenhang: „Prinz Schaumburg, die weitaus wirksamste Propaganda ist diejenige, die Christus betrieben hat — selbstlos zu helfen, nichts als helfen."
Als er aber mehr und mehr zu spüren bekam, daß man ihm sein Verhalten in der Führung der Partei falsch auslegte, wurde er vergrämt und begann zu resignieren. „Dann werde ich eben auch mal einen dienstfreien Sonntag haben und nicht

mehr nach 18 Uhr zu sprechen sein, dann werde ich eben auch nur so weit Dienst tun, wie mir das vorgeschrieben ist, und nicht bei Hitler für fremde Leute Kopf und Kragen riskieren", sagte er, obwohl das gar nicht zu ihm paßte. „Man hat nichts von seinem Leben, wird angestänkert und eines Tages, weil unter tausend guten Fällen ein schlechter war, davongejagt — nein, danke sehr, meine Herren, so dumm bin ich denn doch nicht! Ich hatte mir unsere Revolution anders vorgestellt — aber ich kann mich ja nicht allein mit einer Fahne auf den Potsdamer Platz stellen und fortgesetzt schreien: rettet den Führer, er ist von Banausen gefangengenommen worden!" So ähnlich hat er es damals auch Hitler ins Gesicht gesagt, es muß sehr harte Auseinandersetzungen darüber gegeben haben. „Sehen Sie sich doch die Leute an, die durch die Partei an die Spitze der Ämter gekommen sind. Wohin man heute in Berlin sieht, sitzen irgendwelche Bajuwaren aus der „Hauptstadt der Bewegung" — wenn ich das schon höre, „Hauptstadt der Bewegung", und das für München — arme Bewegung — die einzige Stadt, die diese Bezeichnung verdient hätte, wäre Berlin. Hier ist immer Bewegung gewesen. Aber wenn der Gauleiter dieser Stadt nicht gewillt ist, den Dornröschenschlaf der Kalbshaxenliebhaber und Bierseidelschwinger mitzumachen, sondern fanatisch für die Revolution kämpft, dann muß er mit dem Widerstand der „Hauptstadt der Bewegung" rechnen — ist das nicht grauenhaft, entsetzlich — Hitler, ich frage Sie, wohin sind wir geraten, soll das so weitergehen?"
Viele Monate hindurch hat er sich mit aller Kraft dagegengestemmt. Lange Zeit war er aus diesen Gründen schlechtester Laune. Das war die Zeit, in der wir uns von ihm immerfort schlecht und ungerecht behandelt fühlten. Wir wußten nicht, was eigentlich los war. Seine öffentlichen Reden ließen nach. Er machte Fehler. Er verrannte sich in Haßtiraden, die niemand begriff, weil keiner um die Hintergründe wußte. Er schien geradezu Spaß an eigenen Fehlern zu bekommen, daran, andere zu schockieren und vor den Kopf zu stoßen. Erinnerten wir ihn daran, daß er dies oder jenes den „alten

Kämpfern" oder der SA versprochen habe, dann sagte er: „die können mich allesamt kreuzweise — hören Sie mir mit solchen Argumenten auf!" Und als ich mal einwand: „die sollten wir aber doch nicht vergessen, nur weil sie bescheiden sind!" antwortete er mir zu meinem Entsetzen: „Auch die Lumpen sind bescheiden!"

Wir, die wir die Hintergründe seines Verhaltens nicht sahen, verloren das Vertrauen zu ihm und sahen bald fast nur noch seine Fehler. Diese aber erschienen uns nun natürlich in greller Beleuchtung. Immer häufiger opponierten wir. Vor allem beim täglichen Vortrag kam es zu scharfen Auseinandersetzungen. Er verfügte, daß Rettelsky und ich nicht mehr gemeinsam zum Vortrag erscheinen sollten. Ich sagte ihm, es sei mein Wunsch, aus dem Ministerbüro auszuscheiden und in die Auslandsabteilung seines Ministeriums versetzt zu werden. Wie ich erwartet hatte, nahm er mir das übel. „Bei mir erlebten Sie, wenn auch nicht als Akteur, so doch als Beobachter die große Politik. Sind Sie erst einmal in einer Abteilung, dann erfahren Sie bestenfalls, daß etwas geschah — aber in den seltensten Fällen, warum. Für einen Politiker muß es doch entsetzlich sein, Beamter zu werden. Und es paßt gar nicht zu Ihnen."

Um so mit mir zu sprechen, hatte er mich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit nachmittags in die kleine Wohnung gebeten, die für ihn im Ministerium neben seinem Arbeitszimmer eingebaut worden war. Dort konnte er notfalls auch übernachten. Während des Krieges war das oft nötig, — ich habe auch manchmal im Ministerbüro die ganze Nacht zugebracht, wenn erhöhte Bereitschaft befohlen war.

Diese Räume hatte er sich bezeichnenderweise nicht im damals üblichen, sondern im Louis-XVI-Stil einrichten lassen, ganz bezaubernd. Passende Cretons, Vorhänge und wenige, sehr gute Bilder.

Als ich eintrat, saß er dort nicht etwa in Uniform, sondern in einem sehr eleganten, buntseidenen Schlafrock. Die Aufmachung sollte sicher dem Gespräch eine möglichst per-

sönliche Note geben. Dieser Mann dachte an alles und wußte sehr wohl um die große Wirkung von Kleinigkeiten.

Auf einem kleinen Tischchen neben ihm war für zwei Personen Tee gedeckt. In einem edlen Rosenthal-Service.

„Also, Prinz Schaumburg, Sie wollen mich verlassen", leitete er das Gespräch nach einer betont freundlichen Begrüßung ein. Seine Art, Menschen zu begrüßen — ich wußte es aus Hunderten von Empfängen — hatte außerordentlich viele, feinste Nuancen.

Ich legte ihm nochmals meine Gründe dar. Verwies insbesondere darauf, daß ich ja eigentlich nur zu dem Zweck ins Ministerbüro gekommen war, um für die Abteilung eingearbeitet zu werden.

„Prinz Schaumburg — ich hätte Sie gern oft anders behandelt; ich weiß, daß Sie sich manchmal über mich geärgert haben. Ich habe Sie des öfteren enttäuschen müssen. Glauben Sie mir, es hat mir immer weh getan. Es war nicht anders möglich. Es gibt so manches, mit dem ich immer allein bleiben muß.

Die Tatsache, daß ich Sie gern habe, ist eine private Angelegenheit, sie hat mit Ihrem Dienst nichts zu tun. Sie wissen, daß ich nie Verwandte unterstütze, eben weil sie Verwandte sind. Darum kann ich auch nicht Freunden helfen, eben weil sie Freunde sind. Freunde, die das nicht einsehen, sind keine Freunde, weil sie mich nicht kennen.

Würde ich Ihnen nicht so nahestehen, wär das für Ihre Karriere im Ministerium sicher besser. Und auch dann hätten Sie es schwer. Weil Sie Nationalsozialist sein wollen. Wer ist schon Nationalsozialist? Hitler — ja! Für keinen anderen würde ich garantieren. Unsere Partei ist leider keine Einheit mehr. Sie finden alle früheren Parteien in ihr wieder. Niemand gibt es zu, aber es ist so. — Sie sind von Haus aus Nationalist — deshalb wollen die ehemaligen Marxisten nichts von Ihnen wissen. Ley zum Beispiel rast, wenn er nur Ihren Namen hört. Sie sind aus ideellen Gründen Sozialist. Darum ist die Reaktion gegen Sie, denn die verwechseln

heute noch unseren Sozialismus mit dem marxistischen. Wären Sie ein dekadenter, schizophrener Graf Bobby — würde man Sie in Kauf nehmen. Zu allem Unheil aber rennen Sie auch noch Sturm gegen alles, was Sie für Unrecht halten — Sie schreiben gut, Sie reden gut, und Sie arbeiten immerfort. Wenn Sie das Leben besser kennten, wüßten Sie, daß alle gegen Sie sein müssen — zumal Sie wirtschaftlich unabhängig sind. Tun Sie aber das alles, obwohl Sie das Leben kennen — lieber Prinz Schaumburg —, dann ist es sehr waghalsig, glauben Sie mir das. Dann gibt es für Sie aber nur eines, nahe bei mir zu bleiben. — In der Abteilung Ausland könnte ich Ihnen nicht beistehen — hier müßte ich es."
Ich dankte ihm, weil er meiner Bitte entsprach. Damit schien er den offiziellen Teil unserer Besprechung als beendet anzusehen. Jetzt erst bot er mir Tee an. War es klug, politisch, war es anständig, von ihm zu gehen?
„Es wird für Sie nicht leicht sein in der Abteilung. Ich werde dem Abteilungsleiter sagen müssen, daß er Sie genauso behandelt wie jeden anderen Referenten. Er soll Sie nicht bevorzugen, weil Sie von mir kommen. Daraufhin wird er Sie wahrscheinlich schlechter behandeln als die anderen. — Ihr Dienst wird lange nicht so interessant sein wie bei mir. Ihre Meinung wird von allen Ihnen ‚übergeordneten' Stellen gesiebt. Sie werden nie erfahren, was daraus wird, und wer am Ende den Lorbeer dafür bekommt. Sie werden mit Kompetenzen kämpfen. Sie werden einsehen, daß es in der Bürokratie nicht darauf ankommt, wie eine Angelegenheit erledigt wird — sondern von wem. Das alles paßt doch nicht zu Ihnen, Prinz Schaumburg! — Und eines Tages werden Sie sich fragen, warum wir das nicht ändern. Ich gebe mir die erdenklichste Mühe, aber es ist ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Die Bürokratie ist der Schutzschild der Mittelmäßigkeit. Es klingt albern, aber es ist leider so: unsere größten Rabauken von einst sind die erbarmungslosesten Bürokraten von heute. Die glauben nun, da sie an der Macht sind, „regieren" zu müssen. Am liebsten hätte jeder gegenüber von seinem Schreibtisch einen großen Spiegel hängen,

damit er ständig sehen kann, wie das aussieht, wenn er regiert."
Er rieb ganz schnell die Handflächen aneinander, machte sodann eine wegwerfende Handbewegung und sagte: „Kleine Tröpfe — sie sind nun mal so — wir werden sie nicht ändern — Federhalter sind grausamer als Kanonen. — Aber daß Sie nun auch da untertauchen wollen- gefällt mir gar nicht. — Na, lassen wir den Dingen ihren Lauf."
Nach Jahren, als er mich gebeten hatte, wieder einmal für ein paar Tage seinen Chefadjutanten zu vertreten, sagte er mir: „Prinz Schaumburg — ich habe nach Ihnen, wie Sie wissen, viele Adjutanten gehabt. Zum Teil ganz gute Kerle. Der Heiduschke war sehr gut, er ist gefallen. — Sie aber waren ganz anders, Sie waren mein Kamerad, wir waren befreundet, mit Ihnen konnte ich mich unterhalten — manchmal sogar diskutieren — wir kamen doch immer gut miteinander aus — Sie haben nie genickt wie eine Puppe und nie die Hacken zusammengeknallt. — Warum haben Sie bloß die Dummheit gemacht und sind damals in die Abteilung gegangen. Kommen Sie wieder zu mir. Ich bitte Sie — kommen Sie wieder zu mir. Überlegen Sie sich das. Es kommen Zeiten, in denen wir einander nötig haben werden." Und nach langer Pause des Nachdenkens fuhr er ganz bedächtig und langsam in väterlichem Ton fort: „Prinz Schaumburg, ich weiß, daß Sie mancherlei Befürchtungen haben. Sie sagten mir häufig etwas, aus dem ich das schließen mußte. Lassen Sie sich nicht beeindrucken durch all den Dreck, der hier anschwemmt. Rettelsky ist mit den Nerven herunter, der arme Mann ist sehr krank, ich fürchte — — —" „Herr Doktor — hat Ihnen das Rettelsky selbst gesagt — oder einer, der ihn loswerden will? Rettelsky ist todanständig und vielen im Wege. Ich glaube nicht, daß Rettelsky so krank ist, wie er angeblich sein soll, weil er viele Fehler sieht und vor allem die heillose Korruption bei einigen Nationalsozialisten!"
Des Doktors Augen waren weit aufgerissen und durchbohrten mich mit Blicken. Ich wartete seine Antwort nicht erst ab, sondern sagte:

„Herr Doktor, Sie haben eben so nett zu mir gesprochen — ich sage Ihnen — wenn das so weitergeht, wenn unsere Revolution so abgleitet und verraten wird — dann machen wir nicht mehr mit. Rettelsky und ich und viele andere sind nicht Nationalsozialisten geworden, damit jene Leute, die Leys und Streichers und andere, reich werden, sich schamlos benehmen und unsere Revolution in Mißkredit bringen. Das darf es doch nicht geben!"
Sein Gesicht war ganz fahl und alt geworden, seine Backenknochen bewegten sich. Er stand schweigend auf und ging im Zimmer hin und her, um leichter seiner inneren Erregung Herr zu werden.
Dann blieb er plötzlich ganz dicht vor mir stehen — so nahe, daß wir uns fast berührten. Ich trat nicht zurück. Er sah mich ganz fest an und sagte mit äußerstem Ernst: „Wir beide wollen vergessen, was Sie soeben gesagt haben. Ich danke Ihnen dafür. Damit ist das erledigt. Sie werden Vertrauen haben und den Glauben nicht verlieren und das große Ziel im Auge behalten, sich nicht provozieren lassen. Aber überlegen Sie sich, ob es nicht das einzig Richtige für Sie ist, wieder zu mir zu kommen."
Ich konnte nicht „ja" sagen.

Gezielte Witze

Goebbels hatte namentlich während der ersten Jahre nach 1933 eine derartige Freude an Witzen, daß seine Frau des öfteren sagte: „Wenn die Leute wüßten, wie albern du sein kannst, so würden sie dich gar nicht ernst nehmen — mir ist es oft wirklich zu viel."

Wenn nichts Besonderes zu besprechen war und er seine Witze anbringen konnte, dann war er in der Lage, stundenlang einen nach dem anderen zum besten zu geben. Zunächst fing er mit ganz harmlosen an, um allmählich — besonders wenn Hitler und irgendwelche Parteigrößen dabei waren — auf „gezielte" Witze überzugehen. Häufig erlebte ich, daß er selbst zu solchem Zweck gute Witze erfand, um dann schließlich, wenn alle lachten, zu sagen: „das Beste an diesem Witz ist, daß er von mir stammt!"

Er sammelte auch Witze, die sich gegen ihn selbst richteten. Sie wurden aber nur vor seiner nächsten Umgebung und vor Hitler erzählt. „Wissen Sie, wie man mich neuerdings nennt? Den Bock von Babelsberg!" Im Vorort Babelsberg besuchte er manchmal die Filmateliers. „Ich finde das eigentlich nicht nett, — was heißt schon Babelsberg — der „Bock von Berlin" das wäre etwas, da würde jeder sagen: das ist ein Kerl, dieser Goebbels!"

„Wissen Sie", sagte er einmal zu Hitler in Anwesenheit etlicher prominenter Parteigenossen, „da war doch neulich der Rosenberg bei mir, um zu erzählen, welch großartige Rede er irgendwo gehalten habe. Ich muß wohl ein gelangweiltes und ungläubiges Gesicht dazu gemacht haben. Da unterstrich er die Bedeutung seines Berichtes, indem er darauf hinwies, daß der Beifall am Schluß der Rede ganz außerordentlich stark gewesen sei. Ich habe ihm nur geantwortet: ‚Parteigenosse Rosenberg, das hatten Sie aber doch wohl nicht verdient.' — ‚Wieso denn nicht', entgegnete Rosenberg ganz empört. — ‚Nun, so langweilig kann doch Ihre Rede

nicht gewesen sein, daß die Leute vor lauter Freude über das Ende in tosenden Beifall ausbrachen!'"
„Hitler", sagte er einmal, als von der Kampfzeit die Rede war, „man hat Sie damals schon in Parteikreisen überschätzt — das muß zugegeben werden. Sie werden es selbst einsehen, wenn ich Ihnen erzähle, was ich einmal erlebte, als ich in Schwerin statt Ihrer in einer Großkundgebung sprechen mußte. Ich kam nach Schwerin hereingefahren und sah überall riesige Plakate kleben. Es waren die Plakate, mit denen Sie angekündigt wurden. Man hatte lediglich einen weißen Streifen über das gewaltige rote Plakat geklebt, und darauf stand zu lesen: Statt Adolf Hitler spricht Dr. Goebbels — die Preise sind auf die Hälfte ermäßigt.
Sonderbarerweise war die Kundgebung überfüllt, und die Leute spendeten viel für den Kampfschatz." — „Man hätte eben den doppelten Preis verlangen sollen", sagte Hitler und lachte sehr.
Danach war es ganz still im Raum, bis Goebbels sagte: „Sehen Sie mal, Hitler, wie lange es dauert, bis die Herren Ihrer nächsten Umgebung kapieren, was Sie gesagt haben — jetzt erst beginnt der erste zu lachen."
Häufig, wenn wir von irgendeinem großen Empfang oder einer Kundgebung nach Hause zurückgekehrt waren, brach Goebbels in ein heftiges Gelächter aus. Er rang die Hände, und wenn er sich etwas beruhigt hatte, kam es stoßweise aus ihm heraus: „Haben Sie nicht gesehen — haben Sie nicht gesehen?" Dann schilderte er uns eine besonders komische Beobachtung. Oft war es nur der Anblick eines hohen Funktionärs unserer Partei, der ihm grotesk vorgekommen war.
In solchen Fällen zog er gelegentlich gleich die notwendigen Konsequenzen: „Sehen Sie mal zu, Hanke, daß jener dicke Kreisleiter verschwindet — er mag ja ein anständiger Kerl sein, aber solch ein fetter Mann kann unmöglich eine revolutionäre Bewegung repräsentieren, das geht nun einmal nicht. Fragen Sie mal die Leute, was die dazu sagen: schaut sie euch an, die Nazibonzen! Rufen Sie doch mal bei der Reichslei-

tung an. Gebt dem Mann einen höheren Verwaltungsposten, wenn er tüchtig ist, da tritt er nicht so hervor."
Als wir einmal zu einem Gautag in Köln waren, wurde ihm zu Ehren im schönen Grandhotel Excelsior ein großer Empfang gegeben. Alle Spitzen von Partei und Staat, Handel und Industrie waren um ihn versammelt. Jeder wollte ein paar Worte mit ihm sprechen. Er tat das gern, denn er fand es immer interessant, Menschen kennenzulernen. Aber auch hier, wie meist, waren diejenigen, die sich vordrängten, nicht die besten. Allen voran ein baumlanger SS-Führer. Er war ein hoher Beamter, und er wich nicht von des Ministers Seite. Um in seiner Nähe bleiben zu können, richtete er die einfältigsten Fragen an ihn. Goebbels hatte schon manches versucht, diesen Herrn auf höfliche Weise loszuwerden — alles war vergebens gewesen. Da verstieg sich jener aufdringliche Mensch zu der taktlosen Bemerkung: „Es wäre wohl auch für Sie, Herr Minister, sehr viel praktischer, Sie wären so groß wie ich, dann hätten Sie bei allen Kundgebungen einen weit besseren Überblick, meine ich." — Alle hatten es gehört und waren nun gespannt, wie sich Goebbels verhalten würde. Der aber rückte etwas von dem Riesen ab, musterte ihn ganz langsam von unten nach oben und dann noch mal von oben nach unten, sah ihm lächelnd ins Gesicht und sagte: „Wissen Sie, mein lieber Herr — mit den ganz langen Menschen ist es meist wie mit den ganz hohen Wolkenkratzern — die obersten Etagen sind oft völlig leer!"
Unter allgemeiner Heiterkeit verschwand der lange Herr sofort und wurde nicht mehr gesehen. Goebbels rieb sich die Hände und sagte zu uns allen: „Jetzt, meine Herren, lassen Sie uns gemütlich sein — jetzt sind wir unter Gentleman!"
Es gab natürlich bestimmte Personen — und Personengruppen — gegen die er sich auch im Witz besonders gern richtete. Häufig waren auch solche Witze von ihm selbst erfunden, was er in diesem Zusammenhang jedoch nur ungern zugab. Ich erlebte mehrfach, daß er einen Witz heimlich lancierte und sich dann riesig freute, wenn ihm dieser eigene Witz einige Tage später von fremder Seite erzählt wurde. „Ein

Witz muß ganz bestimmte Eigenschaften haben, um schnell aufgenommen und kolportiert zu werden. Diese Eigenschaften hängen so eng mit der allgemeinen Situation zusammen, daß man sie als Propagandist wie Stimmungsbarometer betrachten und registrieren sollte. Ich höre gern, daß man Witze über mich macht und überall erzählt. Das ist ein Beweis dafür, daß man sich mit mir beschäftigt, und daß man hören wird, wenn ich etwas sage. Das schlechteste für einen Politiker ist, wenn man bei seinem Namen schweigt."

Der Witz diente ihm auch häufig dazu, Menschen, von denen er sich ein Bild machen wollte, zu erkennen. Eigentlich immer, wenn wir einen neuen Mitarbeiter hatten, kam die Stunde, in der Goebbels Witze erzählte. Nur um zu sehen, wie der betreffende darauf reagierte. Ich kannte diese Taktik — und G. W. Müller und Dr. Naumann, die auch lange bei uns im Ministerium waren, kannten sie — aber sonst ist, glaube ich, niemand dahintergekommen, und wir verrieten es nicht.

Wenn Goebbels zum Beispiel einen recht obszönen Witz zum besten gab und der betreffende Neuling sich darüber besonders freute — sich vielleicht zu einem noch obszöneren verleiten ließ —, dann hatte er beim Minister ganz sicher erheblich an Ansehen verloren. Mit Vorliebe fragte Goebbels irgendeinen führenden Mann der Partei, ob er von ihm einen guten jüdischen Witz hören könne. Es kam dann vor, daß dieser zur Antwort gab, er kenne keinen jüdischen Witz, da er diese ebenso schlecht und verabscheuungswürdig finde wie alles, was von den Juden komme. Eine größere Freude konnte er Goebbels nicht machen. Denn gerade das wollte er hören. Nicht aber, weil er etwa der gleichen Ansicht war — sondern, weil es ihm Spaß machte, nun zu sagen: „Hören Sie, mein Lieber, Sie scheinen völlig humorlos zu sein. Menschen, die humorlos sind, sollten sich nicht mit Politik beschäftigen, weil sie leichter als andere Verbrechen begehen, verstehen Sie mich!?"

Seine Freundinnen

Dieses Kapitel schreibe ich nicht gern, doch fühle ich mich gewissermaßen dazu verpflichtet, auch auf dies Thema einzugehen, ist es doch in den vergangenen Jahren vielfältig — und leider zumeist von unberufener Seite — in sensationslüsterner Weise ausgeschlachtet worden.

Ich habe etliche der Damen, die heute behaupten, von Goebbels erpreßt und verfolgt worden zu sein, schon in jener Zeit gekannt. Ich erinnere mich genau, daß er seinen Adjutanten immer wieder den Auftrag gab, ihm diese meist äußerst aufdringlichen Damen vom Halse zu halten. Ich entsinne mich mehrerer Fälle, in denen er solchen Damen mitteilen ließ, sie möchten endlich aufhören, mit ihrer Bekanntschaft Geschäfte machen zu wollen.

Aber bezeichnend ist, daß Goebbels sich der Diskussion dieses Themas gar nicht ungern stellte, sie manchmal direkt suchte. Er tat es manches Mal mit weitgehend entgiftendem Humor.

Nie hat er bestritten, daß er viele Freundinnen hatte. Er übertrieb sogar gerne in dieser Beziehung. Daß sein diesbezügliches Verhalten kaum mit den allgemein gültigen Gesellschaftsregeln zu vereinbaren war, gab er ohne weiteres zu. Ich gebe seine Ansicht auch in diesem Fall möglichst genau wieder, um den Menschen Goebbels so zu zeigen, wie er wirklich gewesen ist.

„Niemand findet etwas dabei, daß meine gesamte Lebenshaltung nicht in den Rahmen der sogenannten Gesellschaft paßt. Alle finden es ganz selbstverständlich, daß ich mich aufopfere, mir so gut wie nie eine persönliche Freiheit und Freude gönne, sondern Tag und Nacht im Dienste meines Volkes lebe — ohne Rücksicht auf irgendwelche Arbeitsbedingungen und eigenes Vermögen und meine Familie, meinen Namen und meine Ideen. Alles, wirklich alles verlangen sie von mir gratis und franko. Aber wenn ich irgendwo und irgendwie mir etwas leiste, was nicht in den Rahmen ihrer

traditionellen Scheinheiligkeiten hineinpaßt und was sie sich daher nicht erklären können, dann schreien sie auf, als wolle ich sie vernichten", beklagte er sich. „Für was und für wen tun die das eigentlich? — aus Sympathie und zum Schutz für meine Frau? Das wäre ganz unnötig, denn meine Frau wußte schon als wir heirateten, daß sie mit „Seitensprüngen" von mir rechnen mußte, und sie hatte nichts dagegen. Nicht ich tat ihr etwas Böses an, dadurch, daß ich mich so verhielt — sondern diejenigen brachten sie in peinliche Lagen und Unannehmlichkeiten, die solche rein privaten Angelegenheiten aus schmutzigen Gründen an die große Glocke hängen. Und wenn ich nur eine einzige Freundin gehabt hätte, Sie können sicher sein, Prinz Schaumburg, man würde mir mindestens ein Dutzend nachgesagt haben und auch sonst alles dazu erfunden, was eben dazugehört. Es geht ja gar nicht um die Moral, sondern nur darum, mich unbeliebt zu machen — und das wird nicht von irgendeiner Seite in Deutschland besorgt, sondern von ganz bestimmter Seite im Ausland, genau von denen eben, die uns gleichzeitig und völlig zu Unrecht vorwerfen, wir kümmerten uns um Interna anderer Staaten.

Aber sie verrechnen sich, sie schließen von sich auf andere und kennen unser Volk nicht. Einzig darauf hereinfallen wird hier die sogenannte Gesellschaft, die selbst mit unserem Volk kaum verbunden ist.

Das Volk liebt es, an seinen Führern menschliche Züge zu erkennen, denn ohne diese sind sie ihm unheimlich. Die Feinde hingegen, die keine sachlichen Einwendungen gegen uns finden, weil wir überall Erfolg haben, versuchen nun mit dem Vorwurf des Allzumenschlichen den Nimbus der Führer zu zerschlagen — in der Hoffnung, daß mit diesem Nimbus das Vertrauen der Massen schwindet und schließlich auch der Erfolg. Es ist nur gut, wenn jeder sieht, daß ich auch Schwächen habe wie er — in dem gleichen Maße ist er auch bereit anzuerkennen, daß ich ihm sonst überlegen bin. Es wäre nur schlecht, wenn der Mann aus dem Volke dächte, ich sei schwächer als er selbst. Er wird sagen: der

Goebbels hat halt auch ein Mädel so wie ich, ist vielleicht nicht so sehr moralisch aber sympathisch, ich gönn' es ihm, und ich vertrau auf ihn, weil er ein Kerl ist – er gibt es auch zu, er ist ehrlich und kein Scheinheiliger.
Ist meine Freundin ihrerseits bekannt und populär, dann ist kein Risiko dabei, sondern nur eine große Chance. Schlecht wäre, wenn sie aus kapitalistischen Kreisen der Gesellschaft stammte. Dann würden meine treuesten Anhänger sagen: er ist bestechlich, er hat uns verraten! – Es bleiben mir also eigentlich nur die Künstlerkreise."
Ich habe ihn, wenn wir allein waren, oft auf dieses Thema angesprochen. Er las täglich, was die ausländischen Blätter darüber brachten. Auch sprachen wir viel zuhause darüber, und meine Frau war entsetzt über sein Verhalten.
Was habe ich nicht alles versucht, das Thema anzuschneiden. Manchmal war es nur mit einem Umweg über Napoleon oder Goethe möglich. Aber er durchschaute meine krampfhaften Versuche natürlich leicht. Ich schämte mich meiner Tricks. Bis er einmal sehr freundschaftlich sagte: „Warum denn solche Touren, Prinz Schaumburg, wir sind doch beide keine Diplomaten."
„Sehen Sie, Prinz Schaumburg", sagte er einmal – ich glaube es war wohl um die Mitte des Jahres 1935 –, „ich bin der Propagandist des Dritten Reiches. Ich bin für die gesamte Propaganda der NSDAP und für diejenige der Reichsregierung – oft ganz verschiedene Dinge – verantwortlich. Ich muß nicht nur Ideen haben – ich muß auch dafür sorgen, daß sie nicht verfälscht werden. Und vor allem, daß man nicht von irgendeiner Seite völlig falsche Ideen unter unserem Namen startet. Tag und Nacht, Jahr für Jahr, fürchte ich, daß die Feindpropaganda mir auf die Sprünge kommt, mich irgendwie hereinlegt oder überführt. Solange die Feindpropaganda nichts anderes vorzuwerfen hat als die Tatsache, daß ich wieder einmal eine neue Freundin habe, bin ich sehr zufrieden. Daß man die großaufgezogene Propaganda etlicher Großmächte tagelang durch eine Freundin von größten politischen Aktionen ablenken kann, hätte ich früher nicht für

möglich gehalten — und meine Frau freut sich diebisch, wenn sie sieht, wie ich die Weltöffentlichkeit an der Nase herumführe."

Tatsächlich ist mir des öfteren aufgefallen, daß er sich ostentativ mit einer Freundin der Öffentlichkeit zeigte. So erlebte ich einmal, daß er gerade zu der Zeit, als über diese seine Freundin die ganze Weltpresse schrieb, mit ihr Arm in Arm abends nach der Vorstellung aus der Staatsoper Unter den Linden heraustrat und einige Minuten im Scheinwerferlicht stehenblieb, bis Hunderte von Menschen klatschten und „Heil Goebbels" riefen. Es war eine groteske Szene, die ihm vielleicht recht gab.

Meiner persönlichen Überzeugung nach ist er ein einziges Mal in eine andere als seine Frau wirklich verliebt gewesen. Sie war eine schöne, sehr begabte Schauspielerin tschechischer Herkunft. Ich glaube, daß die Zuneigung gegenseitig war und ohne jede Berechnung. Dieser Fall war für sein Ansehen wegen ihrer Abstammung sehr gefährlich, zumal die deutsch-tschechische politische Situation sich gerade zu jener Zeit wesentlich zuspitzte. Er schien zu letzten Konsequenzen entschlossen. In dem Dilemma schien er zunächst sogar bereit, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Reichlich spät siegten bei ihm aber doch Disziplin und die größte seiner Leidenschaften: die Politik.

Obwohl in Gegenwart seiner Frau mehrfach von seinen „Abenteuern" die Rede war, habe ich niemals erlebt, daß seine Frau ihm deswegen ernstlich böse wurde. Wohl aber erlebte ich in eben dieser Zeit, daß sie sehr nett zueinander waren.

„Zu allen Zeiten hat man große Männer, vor allem wenn sie sich nicht mehr zu wehren vermochten, dadurch kleinzukriegen versucht, daß man ihnen Weibergeschichten nachsagte. Wer darin einen geeigneten Maßstab zur Beurteilung eines Politikers oder Staatsmannes sieht, der weiß nicht viel von Geschichte", sagte er.

„Diejenigen, die Geschichte machen, sind immer völlig andere Menschen gewesen als diejenigen, die Geschichte schreiben. Wenn jene den Versuch unternahmen, Geschichte zu schrei-

ben, so waren sie parteiisch, aber sie urteilten nicht mit zu kleinem Maßstab, denn sie waren eben selbst etwas und daher frei von Komplexen. Wenn diese Geschichte schrieben, dann fehlte es ihnen vielleicht dagegen nicht an Wissen, aber an dem dazu erforderlichen eigenen Format. Zur Beurteilung wahrer Größe gehört nämlich eine gewisse Souveränität, und diese setzt doch Format voraus."

„Ich möchte wirklich wissen, was es die Amerikaner und Franzosen und Engländer angeht, welche Frau ich liebe. Sie beschweren sich darüber, daß wir uns für ihre Innenpolitik interessieren — sie aber interessieren sich für allerprivateste Angelegenheiten von uns, die mit Politik nicht das mindeste zu tun haben, ja sie verleumden uns sogar ohne Bedenken — warum tun sie das? Nur um Deutsche unzufrieden zu machen und auf diese Weise unsere endlich erreichte Gemeinschaft zu sprengen. Natürlich haben sie auf die Dauer Erfolg mit solchen Methoden, denn es gibt auch in Deutschland genug moralinsaure Klatschweiber, die das nur allzu gerne aufgreifen, nicht ahnend, was eigentlich der tiefere Sinn von allem ist."

Ich erlebte mehrfach, daß Frau Goebbels aus einer Gesellschaft kommend erzählte, wie die Gräfin X und die Frau des Gesandten Y sich indirekt bei ihr erkundigt hätten, ob ihr Mann ihr wohl schweren Kummer bereite. Frau Goebbels sagte: „Und wenn es so wäre, würde ich es doch nicht diesen neugierigen Ziegen auf die Nase binden." Goebbels selbst geriet bei diesem Thema in Wut. „Dieses infame Pack, das nur von Cocktail zu Cocktail wandert und von Klatsch und Tratsch lebt. Nie sind sie da, wenn es gilt, etwas für die Gemeinschaft zu leisten — aber wenn der Staat Paraden abhält und Feste veranstaltet, dann wollen sie unbedingt dabei eine Rolle spielen. Wenn die moralisch sind, dann nur aus Feigheit!" Das Ende solcher Haßtiraden war, daß er feststellte, es sei eben völlig falsch, überhaupt mit diesen Leuten zu verkehren. „Lassen wir sie doch ihr Eigenleben führen, kümmern wir uns gar nicht um sie. Lassen wir sie gegen uns sein, das kann uns in den Augen des Volkes nicht schaden,

sondern nur nutzen. Was wollen wir mit jenen „feinen Pinkeln" — sie werden nie kapieren, was wir wollen — und warum wir das wollen." Solche Unterhaltungen zogen sich manchmal über Stunden hin und endeten meist damit, daß er sich an seinen Schreibtisch zurückzog, um zu arbeiten. Als wir beide einmal allein dieses Thema erörterten, sagte er: „Das ist eben der Vorteil einer Schauspielerin — sie ist schön, elegant und unterhaltend wie alle musischen Menschen, und sie gehört nicht der Gesellschaft an." Daß es aber unter den Schauspielerinnen mindestens ebensolche Klatschbasen gab, wollte er nicht wahrhaben. Und daß sie nicht nur jeden Abend ihrem Publikum, sondern oft auch ihm etwas vormachten, glaubte er lange Zeit nicht. Später allerdings gestand er dann: „Sage ich einer Schauspielerin etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das zu wissen sie selbst in den Augen ihrer Kolleginnen interessant macht, so kann ich damit rechnen, daß mir diese Nachricht binnen achtundvierzig Stunden wiederum unter dem Siegel der Verschwiegenheit nicht nur von einer der Kolleginnen, sondern gleich von mehreren zugetragen wird. Und jede hat noch etwas dazugetan."

Zuweilen bemühte er sich auch uns klarzumachen, daß das moderne Leben, der höhere Lebensstandard aller, die freiere Einstellung zu manchen wichtigen Lebensfragen und vor allem das neue Wissen nach anderen, eben diesen Tatsachen angepaßten Gesellschaftsformen verlangten. „Die Beseitigung oder vielmehr Überwindung der Klassen und Standesgegensätze führt uns alle in eine Gemeinschaft, die früher undenkbar gewesen wäre. Aber das Leben in dieser Gemeinschaft kann nur dann auf die Dauer segensreich sein, wenn es auch tatsächlich in allem ebenso modern ist wie die Gemeinschaft an sich. Wenn wir versuchen, das Alte in neuem Rahmen fortzusetzen, wird das Neue mit der Zeit aus einem Segen zu einem Fluch werden. Im Mittelpunkt all dieser Probleme drängt sich uns das Verhältnis zwischen Mann und Frau auf. Es muß neu geordnet werden. Nicht von Kirchenvätern oder Philosophen, sondern von an Leib und Seele sauberen,

mutigen und ehrlichen Menschen, die Lebenserfahrung haben und alle Scheinheiligkeit hassen! Es geht nicht darum, große Lehren aufzustellen und Dogmen zu verkünden, sondern ein neues Leben vorzuleben, in vorbildlicher Weise. Es muß ein natürliches, gesundes Leben sein — ohne all die vielen schädlichen Komplexe, die wir einer überschätzten Zivilisation und der ständig zunehmenden Entfernung von der Natur verdanken."

Natürlich bemerkte er im Laufe der Zeit, daß nicht nur ich, sondern auch andere seiner engsten Mitarbeiter ihm sein Verhalten gewissen Damen gegenüber trotz all seiner Argumente doch verübelten, und daß wir darin nicht nur einen Verstoß gegen die guten Sitten, sondern auch erhebliche politische Nachteile sahen. Er war dabei, die Besten seiner Anhänger bitter zu enttäuschen. Was sollte dann aus der ganzen Revolution werden?

Kaum war von Goebbels' Liebschaften allgemein die Rede, da taten bereits einige Reichs- und Gauleiter ganz das gleiche. Einer der angesehensten Generale wurde von Hitler wegen seiner Heirat entlassen. Was bei Goebbels noch mit einem gewissen Charme verbunden blieb, wirkte bei den anderen meist nur peinlich.

Typisch für ihn war, daß er stets von neuem — jedenfalls uns gegenüber — bemüht war, aus der Not eine Tugend zu machen.

So sagte er zum Beispiel es hätten vor ihm doch zweifellos viele versucht, eine gute Propaganda zu entwickeln. In allen zivilisierten Staaten habe man, vor allem bei Wahlen, „Propaganda gemacht" — nicht zuletzt in der Weimarer Republik. — Er habe aber noch nie erlebt, daß die Propaganda von einer Frau gemacht worden wäre. Obwohl diese Kunst seines Erachtens in mancherlei Beziehung eigentlich eine typisch weibliche sei. Und obwohl es meistens hauptsächlich darum gehe, Frauen zu gewinnen. Erstens seien die Frauen in der Überzahl, und zweitens seien viele Männer in ihrer Meinungsbildung von den Frauen abhängig. Es sei eine der wichtigsten Aufgaben eines guten Propagandisten, mit ty-

pisch weiblichen Eigenschaften und Reaktionen zu rechnen. Das aber habe so gut wie niemand vor ihm getan. Le Bon schrieb darüber, wurde, in dieser Beziehung, aber kaum beachtet.

Es genüge nicht, die Masse der Frauen zu berücksichtigen. Der Propagandist müsse vielmehr herausfinden, welche Frauen jeweils ausschlaggebend seien. Diese müßten durch die Propaganda besonders angesprochen werden. Das aber seien niemals die politisierenden Frauen, oder gar die Frauenrechtlerinnen, sondern „frauliche Frauen". Da die Frau, auch vor allem psychisch, ein ganz anders Wesen sei als der Mann, so könne ein Mann, der Propaganda betreibe, um auch Frauen zu beeinflussen, nichts Besseres tun, als ständig bei Frauen und mit Frauen die Wirkung seiner propagandistischen Ideen und Methoden zu kontrollieren.

Aus diesem Anlaß müsse sich ein Propagandist an solche Frauen wenden, die selbst dem Durchschnittsgeschmack der breiten Masse entsprechen und davon abhängen. Die vom Volk geliebt werden — und um die Stimmung des Volkes wissen. Das aber seien zweifellos etliche der bekanntesten Schauspielerinnen.

Er habe häufig genug mit solchen Frauen neue propagandistische Ideen besprochen und festgestellt, daß sie von den Frauen oft ganz anders bewertet würden als von Männern. Er habe sich daher gesagt, daß es Propaganda geben müsse, die speziell auf Frauen ausgerichtet sei, und solche, die vor allem die Männer ansprechen solle. Selbstverständlich dürfe die Propaganda das nicht aussprechen, sondern müsse sich lediglich danach richten.

Goebbels ließ mich hin und wieder plötzlich holen, um in meiner Gegenwart über irgend ein Problem, das ihn gerade sehr beschäftigte, „laut zu denken". Er hielt es auch mit wenigen anderen so. Fast nie erfuhr ich in solchen Fällen den eigentlichen Grund eines solchen Zusammenseins. Der Zusammenhang wäre sicher interessant gewesen, blieb aber unklar, denn auf eine diesbezügliche Frage hätte ich keine Antwort erhalten — sicher aber wäre sie als taktlos empfun-

den worden. Ich entsinne mich einer der sonderbarsten dieser Unterhaltungen, die sich allein auf Sigmund Freud bezog. Goebbels hatte soeben ein Buch von oder über Freud gelesen und dies schien ihn sehr zu beschäftigen.
„Sehen Sie, Prinz Schaumburg", sagte er nachdenklich und etwas pedantisch, „dieser Jude ist ein äußerst gescheiter Mann. Vieles ist so unanständig, daß man es kaum lesen kann. Manches ist auch Unsinn. Aber etliches scheint mir zumindest recht beachtlich." Er blätterte dann hastig in dem Buch herum und hielt plötzlich inne, zeigte auf eine bestimmte Stelle und las mir diesen Passus vor. Es hieß da unter anderem, daß auf die Masse der Frauen ein Plakat, das irgendwie eine phallische Form benutze, unbedingt starken Eindruck machen würde. Natürlich im Unterbewußtsein. Wolle man hingegen vor allem Männer nachhaltig beeinflussen, so müsse man die Formen weiblicher Geschlechtsorgane in der Propaganda erscheinen lassen. Beides müsse stets so diskret geschehen, daß lediglich das Unterbewußtsein darauf reagiere und der Mensch sich über seine eigene Reaktion überhaupt nicht klarwürde. „Es ist ja eigentlich hundsgemein, wenn man diese Methodik sieht", sagte Goebbels.
Und nach einer Pause, das Buch weglegend, fuhr er fort: „Jeder Mann ist mal ein Propagandist. Nämlich dann, wenn er eine Frau zu gewinnen versucht. Er überlegt sich, was muß ich tun, um ihr zu imponieren. Er ist dumm, wenn er protzt, und er ist klug, wenn er schmeichelt. – Oder schauen Sie in die Tierwelt. Das Liebeswerben der Tiere ist ein Muster für gute Propaganda. Es ist einfach unheimlich, was die davon verstehen. Propaganda ist viel mehr eine Frage des Instinktes als der Intelligenz. Das sehen Sie bei den Tieren. Und wer das nicht weiß, der versteht auch nichts vom Umgang mit Frauen."
Es gibt Menschen, die behaupten, er sei selbst ein Opfer seiner Propaganda gewesen? Wer ist das nicht?

Wenn er sich aus dem Bereich des Ministeriums in den Bereich der Partei begab, so war es in zunehmendem Maße, als gehe er zu den Zurückgebliebenen. War er aber einmal ganz wieder bei ihnen, so ergriff er innerlich und insgeheim Partei gegen den Staat. Aus dem Volk dann wieder in die Regierung zurückgekehrt, litt er schließlich tagelang unter diesem Dualismus. Mit dem Herzen war er überwiegend bei der Partei — mit dem Verstand mehr auf Seiten des Staates — aber er sah immer auf Hitler, der beides war. Hitler jedoch entwickelte sich langsam aber sicher von der Partei zum Staat.
„Wer sagt denn Hitler, was in der Partei los ist? — Ich, nur ich — als Propagandist habe ich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht über die wahre Stimmung zu berichten", sagte er. Göring, der einstige Stabschef der SA, hatte mit der Bewegung fast nichts mehr zu tun. Strasser war ausgeschaltet. Ley war ein guter Organisator, aber keine Persönlichkeit. Ehe Martin Bormann kam, gab es zwischen Hitler und der Partei nur Goebbels. Alle anderen hatten nicht den Kontakt zu Hitler. So sah es Goebbels.
„Hess ist zu anständig für die Politik", sagte er.
Zu der ihm direkt unterstehenden Reichspropagandaleitung der NSDAP ging Goebbels selten, höchstens einmal im Jahr. Ich kann mich nur an zwei Besuche mit ihm dort erinnern. Wie alle Ämter der Reichsleitung war sie bis zum Kriege in München, „der Hauptstadt der Bewegung". — „Ich muß schon froh sein, wenn sie mich verstehen — eine Hilfe sind sie mir gar nicht", sagte er verbittert von seinen dortigen Mitarbeitern. Es fehlte bei ihm nicht an solch verletzenden Äußerungen. Wir waren überzeugt, daß die Reichspropagandaleitung wesentlich besser hätte besetzt sein müssen, empfanden aber seine oftmals sehr scharfe Kritik als ungerecht und wenig schön. Schließlich lag es ja an ihm, tüchtigere Menschen zu suchen und einzusetzen — das aber tat

er nicht, sonderbarerweise. Wir hatten manchmal das Gefühl, als sei er ganz froh, seinen „eigenen Leuten“ geistig voran zu sein.
Wenn Goebbels sich informierte, so geschah dies selten bei der Reichspropagandaleitung in München, vielmehr meist direkt bei den Gauen. „Die Gauleiter sagen mir, was wirklich los ist“, betonte er häufig. Sicher waren unter den fünfundzwanzig Gauleitern viele, die ihm völlig ungeschminkt die Wahrheit sagten. Später kamen die sieben österreichischen, Sudetenland, Danzig-Westpreußen und Posen hinzu. Der äußere Anlaß zu derartigen Besuchen war meist seine Teilnahme an großen Parteiveranstaltungen oder auch rein kulturellen Ereignissen: Theatereinweihungen, Eröffnung von Ausstellungen, besondere Premieren, Einführung eines Intendanten bei einem Theater oder einem Sender. Während der ersten Jahre nach der Machtergreifung waren wir mindestens zwei Drittel der Zeit unterwegs. Ich mußte weit mehr als die Hälfte aller Anforderungen, die er als Redner erhielt, absagen, sonst wäre er nie ins Ministerium gekommen und bald tot gewesen. Man forderte ihn nicht nur deswegen so gerne an, weil jeder ihn hören wollte — sondern auch weil infolgedessen eine Goebbelsversammlung stets ein großes Geschäft für den Veranstalter war.
Ich habe ihn wohl Hunderte von Malen öffentlich reden hören, und ich muß sagen, daß er sich selten wiederholte, immer interessant war und oft hinreißend. Häufig habe ich ihn auf Fehler oder schwache Stellen seiner Rede nachher aufmerksam gemacht. Obwohl er mich gebeten hatte, dies zu tun, nahm er solche Kritik niemals gut auf — fast immer aber richtete er sich danach.
Seine besten Reden waren die improvisierten. Das ist das verläßlichste Zeugnis für seine rhetorische Begabung. Meist aber war eine Rede schon mindestens vierzehn Tage vorher angesetzt. Dann machte er sich am Tag zuvor ein Konzept. Auf einem gewöhnlichen Schreibblock kleineren Formates notierte er sozusagen die Kapitelüberschriften seiner Rede. Er numerierte sie durchlaufend. Manchmal untergliederte er sie

auch mit Buchstaben. Bei einer Rede von annähernd zwei Stunden Länge waren das etwa dreißig Slogans, höchstens fünfzig. Meist unterstrich er sie, die weniger wichtigen blau, die wichtigsten rot. Er schrieb das alles äußerst akurat mit Tinte, aber ein Fremder hätte es nur schwer entziffern können. Nicht selten kam es vor, daß er während der Rede beschloß, etwas anderes zu sagen — dann zerknüllte er die Zettel und steckte sie in die Tasche. Ich habe auch erlebt, daß er im Eifer des Gefechts ganz vergaß, die Zettel wegzustecken, und sie lange Zeit in der gestikulierenden Hand behielt — wie eine Kugel, mit der er gleich zu werfen vorhatte. — Stets wollte er nach der Rede die Zettel mitnehmen. Was er damit dann tat, weiß ich nicht.

Anläßlich dieser Reisen durch die deutschen Gaue erlebten wir mit ihm manch sonderbare und komische Dinge, die irgendwie auch für ihn charakteristisch waren.

Sonderbar war, was wir in Essen anläßlich eines dortigen Gautages erlebten. Wir kamen von einer Besichtigung zurück, als Goebbels über heftige Schmerzen am Fuß klagte. Es war der kranke Fuß.

Wehleidig jammernd saß er in seinem Hotelzimmer und sagte zu mir „Prinz Schaumburg, mir scheint ein Zeh gebrochen zu sein, ich habe schreckliche Schmerzen. Glauben Sie, daß das möglich ist?"

Natürlich war das möglich, denn die Menschen kannten in ihrer Begeisterung keine Grenzen, oftmals befürchtete ich, sie würden uns in Stücke reißen.

„Erkundigen Sie sich doch bitte nach einem guten Arzt — und sprechen Sie erst mal mit ihm — Sie können ja so tun, als handele es sich um Ihren Fuß. Und wenn Sie sehen, daß der Arzt vernünftig ist, dann erst sagen Sie ihm die Wahrheit. Verpflichten Sie ihn, daß er niemandem etwas verrät — sonst muß ich im Krankenhaus eine Rede halten."

Der Arzt war sehr nett und ebenso aufgeregt. Wir fuhren nach einer kurzen Untersuchung im Hotel zum Krankenhaus. Als wir dort eintrafen, empfingen uns rund dreißig Schwestern und dazu etliche Ärzte. Aber ich war „meinen" Goeb-

bels sofort los. Sie entführten ihn. Mir sagte man nur, ich solle auf dem Korridor warten. Daß ich mich darauf einließ, nahm er mir sichtlich übel.
Bald darauf fuhr man ihn auf einer Bahre an mir vorbei. In weiße Tücher eingehüllt, saß er darauf wie ein Pagode. Mit süß-saurem Gesicht, als verwünsche er das Krankenhaus und alle, die damit zu tun hatten. Er zürnte dem Schicksal. Wenn ich das sage, ist das keine Redensart, sondern wörtlich und tatsächlich gemeint. So war er. Das Schicksal mutete ihm eine lächerliche Rolle zu — und das war beleidigend. Ärzte und Schwestern sah er verächtlich an, als überlege er sich, ob sie einem gegen ihn gerichteten Komplott angehören könnten. Mich aber schien er für den Hauptschuldigen zu halten. Er sah geflissentlich an mir vorbei, würdigte mich keines Blickes.
Die Ärzte stellten fest, daß der ministerielle Zeh tatsächlich gebrochen war. Da Goebbels an dem Abend eine Rede zu halten hatte — draußen im großen Stadion —, wurde der Zeh nach oben bandagiert, so daß ein, wenn auch sicher schmerzhaftes, Gehen immerhin möglich war. Er wollte der Rede wegen unter allen Umständen gehen können. Mit einem Mal war alle Wehleidigkeit völlig verschwunden. Der Arzt aber sagte, es sei größte Vorsicht geboten, denn der geringste Stoß würde dem Minister sehr weh tun und könnte die ganze Angelegenheit auf das peinlichste komplizieren.
Goebbels nahm die Angelegenheit ernst. Als wir wieder im Hotel waren, sagte er mir, ich hätte nun nur noch eine einzige Aufgabe — nämlich die, darauf zu achten, daß ihm niemand an den verletzten Fuß komme. Jede Verschlechterung des Zustandes könne weitgehendste Folgen haben. Es bestehe die Gefahr, daß eine Vergiftung entstehe. Ich solle stets unmittelbar vor ihm gehen und stehen — dann könne nichts passieren.
Das Programm des Nachmittags wurde abgesagt. Goebbels lag auf einem sehr unbequemen Sofa im Hotelzimmer und ließ sich von verschiedenen höheren Beamten oder Parteifunktionären des Gaues Vortrag halten. Er war leicht reizbar.

Je mehr es aber Zeit wurde, an die abendliche Kundgebung zu denken und sich darauf vorzubereiten, schienen seine Schmerzen zu verfliegen. Er lief, als sei gar nichts geschehen — und ich immer unmittelbar vor ihm her. Es war eine komische, sonderbare und keineswegs einfache Situation. Niemand begriff, warum ich fortgesetzt, jede Unterhaltung störend, unmittelbar vor ihm stand. Vor allem die Fotografen und Filmoperateure waren mir offensichtlich böse.
Es war ein schöner Sommerabend, als das weite Stadion sich mit etwa fünfzigtausend Menschen füllte. Goebbels Rede dauerte sehr lang, annähernd zwei Stunden. Wie konnte er nur mit dem lädierten Fuß so lange stehen? — Ich stand während der ganzen Zeit eine Stufe tiefer, unmittelbar vor ihm. Aber das fiel mir mit der Zeit sehr schwer, eine starke Müdigkeit übermannte mich. Es wurde dunkel. Kaum hatte Goebbels seine Rede beendet, da krachten rings um das Stadion unzählige Feuerwerkskörper. So etwas war bei Parteiveranstaltungen nicht üblich. Es gab einen Höllenlärm um uns herum. Wir waren nicht darauf vorbereitet. Welche Überraschung! Ich erschrak sehr, wurde aus meinem dem Schlaf nahen Dösen jäh aufgescheucht — und tat in dieser Schrecksekunde unbewußt einen einzigen Schritt zurück — auf die rückwärtige Stufe. O weh — ich spürte es: ich stand mit meinem eisenbeschlagenen hohen Stiefel ganz genau auf dem hochbandagierten Zeh des Ministers —! Mir war, als fühlte ich unter dem Absatz etwas krachen und knirschen. Ich wagte nicht, mich umzusehen, grauenhaft — ich war wie gelähmt vor Schreck.
Wie aus fernen Welten — unheimlich freundlich aber schmerzverzerrt — drang eine halblaute Stimme an mein Ohr: „Prinz Schaumburg, Sie sind ein allzu korrekter Mann. Ich hatte Ihnen allerdings nur gesagt, daß kein anderer drauftreten solle — aber vielleicht sind Sie doch wenigstens so nett, meinen Fuß wieder zu entlasten!"
Diese Freundlichkeit hatte ich nicht erwartet, sie frappierte mich geradezu — muß der Schmerz doch ganz außerordentlich gewesen sein. Nicht ein einziges böses Wort bekam ich

zu hören. Goebbels hielt durch, bis wir wieder im Hotel waren, und der Arzt kam.
Eine der Reisen, die ihn innerlich wohl am meisten tangierten, war sicher seine erste nach Rheydt, also in die Stadt seiner Geburt und Kindheit.
Wir machten das von Köln aus, wo er morgens mit einer großangelegten Rede den dortigen Sender einweihen sollte. Schon der Beginn dieses Tages brachte eine Panne. Der Empfang war vorbei. Die Front der paradierenden Polizei abgeschritten. Ehrengäste waren begrüßt worden. Wir gingen in den Festsaal, in dem er seine Rede halten sollte. Goebbels war aufgeregt wie nur selten. Diese besonders wichtige Rede sollte von vielen Sendern übertragen werden, und er vermutete, daß Hitler sie hören werde. — Schon seit einiger Zeit trug Goebbels Papier in der Hand, das ich für sein Manuskript hielt.
Als wir eben den Saal betraten, in dem er von einer großen, auserlesenen Gesellschaft mit Spannung erwartet wurde, raunte er mir zu: „Mein Manuskript, geben Sie mir meine Zettel!" Ich hatte aber nichts. „Sie haben mir nichts gegeben", sagte ich. „Dann kann ich nicht reden", erwiderte er sehr zornig. Und machte auf der Stelle kehrt. Die Menschen, die uns hatten kommen sehen, waren völlig verblüfft. Wir eilten aus dem Saal. Sobald wir draußen waren, sagte er: „Sorgen Sie sofort dafür, daß wir ganz allein sind — geben Sie mir gleich irgendwelches Papier und einen Stift — ich muß mir ein neues Konzept machen — wenn ich bloß nicht gestört werde!" Gott sei Dank hatte ich alles bei mir. Und es war auch ein Tischchen da und ein Stuhl. Und es gelang mir, in Windeseile sämtliche Honoratioren aus dem Raum zu vertreiben. Alle Sender warteten. Aber nach wenigen Minuten bereits konnten wir wieder im Festsaal erscheinen. Er hielt eine zwar andere, aber gleichfalls großangelegte Rede. Die Rundfunkhörer hatten lediglich „wegen einer technischen Störung" wenige Minuten warten müssen.
Im Anschluß an diese Veranstaltung starteten wir nach Rheydt. Bei strahlendem, recht warmem Wetter standen

Hunderttausende längs der Straße und in den Orten. Hinter uns her fuhren Hunderte von Autos, über uns kreisten mehrere Flugzeuge. Es war ein Triumphzug sondergleichen. Zugleich eine Demonstration des noch durch den Versailler Vertrag entmilitarisierten Rheinlandes für die Einheit des Reiches. Wir brauchten viel Zeit. Oft ließen uns die Menschenmassen kaum durchkommen. In jedem Ort wurden wir durch Bürgermeister, Ratsherren, Partei und deren Gliederungen begrüßt. Kinder sagten Gedichte auf und überreichten Blumen. Die vielen tausend Menschen und die Wagenkolonne wirbelten einen Staub auf, der unsere Gesichter völlig verschmierte, in den Augen schmerzte und zwischen den Zähnen knirschte. Die jubelnden Menschen machten einen Lärm, daß wir oftmals für lange Zeit völlig außerstande waren, uns zu verständigen.
In Rheydt gefiel es ihm sehr, über allen Wirrwarr der dazwischen liegenden Zeiten, über seinen rasanten Aufstieg hinweg und ungeachtet seiner jetzigen Position wieder die Brücke zu seinen Jugenderinnerungen zu schlagen. Er ging in seine alte Schule und setzte sich wie früher in die Bank. Er sprach lange mit seinen ehemaligen Mitschülern und Lehrern. Er wollte den Weg vom Hotel zum Haus seiner Eltern zu Fuß zurücklegen, um tausend kleine Erinnerungen wachzurufen. Er stand lange sinnend im Elternhaus am Fenster, um genau das zu sehen, was er einst gesehen hatte.
Seine Mutter war bei keinem Empfang dabeigewesen, erwartete ihn zu Hause, wie er es gewünscht hatte.
Er sagte mir, ich solle darauf achten, daß er mit seiner Mutter allein sein könne und ganz sicher von niemandem gestört werde. Was auch immer geschehe. Ich sah ihn seine weinende Mutter begrüßen — es war ein Anblick, der mich rührte und den ich heute noch ebenso deutlich sehe wie damals.
„Ich muß so manches gutmachen an ihr", sagte er, „sie hat viele Jahre entsetzlich zu leiden gehabt, nur weil ich ihr Sohn bin — ich konnte es ihr nicht ersparen. Spießbürger sind viel gehässiger als Proletarier."
Erst als er sich mit seiner Mutter ausgesprochen hatte, rief

er mich ins Zimmer und stellte mich ihr vor. Sie war eine reizende alte und sehr bescheidene Frau. Er sagte zu mir: „Meine Mutter ist für mich das gleiche wie für Sie die Ihrige — ich weiß, daß Sie Ihre Mutter sehr verehren. Diese alte Bruchbude ist mein Elternhaus. Die Straße ist nicht gerade ansehnlich, aber ich mag sie doch gern. Was glauben Sie, Prinz Schaumburg, wieviel lieber ich hier bleiben würde als in dem Luxus von Berlin. Nichts möchte ich hiergegen eintauschen — nichts — auch das schönste Ihrer Schlösser nicht — verstehen Sie das? Können Sie verstehen, was es für mich bedeutet, heute hier zu sein — nach alledem. Diese Stunde, lieber Prinz Schaumburg, ist ein Leben wert!"
Die alte Frau weinte. Was er mir sagte, war wohl eigentlich an sie gerichtet. Sie sollte wissen, daß sie ihn nicht verloren hatte und nie verlieren würde. „Mutter", sagte er, „ich kann Dich woanders wohnen lassen, viel besser — aber wie ich Dich kenne, willst Du es nicht, Du bleibst sicher lieber hier." Sie wollte nur noch von ihrem Sohn hören, daß er manchmal kommen würde.
Jahre später sagte er einmal zu mir: „Was tun die Leute nicht alles, um festzustellen, welchen Charakter einer hat — Astrologie, Graphologie und wer weiß, was sonst noch alles. Man braucht nur zu sehen, wie der Sohn mit seiner Mutter steht, und man weiß alles über seinen Charakter."
Er hatte gelegentlich Anfälle von Schwermut, aus irgendeinem Grund konnte ihn diese Traurigkeit befallen. Er kam dann häufig auf seine Mutter zu sprechen, als sei der Gedanke an sie und alles, woher er kam, die letzte Basis, die ihm auch in größter Not blieb. Ich hörte ihn so oft von seiner Mutter sprechen und meines Wissens nie von seinem Vater. Rückschauend fällt mir auf, daß ich noch nicht einmal Genaues über den Beruf des Vaters sagen kann und wann er starb. Ich weiß kaum etwas über seine Studienzeit, über seine Beziehung zu seinem Lehrer Gundolf. Kam er zu Gundolf, weil er Stefan George verehrte — oder umgekehrt? Er hat mir nie etwas darüber gesagt, war ihm die Beziehung zu seinem jüdischen Lehrer Gundolf vielleicht peinlich? Ist die Tatsache, daß er mir ge-

genüber so vieles dieser Art nie erwähnte, obwohl unsere Beziehung doch eigentlich mehr eine freundschaftliche als eine politische oder gar dienstliche war, nicht bezeichnend? Er sprach verschiedentlich davon, daß er auch Musik studiert hatte. Als 1935 im Verlag Herrmann Degener, Berlin, das umfangreiche Buch „Wer ist's" erschien, gab mir Goebbels dieses für die Adjutantur mit den Worten: „Es ist mir gar nicht recht, daß ich da drin stehe, aber ich konnte nicht anders — nicht drinstehen wäre mir falsch ausgelegt worden." Dieses also kann ich zitieren:

„Goebbels, Paul Joseph, Dr. phil., Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Mitglied des Reichstages — geb. 29. 10. 1897 Rheydt, Rheinland; katholisch — Vorfahren: Westfälische Bauern und Kleinbürger — verheiratet 19. 12. 31 mit Magda Quandt, geb. Ritschel — Kinder: 1 Sohn (Stiefsohn); Helga geboren 1. 9. 32; Hilde geb. 13. 4. 34; 1 Sohn, geb. 2. 10. 35. — Gymnasium; Universitäten Bonn, Freiburg, Würzburg, München, Heidelberg, Köln, Frankfurt, Berlin (Geschichte, Kunst- u. Literaturgeschichte, Philologie); 1920 promoviert Heidelberg; seit 1922 politisch tätig; 1924 Ausweisung aus dem Ruhrgebiet, Schriftleiter der „Völkischen Freiheit" Elberfeld; 9. 11. 1926 Gauleiter der NSDAP Berlin; 1927 Gründung des „Angriff"; 1929 Reichspropagandaleiter der NSDAP; 14. 3. 1933 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda; November 1933 Präsident der Reichskulturkammer; seit 1928 Mitglied des Reichstages; seit Dezember 1933 im Ältestenrat des Reichstages. — Herausgegeben: 1925 „Nationalsozialistische Briefe", 1927 bis Februar 1934 Herausgeber der Tageszeitung „Der Angriff"; — Werke: „Die zweite Revolution", 1926, „Wege in das Dritte Reich", 1927, „Michael", 1929, „Das kleine ABC der Nationalsozialisten", 1929, „Nazi Sozi", 1929, 4. Auflage 1932, „Der verfluchte Hakenkreuzler" (mit Mjölnir), 1929, 5. Auflage 1932, „Knorke", 1929, 1931, „Signal zum Aufbruch", 1931, „Kampf um Berlin", 1932, 6. Auflage 1934, „Lenin und Hitler", „Der Unbekannte SA-Mann", „Die Bluttat", „Rassenfrage und Welt-

propaganda", „Revolution der Deutschen", „14 Jahre Nationalsozialismus", „Goebbels spricht, Schrift an die Nation", „Der Sinn der Nationalsozialistischen Revolution", 1933, „Das erwachende Berlin", „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei", 1934, „Signale der neuen Zeit", „Der Faschismus und seine praktischen Ergebnisse", 1934, „Der Wanderer" (Bühnenwerk). — Ehrenbürger der Stadt Gladbach-Rheydt, Ehrenbürger Berlin, Mitglied der Akademie für Deutsches Recht."

Besonders interessant ist, was in dieser Notiz nicht enthalten ist. Die Zahl der Veröffentlichungen aus der frühen Zeit ist nicht vollständig. Es fehlt eine Angabe über das Musikstudium. Nichts über den Vater. Der immerhin berühmte Gundolf als Lehrer nicht erwähnt. Und gar nichts von den Jesuiten. Ich hätte ihn viel mehr fragen müssen.

*

Am folgenden Vormittag regte ihn eine ganze Kleinigkeit sehr auf.

Er suchte im Hotel seine Schuhe und sah, daß ein SA-Führer sie putzte. Er bat mich, zu kommen und festzustellen, wer das sei. Ich wußte, daß es der Polizeipräsident war, und ich wußte auch, daß er das getan hatte, damit sich dort kein fremdes Hotelpersonal herumtreiben sollte. Der Polizeipräsident war ein Schulkamerad von Goebbels gewesen und nun SA-Führer. Warum sollte er ihm nicht schnell die Schuhe saubermachen? Ich fand das nicht so schlimm. Aber Goebbels faßte es falsch auf und tobte. Das sei ein typisches und sehr bedenkliches Zeichen für die Würdelosigkeit der Parteifunktionäre. „Liebedienerei — ich bin für sie ein Bonze — sonst gar nichts — sie würden mir auch die Füße küssen, wenn ich es erlaubte. Vor wenigen Jahren waren das noch Persönlichkeiten, Kerle — jetzt hat ihnen schon die Macht den Kopf verdreht — das ist doch entsetzlich!" Er ließ es sich nicht ausreden. Der arme Polizeipräsident, der es wirklich nur gut gemeint hatte und sich absolut nicht würdelos verhielt, wurde noch viele Jahre später deswegen verkannt. „Ein Polizeipräsident hat mir die Schuhe geputzt", hieß es, „unsere Revolution

zerging bereits wie ein Nichts — aber schuld daran waren die großen Bonzen, die so etwas zuließen!"
Von dem gigantischen Empfang in seiner Heimatstadt Rheydt blieb in seiner Erinnerung nur das Wiedersehen mit der Schule, die Begegnung mit seiner Mutter und der stiefelputzende Polizeipräsident zurück.
Es war amüsant zu erleben, wenn Hitler und Goebbels mit ihrer rhetorischen Überlegenheit und durch ihr sehr geschicktes Zusammenspiel, an dem sie sich beide erfreuten, einen ihnen unliebsamen Gast „fertigmachten". Meist war Goebbels derjenige, der das Zeichen zum Angriff gab. Dann konnte ein solches Duell sich leicht über mehrere Stunden erstrecken. Je nachdem, ob der Angegriffene sich geschickt verteidigte oder nicht. Wenn Dr. Goebbels so etwas inszenierte, waren seine Gründe eigentlich immer politische. Der fragwürdige „Frankenführer" und Herausgeber der Zeitschrift „Der Stürmer", Julius Streicher, war einer derjenigen, die er nicht sehen konnte, ohne ihnen schaden zu wollen. Auch der Reichsleiter für die Presse, Amann, gehörte zu ihnen, Christian Weber aus München, die Gauleiter Bürckel und Mutschmann und Adolf Wagner.
Goebbels berief sich bei solchen Gelegenheiten gern auf die ausländische Presse. Er setzte voraus, daß jene Parteigrößen sie nur wenig läsen. Oft erfand er irgendeine Meldung. „Da hat doch die *Times* neulich behauptet, unsere Partei trage alle Anzeichen des bayerischen Charakters. Ich weiß nicht recht, wie ich mit unserer Presse darauf reagieren soll — ist das ein Vorwurf oder eine Anerkennung? Vielleicht können uns die anwesenden „Saubayern" aus eigener Kenntnis und Erfahrung die nötige Aufklärung geben — aber nicht allzu bescheiden, wenn ich bitten darf!"
Irgendeiner der anwesenden Bayern war natürlich gern bereit, zu beweisen, daß die bayerische Standhaftigkeit und Durchschlagskraft der Partei zum Siege verholfen hätten — und daß die Partei auch jene Synthese zwischen Entschlossenheit und Gutmütigkeit verkörpere, die den bayerischen Charakter in besonderem Maße kennzeichne. „Es ist wirklich ein

Jammer, Hitler", warf dann Goebbels ein, „daß die Männer der deutschen Geschichte sämtlich nicht aus Bayern stammten — stellen Sie sich vor, was das bedeutet haben würde, wenn Friedrich der Große — Goethe — Schiller — Bismarck, um nur einige zu nennen, einen guten Charakter gehabt hätten, so einen echt oberbayerischen. Ich werde es dem Herrgott nie verzeihen, daß er mich nicht als Bayer hat zur Welt kommen lassen. Wenn ich nicht meine krachlederne Hose tragen kann — und die Federn am Hut — und wenn ich nicht mehrere Maß Bier am Tag trinke — nun dann fehlt mir ‚halt' die weltanschauliche Grundlage zum Leben."

Wehe dem, der glaubte sich erfolgreich gegen Dr. Goebbels verteidigen zu können. Goebbels ließ sein Opfer nicht eher los, bis die Kapitulation ausgesprochen war. Manchmal ging es so toll zu, daß Hitler glaubte für das Opfer intervenieren zu müssen.

Goebbels aber hat auf diesem seltsamen Wege manchen Kompetenzkampf in der Partei gewonnen.

Ihn reizte das Risiko

Goebbels hatte keine Ahnung von technischen Dingen. Er hatte überhaupt keine Beziehung zu ihnen.
Trotzdem war er eines Tages der Ansicht, daß er das Autofahren erlernen müsse, und er beschloß daher, es sich von einem seiner Fahrer beibringen zu lassen. Mir war von Anfang an klar, daß er nie halbwegs gut fahren würde.
Als wir einmal von Dresden zurück nach Berlin fuhren, ließ er plötzlich auf freier Strecke halten und fragte: „Prinz Schaumburg, haben Sie Angst, wenn ich selbst fahre?" Natürlich verneinte ich die Frage. Der Wagen war ein großer Mercedes-Kompressor, also nicht gerade ein Wagen zum lernen.
Ich saß hinten, neben mir der Polizeipräsident von Berlin, Graf Helldorf.
Goebbels fuhr einwandfrei an und kam schnell auf Touren. Die gute Straße verlief zunächst lange Zeit gerade. Dann kam eine Doppelkurve. Er fuhr mit etwa neunzig Stundenkilometern in die Kurve hinein, schrie aber bereits Sekunden später dem Fahrer zu: „Ich bekomme das Ding nicht herum!" Tatsächlich war er außerstande, das spielend leicht bewegliche Lenkrad zu drehen, also den Wagen um die Kurve zu ziehen. Der Fahrer griff blitzschnell von der Seite zu und rettete noch eben die Situation. Helldorf sah bleich aus, und er wird bei mir ganz gewiß das gleiche festgestellt haben.
Dann ging es einige Zeit geradeaus. Bevor wir zur nächsten Kurve kamen, war unser Tempo auf weit über hundert Kilometer beschleunigt. Der Wagen geriet ins Schleudern und Wanken. Goebbels fluchte, und der Fahrer hatte viel zu tun, das Äußerste zu verhindern. „Wir kommen niemals heil nach Hause", sagte Graf Helldorf wütend zu mir. Auch ich war empört. Ich dachte an meine Frau und meine Kinder und sah uns dem Leichtsinn eines scheinbar verantwortungslosen Menschen ausgesetzt. Ich brüllte Goebbels in die Ohren: „Bitte hören Sie auf zu fahren – es geht nicht!"

„Haben Sie Angst, wenn ich fahre?" fragte er zurück.
„Ja", sagte ich laut, „weil ich selbst fahren kann."
Es schien, als warte er darauf, daß ich noch mehr sagte. Darum ergänzte ich schnell: „Es ist eigentlich nicht Ihre Aufgabe, Auto zu fahren, Herr Doktor!" Das schien mir ziemlich gewagt. Helldorf sah mich erst fassungslos an, nickte mir aber dann beifällig zu.
Goebbels bremste, brachte den Wagen zum stehen. Langsam öffnete er die Tür, stieg aus und um. „Fahren Sie!" sagte er erstaunlich ruhig zu dem Fahrer.
Ähnlich war, was ich mit ihm in bezug auf Pferde erlebte. Da fragte er mich draußen in Lanke —, ob ich Lust hätte, ihn bei einer Spazierfahrt zu begleiten. Nach der langen Arbeit sei das ein schöner Ausgleich.
Ich wußte wohl, daß er seit kurzem ein Paar Wagenpferde — recht schöne sogar — besaß. Aber ich ahnte nicht, daß er sich angewöhnt hatte, selbst zu kutschieren. Wir fuhren auf einem eleganten vierrädrigen Wagen, der — sehr erhöht — nur einen einzigen breiten Sitz hatte. Goebbels ergriff sofort Zügel und Peitsche. Er ließ die Pferde gleich galoppieren, als gäbe es keine andere Gangart. Der Wagen war für die beiden Pferde viel zu leicht. Es ging „über Stock und Stein", zwischen eng zusammenstehenden Bäumen, an steilen Hängen quer entlang — ich dachte, wir müßten umkippen. Die Zweige schlugen uns ins Gesicht, der Wagen krachte bedenklich, es war eine höllische Fahrt. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß man so nicht fahren dürfe, daß er uns gefährde, den Wagen kaputtmache und schließlich auch die Pferde ruinieren könne. Er zeigte kein Verständnis für meine Einwendungen. Schließlich sah ich zu meinem Entsetzen, daß er die Zügel ganz einfach gleiten ließ und dann locker am Wagen festmachte, so daß die Pferde überhaupt keine Führung mehr hatten. Und er sagte lachend: „Die Tiere sind nicht so dumm wie die Menschen — man kann sie ruhig laufen lassen, es passiert gar nichts!" „Aber", sagte ich, „der Wagen ist ihnen nicht angewachsen, sie rechnen nicht damit

– wenn wir umgekippt werden und uns am nächsten Baum den Schädel einschlagen, sind wir es selber schuld."
Das wollte er nicht hören. Und als wir daheim waren, fragte er mich: „Meinen Sie wirklich, daß das gefährlich war?"

„Ich bete zu meinem Schicksal, mich nicht halb werden zu lassen, gar nichts oder etwas Ganzes aus mir zu machen.
Seine Pflicht tun: das heißt tun, was man aus Eigenem als recht erkannt hat.
Nicht die Menschen, aber einen Mann haben wir nötig.
Mein Weg: vom Einzelnen zum Ganzen, von der Erscheinung zum Symbol – vom Bruder zum Volk und erst vom Volk in die Welt.
Je kleiner der Mensch ist, desto weniger vermag er zu glauben."
Das schrieb er in seinem „Michael" als ganz junger Mensch. „Tun was man aus Eigenem als recht erkannt" hatte, das blieb immer seine Maxime.
Schon damals formulierte er, was sein Leben bewegen würde: „Wir alle sind Soldaten der Revolution der Arbeit. Wir wollen den Sieg des Arbeitertums über das Geld. Das ist Sozialismus. Noch geht er verschiedene Wege, aber der Wille ist überall derselbe. Das ist der letzte Trost, daß wir nicht zu verzweifeln brauchen.
Der allmählich zusammenbrechende geschichtliche Stand treibt in seinem Untergang noch einmal die feinsten Blüten seiner sterbenden Schöpferkraft. Unwissende sind leicht geneigt, das für neuerwachende Produktivität zu halten. Dem ist nicht so. Noch einmal sammelt sich, aus fast verschütteten Kanälen gespeist, in den letzten Typen einer schwindenden Welt ihre Feinheit und Grazie und bildet im Sterben Geschöpfe voll von lauterer Schönheit und Anmut."
Hatte er eine Haßliebe gegenüber „den letzten Typen einer schwindenden Welt?"
Wenn ich in all den Jahren trotz vielen, schweren Enttäuschungen bei ihm blieb bis zuletzt, so deshalb, weil er für mich immer der Revolutionär blieb, der jene Welt von Grund auf umformen wollte. Im „Michael" schrieb er weiter: „Ich habe überwunden. Was in mir noch an Überbleibseln der

Vergangenheit war, das habe ich weggeräumt, unerbittlich und rücksichtslos.
Ich bin ein Revolutionär. Das sage ich mit stolzer Bewußtheit. Ich war auch nie etwas anderes; und werde nie etwas anderes sein können."
Stets und ständig war er ehrlich bemüht, „unerbittlich und rücksichtslos wegzuräumen" — wir wissen es, haben uns oft genug daran gefreut — und auch darunter gelitten.
Aber in den entscheidenden Jahren war bei ihm immer eine Kraft im Spiel, die ihn emporriß und vorwärtstrieb, ihn oft zu Außerordentlichem befähigte, ihn aber zugleich ablenkte und hemmte und vielfach an den Rand der Untreue zerrte.
War es die Kraft der Liebe? „Immer wenn ich so recht verliebt war, schrieb ich unerhörte Artikel — hielt die weitaus besten Reden — und konnte ich mit meinen Ideen in den schwersten Verhandlungen meine Gegner an die Wand klatschen, als seien sie alle Dummköpfe", sagte er.
Das Beste, was er von einer Frau sagen konnte, war:
„Sie liebt wie eine Königin." — Auch das steht in seinem „Michael", und gleich darauf: „Die echte Frau liebt den Adler."
Ein Adler, das war, was er sein wollte.
Was er als junger Mensch schrieb, sagt so viel über sein späteres Leben aus:
„Der Krieg weckte mich aus tiefem Schlaf. Er brachte mich zur Bewußtheit.
Der Geist quälte mich und trieb mich zur Katastrophe; er zeigte mir Tiefe und Höhe.
Die Arbeit erlöste mich. Sie machte mich stolz und frei. Und nun habe ich mich aus diesen dreien neu geformt.
Den bewußten, stolzen und freien deutschen Menschen, der die Zukunft gewinnen will!
Christus gab mir viel aber nicht alles.
Wir müssen ihn aufs neue in uns erwecken.
Das können wir nur mit bewußter eigener Kraft.
Das Leben des einzelnen ist nicht alles. Es ist kein Ding an sich.

Wir müssen es überwinden und steigern zu einer neuen, fruchtbringenden Macht.
Solange der Mensch am Leben klebt, solange ist er nicht frei."
Seine Auffassung vom „Bruder" im Volk — und damit sein Sozialismus — liegt darin begründet. Die moderne Wissenschaft ist über das hinaus, was er wohl nur zu ahnen vermochte — daß er aber schon damals in diese Richtung vorstieß galt mir weit mehr als die Bestrebungen der anderen. Wer aber hat ihn so gesehen?
„Ich bin dabei, in mir die alte Glaubenswelt zu zertrümmern. Ich werde sie dem Erdboden gleich machen. Dann baue ich eine neue Welt. Von unten fange ich an und richte Stück um Stück. In schweren Stunden bringe ich es zuwege. Ich ringe mit mir selbst um einen anderen Gott."
Oft hat er sein Verhältnis zum Volk mit der Liebe zu einer Frau verglichen. Der Vergleich lag ihm so nahe, daß ich manchmal das Gefühl hatte, es müsse da eine tatsächliche Verbindung bestehen. Wenn ich heute seinen „Michael" lese, glaube ich das meiste von dem, was er zu Hertha Holk sagt, auf sein Volk beziehen zu müssen. Das war wohl auch der tiefere Sinn dieses sehr jugendlichen Buches.
Verschiedentlich sagte er mir, wenn er mit einer geliebten Frau zusammen sei, werde er ruhig. Aus der Ruhe werde eine Art Einsamkeit. Und das sei es, was er immer wieder brauche:
„Ich will ruhig sein und auf Erlösung warten.
Ich fühle so etwas wie Zukunft in mir.
Das Große findet man immer in schöpferischer Einsamkeit.
Da wird auch meine Stunde kommen
der Gedanke ist in Marsch gesetzt.
Ich glaube wieder."
Auf das „ich glaube wieder" kam es ihm an, und dazu gab es kein besseres Mittel als den „Blick in eine geliebte Seele."
Viel Kraft und Disziplin hat dieser Mensch aufgewandt, um sich auf das auszurichten, was er für das Höchste hielt, obwohl er als ganz junger Mensch schon das Ende voraussah:

„Christus mißt die Menschen mit seinen Maßen. Daran geht er auch am Ende zugrunde. Übrigens die Tragik fast aller Propheten und großen Revolutionäre. Sie sehen die anderen so, wie sie selbst sind. Das ist der Fehler in ihrer Rechnung."

Denn sie kamen von unten

Goebbels war immer froh, wenn sich ihm Gelegenheit bot, nachmittags das Ministerium früher zu verlassen und mit seinem Boot auf den Wannsee hinauszufahren. „Das ist die einzige wirkliche Erholung für mich", — „da ist man ein ganz anderer Mensch" — „endlich mal heraus aus dem ganzen Mist" — „hier draußen können sie mir alle", — „hier bin ich frei" — „hier will ich nichts von Politik hören."
Das waren seine Sprüche bei solcher Gelegenheit, und es gab wirklich Augenblicke, in denen er damit die Wahrheit zu sagen glaubte.
Wäre er draußen allein gewesen oder nur mit seiner Frau und seinen Kindern, so würde es wohl auch wahr geblieben sein. Aber er konnte nicht allein sein. Er brauchte seine Arbeit, er brauchte Menschen, das Objekt seiner Arbeit. Mindestens aber brauchte er eines von beiden.
Er hielt darauf, daß seine Frau draußen nicht allein war, um sie sammelte sich in diesen Jahren des Friedens und bis in den Krieg hinein ein bisweilen recht großer, immer aber ungezwungener Kreis von Menschen. Oft war eine ihrer Verwandten aus ihrer ersten Ehe dabei oder ihres Mannes Schwester Maria. Einige der bekanntesten Schauspieler und Schauspielerinnen von Bühne und Film, der Reichsbühnenbildner Benno von Arent und seine Frau, der bekannte Porträtmaler Professor Hommel und seine als Bildhauerin besonders befähigte Frau Barbara von Kalckreuth. Es gehörten zu diesem meist gleichbleibenden Kreis aber auch der Liebling der Jugend Max Schmeling und seine Frau Anny Ondra und andere.
Auf Gesellschaften bemühte er sich stets, zunächst möglichst zurückhaltend zu sein. Er machte dann zuweilen den Eindruck eines schüchternen Studenten. Er wollte die Menschen studieren, und er haßte das Gefühl, für die anderen der Unterhaltende zu sein, vor allem, wenn die Gesellschaft bei anderen stattfand. Oft hat er mir dann gesagt: „Prinz Schaum-

burg, ich will da nicht mehr hingehen — ich kann den ganzen Abend etwas zum besten geben, damit die ihren Spaß dran haben — und nachher laufen sie überall und nirgends herum und verkünden, der Goebbels hat gesagt, ich habs ja selbst gehört —'. Sie glauben gar nicht, was für einen Quatsch man mir da andichtet. Nicht aus Bosheit, nein — ganz einfach, weil sie mich nicht verstanden haben, und weil irgendeine adlige Gans ihren Schnabel nicht halten konnte und sich mit meinen Worten wichtig tun wollte. So etwas hat schon die größten Komplikationen gegeben — nicht zuletzt mit den Diplomaten."

Aber meistens hielt er seine Zurückhaltung nicht lange durch. Griff er erst in die Unterhaltung ein, dann war er ganz ohne seine Absicht bald derjenige, der sie führte.

Ich habe unzählige solcher Abende mit ihm „durchstanden". Einige auch in meinem Hause, wenn er mit seiner Frau bei uns zu Gast war. Meine Frau legte immer besonderen Wert darauf, ihn bei solcher Gelegenheit auch mit möglichst anders denkenden Menschen zusammenzubringen, weil sie wußte, daß dann sicher eine für alle Beteiligten wertvolle Unterhaltung zustande kam. Auch wollte sie, daß ihm manches gesagt würde, was er sonst vielleicht nicht zu hören bekam. Nach einem solcher Abende habe ich Notizen gemacht über das, was er sagte.

„Es gibt eigentlich nur zwei Wege, die zur Macht im Staate führen. Der eine kommt sozusagen ‚von oben' — über bereits bestehende Machtzentren, die gegeneinander ausgespielt werden — und der andere kommt aus dem Vertrauen des Volkes heraus, also ‚von unten'.

Der erste setzt keinerlei Popularität voraus. Er kann mit großem Erfolg beschritten werden, ohne daß der Mächtige überhaupt je ins Rampenlicht der Öffentlichkeit tritt. Nur wenige, entscheidende Menschen werden erfahren, in wessen Händen alle Fäden letztlich zusammenlaufen. Das Geheimnis des Erfolges liegt in diesem Fall gerade in der kleinen Zahl der Wissenden und Vertrauten, also in der Menschenkenntnis des zur Macht Strebenden und in seiner Verschwiegenheit.

In kaiserlichen Zeiten war Holstein ein Mann dieser Art. Nur solange man allgemein so wenig von diesen Menschen weiß, kann ihre größte Macht darin begründet sein, daß sie selbst auf höchster Ebene hervorragend informiert sind.
Das Motiv solcher Menschen ist interessanterweise in den seltensten Fällen ein egoistisches gewesen. In dem Augenblick, in dem es ein solcher Mensch darauf abgesehen hätte, selbst reich zu werden, würde er sich in die Abhängigkeit von anderen begeben, und sein äußerst klug und pedantisch angelegtes Spinnweb hätte einen gefährlichen Riß. Seine Arbeit zielt auf etwas ganz anderes: nämlich auf die Ausweitung seines Wirkungsfeldes. Teils aus Pflichtbewußtsein, teils aus Passion an der Sache, sagen wir ruhig Liebe zur Macht oder auch nur Bewußtsein der Macht.
Wir haben solche Menschen unter den hohen Beamten erlebt, unter hervorragenden Militärs und auch unter den führendsten Wirtschaftlern. Man muß zugeben, daß etliche von ihnen für die Allgemeinheit im ganzen gesehen wertvoll waren. Das Selbstlose ihres Einsatzes ist ein vom Standpunkt des Volkes dankenswertes Opfer. Am leichtesten arbeiten solche Menschen in der Geborgenheit autoritärer Regierungen. Ausschlaggebend in ihrem Leben ist der Augenblick, in dem ihre eigene Karriere sie zwingt, doch auf der Bühne der Öffentlichkeit zu erscheinen — wenn es überhaupt dazu kommt. Meist ist dieser Augenblick für sie der Anfang vom Ende.
Der andere Weg ist der der Popularität. Er ist uns allen geläufiger, weil er vor unseren Augen begangen wurde. Im Prinzip war natürlich auch dieser zu allen Zeiten der gleiche.
Der einzelne Mensch schafft sich Anhänger durch besondere Haltung und durch besondere Ideen. Nur diese, und zwar in erkennbarer Abhängigkeit voneinander, schaffen Vertrauen. Anhänger zu bekommen ist allein eine Frage des gegenseitigen Vertrauens.
Mein Vertrauen schenke ich nur dem, der mir ehrlich das Gute zu sehen und zu wollen scheint. Ich muß gerne erkennen und zugeben, daß der Betreffende mehr weiß und ver-

steht als ich — und zwar nicht auf einem Spezialgebiet, sondern allgemein. Ich muß annehmen, daß er sich für unsere Sache einsetzen wird. Mein Vertrauen wird um so stärker sein, je mehr ich erkenne, daß der andere uneigennützig und aus dem Glauben an bestimmte, auch mich erfüllende Ideale handelt.

Je mehr ein Mann sein Volk liebt, um so leichter wird es ihm fallen, dieses Volk für sich zu gewinnen, denn Vertrauen beruht stets auf Gegenseitigkeit. Die Liebe zum Volk äußert sich nicht in Phrasen und Programmen, sondern im Einsatz für das Volk. Nur wer die Sorgen und Nöte des Volkes kennt und sich zu eigen macht, wird die Sprache finden, die von Herz zu Herzen geht — die alles entkompliziert — und daher nicht nur verstanden, sondern dem Sinne nach bewahrt wird. Das Rätsel des Erfolges ist die Reinheit des Wollens und die dadurch allein mögliche Beharrlichkeit im Handeln. Alles andere ist eine Frage der Zeit und damit von sekundärer Bedeutung.

Aber wir sollten nicht so viel von Erfolg sprechen. Das ist eine wandelbare Angelegenheit. Was ist schon Erfolg? Heute etwas ganz anderes als morgen oder gestern. Der Erfolg des einen ist der Mißerfolg des anderen, welcher soll gelten? Und was wir sehen, sind doch meistens nur äußere Erfolge. Sind sie etwas wert, wenn sie durch Mißerfolge an inneren Werten eingehandelt wurden? Es ist immer gefährlich, nach Erfolgen zu messen. Eine wirkliche Revolution kann man so nicht beurteilen, sie ist ein gewaltiges Naturereignis, um dessen letzte Bedeutung niemand weiß.

Einst werden wir Menschen in jene Dimension des Denkens vorstoßen, die uns den Beweis dafür ermöglicht, daß sich jeder Gedanke auf andere Seelen auswirkt und daß jeder Gedanke weitere Gedanken, auch bei anderen, auslösen muß. Es geht in dieser Welt nichts verloren. Die Mobilisierung der Seelen durch die Kraft besonders starker Menschen ist nicht mehr zu bestreiten. Wenn einer dieser Menschen, die nicht häufig und daher um so wirksamer sind, andere Menschen emporreißt, so sind diesen Menschen jene,

die noch nicht mitgerissen wurden, unverständlich — genauso, wie man später, wenn aus irgendwelchen Gründen die große Kraft zu wirken aufhört, nicht mehr wird begreifen können, daß einst so viele durch sie gestärkt und zu viel Gutem befähigt wurden. — Es werden stets die gesündesten Seelen am normalsten reagieren. Während solche Seelen, auf die vielleicht der Verstand eine zu intensive Wirkung ausübt, selbst dann den Kontakt nicht so leicht finden, wenn sie auch gerne möchten. Sie sollten es besser lassen.
Sobald aber der äußerliche Erfolg derart starker Menschen sichtbar zu werden beginnt und Macht verspricht, kommt die Zeit der „Wunder". Dann wird es gefährlich. Dann schließen sich jene Parasiten an, die gar nicht regieren, sondern nur spekulieren wollen — die sich, das Kraftfeld des oder der starken Menschen ausnutzend, einschalten, um das Volk zu betrügen.
Diese Entwicklung ist wohl unvermeidlich. Wir können bei vielen wirklich großen Persönlichkeiten in der Geschichte aller Völker dieser Erde feststellen, daß sie schließlich in einer Katastrophe endeten, weil die Parasiten ihr Vertrauensverhältnis zum Volk zerstörten, durch das allein das Genie wachsen konnte. Immer scharten sich um die Großen wildgewordene Spießer, die durch ihr Verhalten — durch Haltlosigkeit, Dummheit oder sogar Verbrechen — den Segen der Tat in Fluch verwandelten und so das Ende heraufbeschworen. Jedes staatsmännische Genie hat seinen Talleyrand und seinen Fouché gehabt, und immer sehen wir mit Erstaunen, daß diese Typen wohl erkannt, aber doch nicht rechtzeitig beseitigt wurden. Selbst Christus wurde verraten, und er wußte doch, daß es so kommen würde. Die Gesetzmäßigkeit des Geschehens ist unverkennbar, jedoch heute noch für uns Menschen unverständlich, weil wir als Maßstab das anlegen, was nach unserer Ansicht Gut oder Böse heißt, Glück oder Unglück, Recht oder Unrecht.
Auch die größten Taten der genialsten Menschen sind nur Versuche. Wer aber das Zeug dazu hat, solche Versuche zu riskieren, der ist dazu auch verpflichtet. Ganz gleich, wie sie

zu Hitler und seinen Ideen und Taten stehen, Sie müssen doch zugeben, daß er ein ganz ungewöhnlicher Mensch mit einer außerordentlichen Kraft der Seele ist.
Dieser Mann konnte nur von unten kommen, wir leben im zwanzigsten Jahrhundert. Es geht ja nicht um ein Regierungssystem, etwa um die Entscheidung zwischen Demokratie und Monarchie — es geht darum, ob das Abendland dem alles zerstörenden Materialismus marxistischer Prägung, respektive seiner letzten Konsequenz, dem Bolschewismus, verfällt oder nicht. Alles andere ist von zweitrangiger Bedeutung. Wird der Vormarsch des bolschewistischen Asiens nicht aufgehalten, so brauchen wir sonstige Probleme überhaupt nicht mehr zu besprechen. Das Abendland ist in höchster Gefahr, und zwar vor allem geistig gesehen. Deutschland wird nicht mehr kommunistisch, dafür haben wir gesorgt, und darauf werden wir achten, — aber was nutzt das, wenn der übrige Westen sich mit dem Bolschewismus verbündet. Ich gebe ohne weiteres zu, daß vieles, was wir tun müssen — oder aus Unkenntnis tun —, unschön ist und besser unterbliebe. Wenn wir aber nur annähernd erreichen, daß dieses Volk für alle Zeit einig ist und gesund im Denken und einigermaßen sauber im Handeln, wenn es uns durch ein solches Bollwerk gelingt, Europa vor dem Bolschewismus zu bewahren, dann sollten wir all die Unschönheiten gern in Kauf nehmen und sagen: das steht heute nicht zur Debatte.
Menschen, die nicht im Leben stehen und nicht wissen, was mit der Masse heute los ist — wohin sie marschieren könnte — und was Anarchie tatsächlich für jeden von uns bedeutet, halten uns für Banausen. Ich weiß das, aber ich kann für sie nicht einen Staat im Staate propagieren."
Natürlich sind dies nur einige von vielen Sätzen jenes Abends, und überdies müssen sie in dem Rahmen verstanden werden, innerhalb dessen sie — gewissermaßen improvisierend — geäußert wurden. Es gab bei solchen Gelegenheiten immer Menschen, die ihm energisch widersprachen und er liebte es, solchen Widerspruch herauszufordern. Häufig fand er in der Diskussion neue Formulierungen, die ihm

so gefielen, daß er sie einige Tage später zur Grundlage eines Leitartikels machte. Im Geistigen konnte er das alles verwenden, aber in der politischen Wirklichkeit stand er doch damit meist allein und ohne Handhabe.

Eine Million deutscher Soldaten

Goebbels sagte in einer Pressekonferenz während des Krieges, an der wie üblich leitende Herren des Ministeriums und die Verbindungsführer der Wehrmacht, des Auswärtigen Amtes und anderer Dienststellen des Reiches teilnahmen: „Meine Herren, machen wir uns nichts vor, die gegnerische Propaganda hat sich auf zwei Dinge konzentriert — mit diesen packt sie uns. Diese beiden Dinge heißen „Kristallnacht" und „KZ". Beide haben mit dem Judenproblem zu tun und werden deshalb so stark akzentuiert. Die gegnerische Propaganda wird bekanntlich von Juden gelenkt. Alles andere verblaßt daneben.
Und das verdanken wir zum guten Teil dem schrecklichen Herrn Streicher.
Meine Herren, ich sehe, daß einige von Ihnen lachen — hier gibt es nichts zu lachen — uns wird das Lachen bald vergehen, wenn wir nicht aufpassen und die Dinge so ernst nehmen, wie sie es verdienen.
Unsere Propaganda ist die einzige Armee, die bisher immer siegreich war. Diese beiden Schlachten können uns aber zum Verhängnis werden und uns in der Weltöffentlichkeit eine Niederlage zufügen, von der sich Deutschland nie wieder erholt.
Ich weiß, was Sie sagen wollen: — es stimmt nicht, was die Feindpropaganda sagt!
Nun, ich bin auch davon überzeugt, daß es nicht stimmt. Von allen zuständigen Stellen der Reichsregierung wird mir immer und immer wieder hoch und heilig versichert und nachgewiesen, es sei nicht so — alles sei Feindpropaganda und gelogen.
Aber darum geht es mir in diesem Augenblick nicht. Ich bin für die Propaganda zuständig und allein dafür. Und da kann ich Ihnen nur sagen: die Welt ist bereit, jene Lügen zu glauben — es kommt nur darauf an, von wem und wie und zu welchem Zeitpunkt sie ihr serviert werden. Der Zeitpunkt

allein ist für uns schon ungünstig. Wir müssen als vorsichtige Propagandisten damit rechnen, daß er aus sich heraus nicht günstiger wird. Leider müssen wir davon ausgehen, daß wir in der Behandlung der Judenfrage schwere Fehler begangen haben — Sie kennen meinen Standpunkt."

Mich überraschten diese Ausführungen des Ministers nicht.

Ich erinnerte mich an das, was ich im Zusammenhang mit der sogenannten „Kristallnacht" erlebt hatte. Ich zitiere im folgenden aus meinem vergriffenen Buch „Zwischen Krone und Kerker":

„Im Herbst 1938 war ich als Redner in Schweden. Zunächst in Stockholm und dann in der Universitätsstadt Upsala...

Während meines Aufenthaltes erreichten mich die ersten Nachrichten über die sogenannte „Kristallnacht" — und die Situation war sehr peinlich.

Nach meiner Rückkehr fand ich unsere Abteilung Ausland im Zustand hellster Empörung vor.

Das Ziel der Abteilung war es, mit dem Ausland durch Kulturaustausch in möglichst gute Beziehungen zu kommen, und dementsprechend war sie durch diese Ereignisse wie geschlagen.

Der norwegische Generalkonsul Elef Ringnes zitiert in seinem vor kurzem erschienen Buch, daß er in jenen Tagen unsere Abteilung aufsuchte, weil er wissen wollte, wie wir darüber dächten. Er schildert, wie entsetzt die Referenten der Abteilung waren, und daß er insbesondere auf meine Meinung gespannt gewesen sei. Man habe mich geholt, und er habe mich gefragt, ob ich das gutheißen wolle. Darauf hätte ich in Gegenwart der anderen Herren unserer Abteilung gesagt: ‚Ich schäme mich dessen für unser deutsches Volk!'

Ich bat um einen Termin beim Minister. Begründung: Schwedenreise. Dieses Mal, das wußte ich, würde er mich bestimmt empfangen, denn er war sicher gespannt darauf, zu erfahren, was man in Schweden über die ‚Kristallnacht' gesagt hatte.

Schon in seinem Vorzimmer konnte ich feststellen, daß bei ihm keine gute Stimmung war. ‚Graf Helldorf ist noch bei ihm', sagte mir die Sekretärin. Der Polizeipräsident von Berlin — seltener Fall, dachte ich ... Ich wußte von den latenten Kämpfen zwischen Helldorf und Himmler — und ich wußte auch, daß „der Doktor" nicht mehr allzuviel von Helldorf hielt.
Als ich das große Arbeitszimmer des Ministers betrat, stand er im Gespräch mit Helldorf an einem der drei hohen Fenster. Sie unterhielten sich so intensiv, daß sie mein Kommen zunächst nicht bemerkten. Insofern war ich wohl ohne ihr Wissen Zeuge eines für mich sehr interessanten Gespräches. Ich merkte sofort, daß es sich um die Ereignisse des 8. und 9. November handelte, der „Kristallnacht" also.
Anscheinend war der Polizeipräsident zum Bericht bestellt worden. Goebbels war sehr aufgebracht. Er hatte einen roten Kopf, stark geschwollene Adern, und er gestikulierte heftig mit den Armen. Immer wieder ging er ganz dicht an den Grafen Helldorf heran — als wolle er ihn am Rock fassen. Helldorf, viel größer als Goebbels, sah etwas auf ihn herab und blieb ganz ruhig. Goebbels sagte unter anderem: ‚Das Ganze ist ein grober Unfug. — Sooo kann man das Judenproblem auf keinen Fall lösen. So nicht. Man macht sie ja nur zu Märtyrern. Und dann? — Vor der ganzen Welt haben wir uns blamiert, Helldorf. Aber bringen Sie das mal jenen I-d-i-o-t-e-n da in München, jenen Dickschädeln, jenen Streicher und Genossen bei. Jenen ekelhaften, schizophrenen Stiernacken!
Sagen Sie denen mal, was Politik ist. Davon haben die keine Ahnung! Die schreien nur ‚Revolution' — und das heißt für sie saufen, huren und haarsträubende Dummheiten machen. Und ich? Ich darf den ganzen Blödsinn ausbaden, soll mit der Propaganda alles wieder ausbügeln.
Ein Ding der Unmöglichkeit.
Wir werden unglaubwürdig, wenn wir solche Sachen machen, verstehen Sie mich?
Wenn ich jetzt der Welt gegenüber eine anständige Rede

halte, komme ich mir nach diesem Malheur wie eine alte Hure vor, die eine Kirche baut!

Wer wird mir noch glauben? Wer, frage ich Sie! Niemand! Man hat mir den Boden unter den Füßen weggezogen.'

Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und schrie: ‚Lächerlich haben sie mich gemacht! Der Ribbentrop mit seinem dämlichen Rathfall konnte es ja nicht lassen. Scharlatan, verdammter! Soll er doch hingehen, wo er hergekommen ist, aber sich nicht um Politik kümmern. Ich hasse den Kerl! Früher hat er mit dem Juden Weizmann Brüderschaft getrunken, jetzt will er sich mit Antisemitismus den Reichsleiterrang erkämpfen'. Herr von Ribbentrop braucht Parteilorbeeren, verstehen Sie!?

Dann werden einige idiotische Gauleiter am Schnürchen gezogen, und schon ist ein Schaden angerichtet, den kein Mensch mehr gutmachen kann.

Solange ich lebe, wird aber Ribbentrop nicht Reichsleiter, verlassen Sie sich darauf! Leider hat Hitler einen Narren an ihm gefressen.

Und was diese Geschichte für Devisen kostet.

So paradox es klingt, Helldorf', fuhr er plötzlich leise fort, ‚wir konnten der gegnerischen Propaganda gar keinen größeren Dienst erweisen. Unsere Leute haben ein Dutzend Juden totgeschlagen, aber für dieses Dutzend müssen wir vielleicht mal mit einer Million deutscher Soldaten bezahlen! Verstehen Sie, warum ich mich so wahnsinnig darüber aufrege? Nicht die Zahl der Opfer ist entscheidend — nein, die Tatsache als solche! Helldorf, für die Welt ist das eines der furchtbarsten Pogrome — und dieser Tatsache müssen wir ins Auge sehen. Es ist zum Verzweifeln, sage ich Ihnen!"

Dann gab es eine Pause im Gespräch. Anschließend sagte Helldorf, daß sich unter den am 9. November in Berlin Verhafteten auch drei kommunistische Chinesen befänden, die, als SA-Männer verkleidet, die Menge zum Plündern aufgefordert hätten.

Eine Erklärung für das, was ich zufällig hörte, habe ich nie

erhalten. Als mich Goebbels sah, verabschiedete er sich vom Grafen Helldorf.
Dann hörte er sich meinen Bericht an, er schien aber in Gedanken ganz woanders zu sein.
Ich glaube, daß er zu niemandem so offen über die „Kristallnacht" gesprochen hat wie zu dem Polizeipräsidenten von Berlin. Mir sagte er nur noch, daß diejenigen, die sich an den Plünderungen und Mißhandlungen beteiligt hätten, vor Gericht kämen und schwer besraft würden, insbesondere, wenn sie Parteigenossen seien. Das ist auch in etlichen Fällen geschehen.
Sicher war Goebbels ein überzeugter Antisemit. Er hielt die mächtigen internationalen Juden für die gefährlichsten Gegner seines Volkes und den Einfluß der Juden auf das öffentliche Leben in Deutschland für viel zu groß. Er war dafür, entweder den deutschen Juden in anderen Ländern eine neue Heimat zu geben — oder aber ihren Einfluß ihrem Anteil an der Bevölkerungszahl anzupassen und ihnen ein kulturelles Eigenleben zu garantieren. Jede Art von Antisemitismus, die die Juden zu Märtyrern machen konnte, lehnte er prinzipiell und aus tiefster Überzeugung ab — sowohl aus Gründen der Menschlichkeit wie auch aus Gründen der Politik. Er wehrte sich daher zum Beispiel auch offiziell gegen die Forderung, den Judenstern als Abzeichen einzuführen.
Ich habe ihn im Laufe der Jahre natürlich häufig über dieses Thema auch im kleinen Kreis sprechen hören und niemals eine andere als diese Ansicht bei ihm feststellen können. Das gilt bis 1939 — später kam ich ja nur noch selten mit ihm zusammen, und dann war von den Kriegsereignissen die Rede. Daß er, der Propagandist des Reiches, keine Silbe über die „Endlösung der Judenfrage" gesagt hat — für den Fall, daß er davon wußte —, erscheint mir selbstverständlich. Schon das geringste Eingeständnis von ihm in dieser Beziehung hätte gegen Ende des Krieges in bezug auf die Kriegführung propagandistisch verheerend, wahrscheinlich vernichtend gewirkt. Ich habe nicht den mindesten Beweis dafür, daß er diesbezüglich etwas wußte, aber ich muß vermuten,

daß dieser stets vorzüglich informierte Minister jedenfalls mehr darüber erfuhr, als wir. Sicher hat er auch Zusammenhänge gekannt, die wir wahrscheinlich nie erfahren werden.
Jener 8./9. November 1938, über den sich Goebbels zu Recht so erregte, war politisch gesehen nach dem 30. Juni 1934 die zweite und wohl die folgenschwerste Niederlage der nationalsozialistischen Revolution. Vom verlorenen Krieg hat sich Deutschland wieder zum Teil erholt, von der Behandlung der Judenfrage nicht.
Was Goebbels Helldorf sagte, ging in schauerlicher Weise in Erfüllung.

Goebbels wußte sehr wohl, daß jede Revolution von ihren Idealisten abhängig ist. Er wußte auch, daß das Schwergewicht seiner Revolution nicht in ihrem nationalistischen, sondern in ihrem sozialistischen Wesen lag. Ihre entscheidenden Kräfte kamen nicht aus den verschiedenen Lagern der Nationalen, der Bürgerlich-Reaktionären — sondern von der Linken her. Im Innersten seines Herzens stand er diesen auch zu allen Zeiten selbst am nächsten. Er ist immer ein Antikapitalist geblieben und auch ein Antimilitarist. Weil er nicht aus materiellen, sondern vorwiegend aus ideellen Gründen Sozialist war, erschien er mir unter all den führenden Männern der Bewegung — abgesehen von Hitler selbst und in etwa Gregor Strasser — als der einzige wirkliche Revolutionär.

Niemand konnte ihm aus dem Konflikt helfen, in den er geriet, indem er versuchte, Revolution und Staat auf einen Nenner zu bringen. Nach seiner Meinung konnte das niemals durch Gesetze geschehen, sondern nur durch den Glauben und die Liebe der Massen. Diese aber anzusprechen und einzusetzen war seine, des Propagandisten ureigenste Aufgabe.

So grotesk es auch klingen mag: er mußte die Revolution beenden, damit sie nicht umgebracht wurde, und das von ihren eigenen Vertretern. „Wir müssen endlich mit der Revolution Schluß machen, um Revolutionäre bleiben zu können", sagte er einmal. In der letzten Pressekonferenz seines Lebens hat er eingestanden, daß das Experiment gescheitert ist. Er selbst hatte bis zu diesem Augenblick daran geglaubt. Aus dem Kreis seiner nächsten Mitarbeiter weiß ich nur einen zu nennen, der ihn wohl wirklich verstand — Georg Wilhelm Müller. Aber er war schon lange nicht mehr in seiner Nähe.

Alle Jahre seines politischen Wirkens hindurch hat er sich immer und immer wieder darüber geärgert, daß viele seiner namhaften Parteigenossen die Revolution viel zu äußerlich

sehen, als einen rein politischen Vorgang, oder nicht einmal das. Ihr Verhalten, das dieser Einstellung entsprach, empfand er als äußerst desavouierend für die Partei und den Staat — und als Verrat an der Revolution.
Zweifellos ging er darin auch weiter als Hitler selbst.
„Je suis la revolution!" hatte Napoleon gesagt. Goebbels dachte in bezug auf unsere Zeit das gleiche. Er lebte in und für diese Revolution. Ja, er war sogar bereit, für sie zu sterben. Für jene Revolution wie sie sich ihm darstellte, wie sie seinen Hoffnungen und seiner Sehnsucht entsprach.
Aber er war kein Mann der Macht und jene, die die Macht in Händen hielten, haben ihn mit wenigen Ausnahmen nicht verstanden.
„Es ist entsetzlich zu sehen, wie die Menschen sich benehmen, wenn sie das Gefühl haben, mächtig zu sein", sagte er. Das neue Regime war nur wenige Jahre alt, da stritten sich bereits die besten Kameraden von einst wegen oft geradezu lächerlicher Kompetenz- oder gar Protokollfragen auf Tod und Leben. Natürlich ging das alles letzthin auf Kosten der Revolution.
„Wohin wir sehen, sind Männer durch unsere Revolution aufgerückt, die von Haus aus nicht wissen können, wie sie sich benehmen sollen. Ich bin weit davon entfernt, ihnen das zum Vorwurf zu machen. Aber ich fühle mich verpflichtet, ihnen und damit unserer Bewegung zu helfen. Darum werden wir ihnen Manieren beibringen. Das ist auch eine politische Aufgabe von großer Bedeutung. Wer diese Aufgabe zu meistern versteht, der wird in unserem Staat viel zu sagen haben, glauben Sie mir das."
Aus diesen Erwägungen heraus veranlaßte er die Einrichtung eines „Protokolls im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda", mit dessen Leitung er mich betraute. Doch fiel dieses neueingerichtete Amt schon bald den Intrigen einiger Funktionäre und seiner eigenen unklaren Vorstellung von ihm zum Opfer. Bis heute ist mir rätselhaft geblieben, warum sich dieser kluge Mann auf ein derartiges Va-banque-Spiel überhaupt eingelassen hat. Den Rabauken Manieren

beibringen zu wollen war so gut wie an der Manierlosigkeit der Rabauken zu scheitern. Indem man die Revolution entrevolutioniert, begibt man sich der Macht, die man durch sie erhalten hat.

Le Bon schreibt in der „Psychologie der Massen": „In der Seele der Massen, nicht mehr in den Fürstenberatungen bereiten sich die Schicksale der Völker vor." — Goebbels hat aus dieser Erkenntnis viel Nutzen gezogen. Er hat seinen Mitarbeitern immer und immer wieder gepredigt: „Unsere Propaganda muß bei der Masse ankommen — auf die kommt es an, nicht auf eine kleine Schicht von Intellektuellen. Die Masse aber kann nur derjenige mit Erfolg ansprechen, der Instinkt und Erfahrung hat, die Gedanken und Gefühle der Durchschnittsmenschen zu erkennen und zu realisieren. Wir selbst sind mehr oder weniger alle Intellektuelle und setzen daher bei der Masse zuviel voraus. Wir müssen immer um einige Prozent primitiver denken, wenn wir das Richtige treffen wollen. Wir dürfen uns durch die Kritik der Intellektuellen nicht beinflussen lassen. Wenn die sagen: „Herr Goebbels, Ihre Plakate und Ihre Slogans sind zu einfach", dann weiß ich, daß sie richtig sind. Aber wir wollen die Intellektuellen auch nicht übergehen — auch sie müssen wir zu gewinnen suchen."
Goebbels kannte Le Bons Schrift. Der Franzose hatte schon 1895 geschrieben: „Heute werden die Forderungen der Massen nach und nach immer deutlicher und laufen auf nichts geringeres hinaus als auf den gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaft, um sie jenem primitiven Kommunismus zuzuführen, der vor dem Beginn der Kultur der normale Zustand aller menschlichen Gemeinschaft war... Je weniger die Masse vernünftiger Überlegung fähig ist, um so mehr ist sie zur Tat geneigt. Die Organisation hat ihre Kraft ins Ungeheure gesteigert. Die Glaubenslehren, die wir auftauchen sehen, werden bald die Macht der alten Glaubenslehren besitzen, das heißt die tyrannische und herrische Kraft, welche sich aller Auseinandersetzung entzieht. Das göttliche Recht der Massen wird das göttliche Recht der Könige ersetzen."

Le Bon sah den unerhörten Siegeszug des Marxismus voraus. Goebbels wollte die Masse vom Marxismus befreien und ihr Besseres bieten. Die Idee der Synthese von Sozialismus und Nationalismus stammte nicht von ihm, sondern von Hitler — oder gar von Schönerer — aber Goebbels verstand es besser als irgendein anderer, sie für die Masse zu interpretieren und sie der Masse „mundgerecht“ zu machen.
Natürlich bediente er sich dazu aller Mittel der Meinungsbildung, die sich in unserem Jahrhundert durch bedeutende technische Erfindungen vervielfacht haben. In erster Linie aber war er Journalist.
„Nichts ist so wirksam wie eine gute Rede — aber es gibt sehr wenig gute Redner. Ein guter Artikel hingegen ist viel unabhängiger von tausend kleinen Äußerlichkeiten, und man kann ihn immer wieder nachlesen. Darum ist die Macht der Presse so groß. Der Redner steht im allgemeinen vor einer Masse, auf deren niedrigen Durchschnitt er Rücksicht nehmen muß. Der Journalist weiß genau, von welchen Kreisen sein Blatt gelesen wird. Wenn ich etwas ganz Wesentliches will, halte ich keine Rede — dann schreibe ich einen Leitartikel — und zwar in dem Blatt, dessen Leserschaft ich gerade in diesem Zusammenhang brauche. Aber wer in unserer Parteiführung kann einen wirklich guten Zeitungsartikel schreiben? Wer? Ich meine einen Artikel, wie Sie ihn in der Zürcher lesen können, in der Times, oder in der Frankfurter und im Berliner Tageblatt?“
Er war der Meinung, daß journalistische Fähigkeiten nicht zu den typischen germanischen Eigenschaften gehören. „Die Romanen sind uns darin überlegen, und auch die Juden“, sagte er. Und er fügte dann gerne hinzu, daß er wohl viel romanisches Blut in den Adern habe.
„Wer kann schon bei uns wirklich schreiben? Alfred Rosenberg —?“
Gelegentlich einer der allmorgendlich im Ministerium stattfindenden Pressekonferenzen, bei denen die Abteilungen des Hauses und die Verbindungsstellen anderer Ministerien vertreten waren, sagte er einmal: „Meine Herren, was ich da

heute in unserer Parteipresse lese, ist wieder grauenhaft — so kann man es wirklich nicht machen. Von der ursprünglichen Frankfurter und dem Tageblatt ist nicht mehr viel übrig geblieben, aber ich sage Ihnen, die machen es heute noch besser als die Unsrigen!"
Er haßte alles, was nach uniformierter Meinung aussah und mit „Holzhammermethoden" vorging. „Glauben Sie nur nicht, daß unser Volk dafür kein Verständnis hat — oh, das Volk merkt so etwas sehr wohl, und es richtet sich danach — bis Sie das merken, meine Herren, ist es zu spät!"
Es gab keine Zeitung, die er so genau las wie das Berliner Tageblatt aus dem Verlag Rudolf Mosse. Oft schnitt er mit der Nagelschere fein säuberlich und umständlich einen bestimmten Artikel heraus und legte ihn behutsam in seine Mappe.
„Die Frankfurter und das Tageblatt sind für uns unbezahlbar", sagte er mehr als einmal. „Aber Amann und Konsorten begreifen das nicht, und Hitler läßt sich von denen zu viel erzählen." Goebbels wußte genau, daß diese Zeitungen noch überall in der Welt gelesen werden. „Natürlich werden die nur von Intellektuellen gelesen — aber im Ausland interessieren uns nicht so sehr die Völker im ganzen, sondern die jeweilige intellektuelle Oberschicht."
Die Partei erwies sich als stärker, und sie zwang ihn immer mehr „gleichzuschalten". „Die Holzhammermethoden mancher Parteijournalisten kosten unserer Presse insgesamt mit der Zeit die Glaubwürdigkeit, und etwas Schlimmeres kann uns eigentlich nicht passieren, wir sind denn doch Deutsche und keine Amerikaner", sagte er böse. Am meisten ärgerte er sich immer wieder über Julius Streicher, den Gauleiter von Mittelfranken und Herausgeber des *Stürmer*. Dieses Blatt nannte Goebbels ganz öffentlich eine Schande für Partei und Staat. In jahrelangem, zähem Kampf hat er mit seinem Ministerium versucht, den „Stürmer" lahmzulegen. Es gelang ihm nicht. Einige Verbote konnte er erzielen, mehr nicht, und selbst darüber gab es schwere Auseinandersetzungen mit der Reichsleitung der NSDAP. Wir als seine Mitarbeiter konnten nicht verstehen, daß dieser Minister so

wenig Macht hatte. Goebbels nannte Streicher einen „Verräter", ein „pornographisches Schwein", einen „korrupten Lumpen", und er weigerte sich, im Gau Mittelfranken öffentlich aufzutreten. Warum verlangte er gegen einen solchen Mann nicht ein parteigerichtliches Ausschlußverfahren? Oder, warum erstattete er nicht Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, wenn die Parteileitung nicht mitmachte — er war doch der Meinung, daß reichlich genug Anklagematerial vorläge. Er tat nichts dergleichen. Er ging vergeblich zu Hitler. Sein letztes Wort war: „Ich habe es dem ‚Führer' gesagt, es bleibt ihm nun nichts anderes mehr übrig, er muß ihn fallen lassen." Schließlich wurde Streicher abgesetzt, aber sonst geschah ihm nichts, und der *Stürmer* erschien weiter.

Wir Beamten der Auslandsabteilung haßten dieses Blatt, denn es bereitete uns ständig Ärger in unserer Auslandspropaganda. Die Auslandspresse stellte den *Stürmer* gerne als ein offiziöses Blatt der Partei hin. Und der Haß, der daraus resultierte, richtete sich nicht nur gegen die Partei, sondern gegen Deutschland. „So sind sie!" hieß es in der Auslandspresse.

Das offizielle Organ der NSDAP — den *Völkischen Beobachter* — schätzte Goebbels schon deshalb nicht besonders, weil es jahrelang die Konkurrenz seines *Angriff* gewesen war. Während der Kampfzeit war der „Angriff" wesentlich besser geschrieben, aber die Parteileitung gab immer dem *Völkischen Beobachter* auch in Berlin den Vorrang und betrachtete den *Angriff* mehr oder weniger als Privatunternehmen des Berliner Gauleiters. Als Hauptschriftleiter des *Völkischen Beobachters* zeichnete Alfred Rosenberg, später Hauptmann Weiß, als Herausgeber Adolf Hitler. „Rosenbergs Leitartikel sind ausgezeichnet geschrieben — wirklich verstehen tut sie aber nur einer, nämlich Rosenberg selbst", sagte Goebbels spöttisch und fügte dann halblaut hinzu: „Wir wollen's hoffen!" —

Als Minister war Goebbels für die gesamte deutsche Presse verantwortlich. Aber Hitler hatte Dr. Dietrich zum „Reichspressechef" ernannt und verlangt, daß er im Reichspropaganda-

ministerium den Rang eines Staatssekretärs bekleide. Außerdem gab es für die Parteipresse den „Reichsleiter der NSDAP für die Presse" im Ministerrang: Amann. Dietrich hatte seinem Minister voraus, daß er ständig zur unmittelbaren Begleitung Hitlers zählte und von ihm laufend direkte Weisungen erhielt. Goebbels dagegen war in besonderen Fällen an den Dienstweg gebunden und konnte nicht umhin, den Reichspressechef zu beteiligen.

Verhängnisvoll für Goebbels war, daß sowohl Dietrich wie Amann völlig andere Naturen waren und er zu keinem der beiden ein gutes Verhältnis gewann. Zeitweise distanzierte er sich so weit, daß er es ablehnte, auf einer Kundgebung das Wort zu ergreifen, bei der Dietrich den Vorsitz führte. Alle Beschwerden bei Hitler nützten letzten Endes gar nichts. Hitler schuf und hielt solche Dualismen, um niemanden zu stark werden zu lassen. Alles war auf diesem Prinzip aufgebaut. Landrat — Kreisleiter, Reichsstatthalter — Gauleiter, SS — SA, Waffen-SS — Wehrmacht, Auswärtiges Amt — Propagandaministerium, Propagandaministerium — Reichskulturkammer und so weiter. Auf diese Weise wurden wesentliche Kräfte in Antagonismen verbraucht, anstatt sie positiven Bestrebungen nutzbar zu machen.

Des öfteren erlebte ich, daß Goebbels vor Wut kochte, wenn Dietrich oder Amann Schwierigkeiten bereiteten. Nicht selten aber opferte er einen seiner Mitarbeiter, um die Partie zu gewinnen, und das machte im Ministerium keinen guten Eindruck. Ihm aber ging es um die Sache, und er nahm dann keine Rücksichten menschlicher Art.

Ein einziges Mal hatte ich einen Fall für ihn zu bearbeiten, der eine Besprechung mit dem Reichsleiter Amann erforderlich gemacht hätte. Ich wollte mich zu diesem Zweck bei Goebbels abmelden, er aber sagte, ich solle nicht hingehen, sondern das Hanke überlassen. Ein Mann wie Amann sei für mich kein Gesprächspartner. „Der überfährt Sie mit seiner bajuwarischen Robustheit wie nichts — Sie kriegen kein Bein auf die Erde, verlassen Sie sich darauf — der Amann war Hitlers Feldwebel, und das ist er heute noch." Ich war

sehr froh, aus der Sache heraus zu sein. Amann war nicht nur der Mann der Partei für alle Angelegenheiten der Presse – er war auch zugleich der Mann des Parteiverlages und damit des größten und stärksten Presseunternehmens. Er kämpfte für den Eherverlag nicht nur gegen die bürgerliche Presse, sondern auch gegen die übrige Parteipresse, und auf dem Gebiet der Buchverlage war es nicht viel anders. Ich selbst habe nie etwas beim Eherverlag erscheinen lassen. Goebbels war als Autor an ihn gebunden. Es galt als selbstverständlich, daß namhafte Nationalsozialisten ihre Schriften ausschließlich beim Eherverlag herausbrachten.
„Gegen Amann habe ich nur ein Mittel, aber das wirkt meistens", sagte Goebbels, „ich muß möglichst freundlich, witzig und geistreich sein — da kann er nicht mit, das macht ihn unsicher, und dann gibt er nach, um sich selbst aus der Verlegenheit zu retten." Ich habe solche Situationen erlebt, sie waren komisch und peinlich zugleich.
Als Hitler einmal in meinem Beisein sagte, es sei entscheidend, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen, warf Goebbels in Gegenwart Amanns ein: „Ja, das ist sehr weise – darum ist der Feldwebel Amann auch Reichsleiter der Presse!"
Goebbels glaubte das Niveau der Presse dadurch heben zu können, daß er nur Schriftleiter zuließ, die durch ein bestimmtes Studium eine allgemeine Bildung erhalten hatten, die sie befähigte, Kritik zu üben und eine eigene Meinung zu vertreten. Er hat auch die Verantwortlichen der Meinungsbildung — im Verlagswesen, in der Presse, beim Rundfunk und Film — wie die Künstler — ständisch zu organisieren, zu binden, und zu unterstützen versucht. Neben den einschlägigen Gesetzen dienten diesem Ziel vor allem die Einzelkammern der Reichskulturkammer, deren Präsident er selbst war.
„Ich will nicht, daß irgendein Lausebengel, der so gut wie nichts gelernt hat, sondern lediglich einigermaßen zu schreiben versteht, die Karriere eines großen Opernsängers mit wenigen Sätzen zerfetzen darf, nur weil es irgend jemandem

so paßt!" sagte er. „Das Recht auf Ausübung von Kritik ist eine schöne Sache — aber sie wird zu einer sehr bösen Sache, wenn diese Kritik um ihrer selbst willen geschieht oder gar aus eigensüchtigen Gründen oder im Auftrag Dritter — Kritik soll nicht schaden, sondern helfen wollen!" Er hat in dieser Richtung viel versucht und verordnet, aber letzten Endes doch vielleicht nur wenig erreicht. Es ging ihm natürlich auch darum, zu vermeiden, daß Dinge in die Diskussion gezogen würden, die um des Volkes oder Staates wegen seiner Ansicht nach keiner Diskussion preisgegeben werden sollten. Ich habe schon darzustellen gesucht, daß es Goebbels war, der alles daransetzte, die Revolution durch den Nimbus Hitlers zu festigen. Goebbels wußte aber auch, daß „der diskutierte Nimbus kein Nimbus mehr ist."

Ganz sicher hat er auch diesen Passus aus der *Psychologie der Massen* gekannt — er hat oft ähnlich zu mir gesprochen: „Der Nimbus verschwindet immer im Augenblick des Mißerfolges. Der Held, dem die Masse gestern zujubelte, wird morgen von ihr angespien, wenn das Schicksal ihn schlug. Je größer der Nimbus, um so heftiger der Rückschlag. Die Masse betrachtet dann den gefallenen Helden als ihresgleichen und rächt sich dafür, daß sie sich einer Überlegenheit gebeugt hat, die sie nicht mehr anerkennt. Als Robespierre seinen Kollegen und einer ganzen Anzahl seiner Zeitgenossen den Hals abschneiden ließ, besaß er ungeheuren Nimbus. Die Verschiebung weniger Stimmen beraubte ihn augenblicklich dieses Nimbus, und die Masse folgte ihm mit ebenso vielen Verwünschungen zur Guillotine wie am Tage zuvor seinen Opfern. Die Gläubigen zertrümmerten stets voll Wut die Bildwerke ihrer früheren Götter." —

„Wenn — was Gott verhüten möge — doch noch alles schiefgeht", sagte er mir einmal zu Beginn des Krieges, „dann werde ich vom größten Propagandisten der Welt zum größten Lügner avancieren — und was ich in zwanzig Jahren ernsthaftesten Kampfes geleistet habe, gilt nichts mehr — darauf können Sie sich verlassen!" Und dann fügte er kaum hörbar hinzu: „denn sie lügen wie gedruckt."

Die alte Garde ist schwierig

Ich sprach neuerdings besonders häufig in kleinen Veranstaltungen der Partei, und zwar vor den Männern der „alten Garde". Dazu gehörten offiziell alle, die eine Parteimitgliedsnummer unter hunderttausend hatten, also vor 1930 beigetreten waren. Diese Zusammenkünfte, zu denen ich da ging, fanden fast alle im Gau Berlin statt, meist sogar in denselben Stadtteilen — in Steglitz, Charlottenburg, Moabit, in der Hasenheide und am Wedding.

Ich tat das eigentlich nicht, um zu reden und Propaganda zu machen, sondern um die Stimmung dieser Menschen zu sondieren — und weil mir das Zusammensein mit ihnen selbst Auftrieb gab. Denn nur noch in diesen Kreisen — und bei bestimmten Stürmen der SA — lebte etwas von dem eigentlichen revolutionären Wollen.

Goebbels wußte, daß ich das tat. Aber er nahm offiziell keine Notiz davon. Die Reichspropagandaleitung der NSDAP, deren Chef er doch war, wußte es nicht. Ich organisierte es sozusagen auf privater Basis.

Das Thema „Alte Garde" war nämlich ein sehr heikles geworden. Es gab später eine geheime Anweisung, daß möglichst von der alten Garde nicht gesprochen werden solle. Man wollte diesen Begriff allmählich unter den Tisch fallen lassen. Diese Bestrebungen gingen von Martin Bormann aus, dem Stabsleiter und späteren Nachfolger von Rudolf Hess. Offenbar war die Alte Garde unbequem geworden. Diese Männer bildeten sich noch ein, an der Verantwortung Anteil zu haben, und sahen darin ihr vornehmstes Recht. Viele von ihnen hatten weder ein Amt noch irgendeine politische Funktion, aber aufgrund ihres goldenen Ehrenzeichens kümmerten sie sich um die Sorgen und Nöte ihrer Mitmenschen. Mir sagte einmal ein Jude, der im Ministerbüro um irgendeine Hilfe vorsprach: „Wenn ich in einer Behörde Hilfe suche, wende ich mich am besten an Menschen, die das gleiche Abzeichen tragen wie Sie — das Ehrenzeichen mit dem goldenen Rand —

die haben am ehesten Verständnis für uns, und die haben auch den Mut, sich einzusetzen!"
Vielen inzwischen in hohe Stellungen aufgerückten Parteifunktionären fehlte nur eines — die Zugehörigkeit zur Alten Garde. Sie hätten viel darum gegeben, aber sie ließ sich weder kaufen noch verdienen. Kein Wunder, daß man schließlich die Alte Garde der Konterrevolution verdächtigte. Dieses Thema spielte im Laufe der Jahre bei Goebbels eine immer größere Rolle. Er behauptete, es seien in der Alten Garde viele „berufsmäßige Querulanten". Und doch kam es gerade in den letzten Jahren manchmal vor, daß er lobend sagte: „das ist so ein richtiger von der Alten Garde!"
Es gab zuletzt Männer in seiner nächsten Umgebung, die auch mich nicht mehr gern bei ihm sahen und ihr Möglichstes taten eine Begegnung zu verhindern.
Allerdings hatte ich mich nicht nur durch meine Reden bei den Zusammenkünften der Alten Garde sehr exponiert, sondern auch durch meine Ministervorlagen und Unterredungen mit Goebbels und durch eine ganz besondere Einrichtung reichlich gefährdet. Diese Einrichtung war folgende: Ich wußte, daß Goebbels sich nur ungern feiern ließ. Vor seinem Geburtstag fürchtete er sich geradezu. Sicher hätte er ihn überhaupt nicht gefeiert — oder feiern lassen —, wenn das möglich gewesen wäre. „Man kann verhindern, daß man bekämpft wird — aber man kann nicht verhindern, daß man gefeiert wird!" sagte er.
In diesem Zusammenhang kam es ihm gerade recht, als ich ihm kurz vor Ausbruch des Krieges vorschlug, er solle am Vorabend seines Geburtstages immer fünfzig Männer der Alten Garde Berlins zu sich in die Wohnung einladen, um mit diesen und ohne alle Honoratioren das alte Lebensjahr zu beschließen und das neue zu beginnen. Dadurch würde für ihn aus der unnützen Feier eine politische Tat. Er war begeistert.
Von da an versammelten sich jedes Jahr am Vorabend des 29. Oktobers eine große Zahl von Ehrenzeichenträgern Groß-Berlins bei ihrem Gauleiter.

Als diese Veranstaltung zum erstenmal stattfinden sollte, überließ Goebbels es mir, die Auswahl zu treffen. Ohne Rücksicht auf Rang, politische oder gesellschaftliche Stellung lud ich solche Männer und Frauen ein, von denen ich wußte, daß sie in ihrem Innern der Revolution treugeblieben waren. Viele der leitenden Männer seines Ministeriums gehörten nicht der Alten Garde an. Auch Göring wurde nicht eingeladen, weil wir fürchteten, er würde das Ganze im Prinzip übelnehmen. Man hätte es tun sollen.

Schon die Tatsache, daß diese in ihrer Stellung so verschiedenen Menschen überhaupt bei Goebbels zusammenkamen und die Nacht hindurch bis weit in den folgenden Tag hinein alles freiweg mit ihm besprechen konnten, war revolutionär.

Ich fand es herrlich, wie die echten Berliner mit ihrem Gauleiter umgingen, was sie ihm sagten und wie sie es vorbrachten. Und er war stolz und glücklich an jenem ersten Abend. Es wurde eine ständige Einrichtung daraus. Von Mal zu Mal aber wurde sie mehr und mehr verzerrt und verfälscht. Man beschränkte die Auswahl nicht mehr auf Berlin und verlor damit den erfrischenden Berliner Akzent. Man nahm Männer dazu, welche das Ehrenzeichen nachträglich verliehen bekamen, und das waren andere Menschen. Die lebendige Erinnerung an die Solidarität der Revolution verblaßte. Die wirklich „Alten" gerieten auch an diesen Abenden mehr und mehr in den Hintergrund.

Die Einrichtung als solche wagte niemand abzuschaffen, aber man gab ihr ein anderes Gesicht. Man lud die „Alte Garde" ein, um sie im Hause Goebbels gut zu unterhalten. Es wurden Künstler von Rang gebeten und „Stimmung gemacht". Und wenn einer etwas Wesentliches vorbrachte, so hieß es: „wenden Sie sich bitte morgen an meinen Adjutanten, ich werde dann sehen, was sich machen läßt." Man amüsierte sich, trank und lachte und erzählte aus der Kampfzeit der Bewegung – aber das, was ich gewollt und was beim erstenmal Goebbels begeistert hatte, war dahin.

In späteren Jahren wurde selbst ich nicht mehr eingeladen. Ich rief dann Goebbels an und sagte ihm, es sei ihm doch

hoffentlich recht, wenn ich erscheine, auch ohne eingeladen zu sein. „Selbstverständlich kommen Sie, Prinz Schaumburg, das wäre ja noch schöner!" war seine Antwort, aber den Quertreibern geschah nichts.
Schließlich war es soweit, daß die „Alten" nicht mehr kommen wollten. Alljährlich am 28. Oktober im Hause Goebbels sah man, wie weit wir uns vom eigentlichen Wege entfernt hatten.

Goebbels und der Kommunismus

Goebbels hat das deutsche Volk in einer großen Notzeit lieben gelernt. Er hat sich als Jesuitenschüler sowohl wie als Student der Philologie und politisch interessierter Mensch eingehend mit der Untersuchung dessen beschäftigt, was seiner Ansicht nach auf allen Lebensgebieten die gefährlichste Bedrohung abendländischen, insbesondere deutschen Geistes sei. Bis zuletzt bemühte er sich eifrig, sein geistiges Rüstzeug zu vervollkommnen, indem er die Ideen und Formulierungen der überragenden Denker verschiedenster Zeiten und Völker studierte und zu verwerten trachtete.
Seine innersten Gefühle und wirklichen Anschauungen heute festzustellen ist kaum möglich. Denn was er in späteren Jahren sagte und schrieb, war wohl fast immer auch von Notwendigkeiten der Propaganda mitbestimmt — und was er zu Zeiten vor dieser Verantwortlichkeit verkündete, war noch nicht auf dem Boden späteren Wissens und außergewöhnlicher Erfahrungen gewachsen.
Was wir in dem Buch seiner Jugendjahre, dem *Michael* lesen, ist bezeichnend:

> „Das ist es, was wir heute erleben: ein Stand hat seine geschichtliche Mission erfüllt und schickt sich an, vor dem Gestaltungswillen eines neuen, jungen Standes abzutreten. Das Bürgertum weicht, wie das Arbeitertum vorrückt. Das hat nichts mit den Berufen zu tun. Das findet seine letzte Entscheidung in der seelischen Haltung. Man wird nicht Bürger. Man ist Bürger!
> Ein Stand überwindet den vorangegangenen immer nur in starken, revolutionären Erschütterungen.
> Bürger, das ist ein furchtbares Schimpfwort.
> Was fällt, das soll man stoßen."
> Oder, einige Seiten zuvor:
> „Wir Jungen tasten uns voran. Nach dem Kriege waren wir eine Zeitlang stumpf und starr. Aber heute ist schon wieder alles in Fluß.

Die breiten Massen? Ach, die sind nie in Gärung. Revolutionen – und das, was wir heute erleben, ist eine großangelegte kulturelle Revolution – werden immer von Einzelnen gemacht. Die Massen werden mitgerissen.
Revolution ist ein schöpferischer Akt. Sie überwindet die letzten Rudimente zusammenbrechender Epochen und räumt der Zukunft die Wege frei.
Der Krieg war der Anfang unserer Revolution; aber sie wurde durch ihn nicht zu Ende geführt. Man hat sie bei seinem Schluß verfälscht, umgebogen, degradiert, und deshalb hat die Jugend fürs erste verloren.
Worum es sich handelt: die Arbeit empört sich gegen das Geld. Träger der Arbeit ist das Blut, Träger des Geldes ist das Gold.
Der Krieg war der erste Akt jener Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts, in der sich die Arbeit gegen das Geld in Marsch setzt. Es liegt an uns, im zweiten oder dritten Akt zu gewinnen.
Revolutionen schaffen erst neue Menschen, dann neue Zeiten. Der revolutionäre Menschentyp steht am Anfang einer Umwälzung, nicht irgendeine soziale Notlage. Das kommt dazu. Der Revolutionär bedient sich ihrer zur Erreichung seiner machtpolitischen Ziele.
Zerstört muß werden, wenn neu geschaffen werden soll. Man kann nicht die Arbeit befreien und das Geld dabei schonen.
Die Soldaten kamen aus dem großen Krieg nach Hause und trugen auf ihren Gewehren den Willen zum neuen Staat. Aber jenseits der Grenzen hatten die Schieber schon aus den Scherben des alten Reiches ein neues Zwitterding zusammengeleimt. Davor pflanzten die Krieger ihre Bajonette zum Schutz auf. Daß wir den Krieg verloren haben, das ist nicht das Schlimmste. Aber daß wir uns um die Revolution prellen ließen, das ist beinahe unerträglich."

Mit dieser Argumentation gingen die Kommunisten einig. Seine Revolution aber war der nichtmarxistische Sozialismus, ja man kann sagen: der antimarxistische Sozialismus.

Er konnte also nicht zum Kommunismus neigen, er mußte sein unversöhnlicher Gegner werden.
Der Sozialismus des Karl Marx und seiner Genossen, Schapper, Bauer, Engels, Moll und Wolff — der Unterzeichner der „Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland" — beruhte auf der Teilung des Volkes in Bourgeoisie und Proletariat. Von der Bourgeoisie heißt es im kommunistischen Manifest unter anderem:

> „Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung'. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.
> Die Bougeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.
> Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt" ...

Und dann zum Abschluß des ersten Kapitels im Kommunistischen Manifest stellt Marx unter Bezug auf die Bourgeoisie zusammenfassend fest: „Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich."
Im zweiten Kapitel des Kommunistischen Manifestes betont

er ausdrücklich die Solidarität der Arbeiterparteien, und er legt unter diesen die besondere Aufgabe der Kommunisten eindeutig fest, indem er sagt:

„Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste — immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus. Der nächste Zweck der Kommunisten ist derselbe wie der aller übrigen proletarischen Parteien: Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisieherrschaft, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.

Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind.

Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung. Die Abschaffung bisheriger Eigentumsverhältnisse ist nichts den Kommunismus eigentümlich Bezeichnendes."

Goebbels sagte: „Alle Marxisten sind gleichen Willens — von Anfang an — sie haben es oft genug bekundet — und wenn sie nur konnten durch die Tat bewiesen!"

Er war vor allen Dingen gegen den Marxismus-Kommunismus, weil er prinzipiell jede politische Internationale ablehnte und weil er die Rettung seines Volkes nur durch Überwindung, nicht aber durch Vertiefung der Klassen- und Standesgegensätze für möglich hielt. Trotzdem zitierte er zuweilen gern Karl Marx, wenn er sich gegen den „Mißbrauch des Kapitals" empörte. So zum Beispiel:

„Die Ritter von der Industrie brachten es jedoch nur fertig, die Ritter vom Degen zu verdrängen, dadurch, daß sie Ereignisse ausbeuteten, an denen sie ganz unschuldig waren. Sie haben sich emporgeschwungen durch Mittel, ebenso gemein wie die, wodurch der römische Freigelas-

sene sich einst zum Herrn seines Patronus (Schutzherrn) gemacht hat."

Wer wie Goebbels den Marxismus-Kommunismus studiert hatte, wußte auch den politischen Aufmarschplan jener Revolution genau einzuschätzen. Er wußte, was es für Deutschland bedeutete, wenn Karl Marx im vierten Kapitel seiner „Kritik des Gothaer Programms" (der Deutschen Sozialdemokratie, 1875) schrieb:

„Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein kann als die revolutionäre Diktatur des Proletariats." — Denn —: „Der heutige Staat ist eine Fiktion!"

Wem aber auch das noch nicht deutlich genug war, dem konnte Goebbels noch aus demselben Programm zitieren:

„Selbst die Vulgärdemokratie, die in der demokratischen Republik das tausendjährige Reich sieht und keine Ahnung davon hat, daß gerade in dieser letzten Staatsform der bürgerlichen Gesellschaft der Klassenkampf definitiv auszufechten ist — selbst sie steht noch berghoch über solcher Art Demokratentum innerhalb der Grenzen des polizeilich Erlaubten und logisch Unerlaubten."

Lenin forderte die „revolutionär-demokratische Diktatur", aber er verkündete schon frühzeitig, daß im Interesse des Proletariats die bürgerliche Revolution „unbedingt notwendig" sei. Die Bourgeoisie wird ihm nur zeitweiliger Bundesgenosse im Kampf gegen den Feudalismus, das ändert aber nichts daran, daß sie von Anfang an der Todfeind war und blieb. Lenin sagte, zwischen Sozialismus und Kommunismus sei der überspitzte Kapitalismus die notwendige Zwischenstufe. Die klassenlose Gesellschaft zu erreichen war das Ziel von Marx — von Lenin — von Hitler — und von Goebbels. Aber der Weg der einen sollte über die Diktatur des Proletariats im Rahmen der Weltrevolution führen— der Weg der anderen über die Gemeinschaft des eigenen Volkes im Rahmen nationalen Selbstbewußtseins.

Goebbels sagte: „Kommunisten und Nationalsozialisten werden oft in einem Atemzug genannt. Man sagt: ‚sie sind beide Antikapitalisten' — das stimmt! Aber der Unterschied ist dennoch sehr gravierend: Wenn die Kommunisten von Kapital sprechen, dann meinen sie jeden privaten Reichtum. Wenn wir sagen, wir sind gegen den Kapitalismus, dann heißt das: wir sind gegen den *Mißbrauch* des Kapitals!" — „Es ist etwas völlig Verschiedenes, ob ich sage: niemand darf etwas besitzen, oder ob ich sage: niemand darf seinen Besitz zum Schaden anderer mißbrauchen."
Goebbels hat gerade zu dieser Frage oft und eindeutig Stellung genommen. „Wer auch nur das geringste von den Lehren des Karl Marx kennt, der weiß, daß unser Sozialismus, der vom Leistungsprinzip ausgeht, sowohl wie unser Nationalismus, der natürlich gegen jede Internationale ist, dem Marxismus-Leninismus geradezu diametral entgegengesetzt sind — es gibt keine größeren Gegensätze!" „Nur wir", so sagte er auch, „konnten dem Kommunismus mit Erfolg entgegentreten, denn nur wir hatten der weltumspannenden kommunistischen Ideenwelt etwas ebenso Modernes aber Besseres entgegen zu setzen. Die Bourgeoisie, die bürgerlichen Parteien — sie alle kämpften um den geistigen Status quo — sie suchten Kompromisse und paktierten mit den Marxisten — sie waren bereits unterlegen."
Er wußte sehr wohl, daß viele Bürgerliche an der Bezeichnung „sozialistische" Arbeiterpartei Anstoß nahmen. Warum nicht „soziale", sagten sie. „Wir nennen uns Sozialisten, weil mir mehr sein wollen als sozial. ‚Sozial' ist jeder, der Wohltätigkeit übt. ‚Sozial' ist man aus Mitleid. Wir aber wollen kein Wohltätigkeitsverein sein, sondern dem Arbeiter der Stirn und der Faust zu seinem Recht verhelfen, seinetwegen eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen — dafür ist das Wort ‚sozial' zu schwach, die Arbeiterschaft würde uns mißverstehen." — „Politisch wesentlich ist nicht das soziale Wollen, sondern nur das sozialistische. Der ekelhafteste Kapitalist ist aus Feigheit bereit, einmal sozial zu sein — unsere sozialistischen Forderungen aber wird er niemals akzeptieren.

Indem wir die Leistung zum Maßstab machen und nicht den Erfolg, ist der Arbeiter mehr wert als der Spekulant" — „Damit kommt eine völlig neue Zeit, und zwar vom Arbeiter her." — „Das ist, weiß Gott, eine Revolution!"
Er gab zu, daß Kommunisten und Nationalsozialisten unter Umständen die gleichen Gegner haben könnten, zum Beispiel die sogenannte Plutokratie des Westens.
Da der Nationalsozialismus sich allein auf Deutschland beziehen sollte, konnte er, solange sich der Kommunismus nicht um innerdeutsche Belange kümmerte, mit ihm nicht mehr in Konflikt geraten.
Obwohl Goebbels den Marxismus-Leninismus so genau kannte wie wohl nur wenige, beging er doch in dieser Beziehung einen verhängnisvollen Fehler. Er hielt es lange Zeit nicht für möglich, daß die Verfechter der Idee der Weltrevolution sich mit dem „kapitalistischen Westen" gegen das sozialistische — nach sowjetischer Erfahrung doch zumindest weniger „kapitalistische" — Deutschland verbünden würden — was ja auch tatsächlich erst durch den Krieg geschah.
Soviel ich weiß, hat er in den letzten Stunden seines Lebens noch einmal damit spekuliert, mit den Russen zu einer Vereinbarung zu kommen, die für Deutschland das Schlimmste verhüten sollte. Der Versuch scheiterte an der Bündnistreue Rußlands.
Goebbels war für das Arbeitertum und gegen die Arbeiterklasse. Die Spitze dieser Revolution aber konnte kein intellektueller Bürger, wie er selber sein, sondern nur ein Arbeiter, Hitler. Aber Goebbels wußte auch, daß der führende Arbeiter niemals ohne seinen revolutionären Bürger auskommen wird.
Er war vielleicht der einzige unter den Jüngern, der wirklich kein „Jünger" war. Er „diente" nicht der Person des „Führers" — sondern er brauchte sie um der Verkörperung der Idee willen. Und ich bin überzeugt, daß Hitler dies wußte. Er wußte — wie Teilhard de Chardin sagt —: „Nichts in der Welt kann der vereinten Glut einer genügend großen Anzahl organisierter Intelligenzen widerstehen!"

Propaganda ist mein Leben

Gegen Ende des Jahres 1933 war es, als Goebbels mich dafür zu sorgen bat, daß er immer tadellos angezogen sei. „Nicht weil ich schrecklich eitel bin — oder weil es mir Spaß macht, möglichst viel Geld für teure Anzüge auszugeben — nein nur, weil das alles zur Propaganda gehört", sagte er. — „Wenn der Propagandaminister schlampig angezogen ist und unmodern — dann sagen die Leute: der lebt auf dem Mond — was der uns sagt, ist uninteressant!"

Ich riet ihm, einen bestimmten Berliner Herrenschneider kommen zu lassen, der damals in eleganten Kreisen wohl als der beste galt. Ich war dabei, als der Schneider am folgenden Tage erschien, denn Goebbels hatte mich gebeten, ihm alles Notwendige zu sagen. Ich ließ ihm die Garderobe des Ministers vorführen und sagte ihm dann, er solle sich spätestens alle halbe Jahr darum kümmern, was der Minister an neuen Kleidungsstücken brauche. Wenn dies feststehe, solle er ihm eine entsprechende Bestelliste vorlegen. Diese Liste müsse sich nicht nur auf Anzüge für die verschiedensten Möglichkeiten und Mäntel beziehen, sondern auch auf Hemden, Krawatten, Hüte, Schuhe, Strümpfe, Handschuhe — kurz und gut alles, was zur Kleidung gehöre.

Goebbels ließ dieses Gespräch über sich ergehen, als habe er sich uns völlig ausgeliefert. Dann aber meldete er sich zu Wort: „Es gibt Dinge, die ändere ich nicht — ich trage immer, wenn es nicht schön warm ist, einen Trenchcoat auf der Straße — und ich trage meines verletzten Fußes wegen ziemlich lange Hosen, keine Halbschuhe, sondern Stiefel. — Ich will stets elegant angezogen sein, aber niemals irgendwie modisch übertrieben — auffallend ist das Gegenteil von vornehm, merken Sie sich das bitte, wenn Sie für mich arbeiten!"
Der Schneider war eben fort, als Goebbels ziemlich erregt zu mir sagte: „Hoffentlich versucht der nun nicht einen Gecken aus mir zu machen — wenn ich das auch nur im geringsten

merke, schmeiße ich ihn hinaus — hätte ich ihn doch nicht kommen lassen. Sie haben mich dazu überredet."

Man muß zugeben, daß dieser Schneider, der ihn bis zuletzt bediente, seine immerhin nicht unwichtige Aufgabe glänzend gelöst hat.

So gut er in Zivil aussah, so sehr fiel es jedenfalls mir auf, daß er in keine Uniform paßte. Da er der Partei und nicht ihren Gliederungen SA oder SS angehörte, konnte er nur die Parteiuniform tragen. Zu dieser gehörte eine Art Tellermütze, und die stand ihm sehr schlecht. Sie wirkte bei ihm riesengroß. Man hatte das Gefühl, daß sie ihm übers Gesicht rutschen würde, wenn er nicht etwas abstehende Ohren hätte. Und er setzte sie stets viel zu weit hintenüber, wie ein betrunkener Soldat. Es gehörte zu dieser Uniform auch ein Lederkoppel. Goebbels wußte damit überhaupt nichts anzufangen, er trug es immer viel zu weit geschnallt, so daß es wie eine Girlande um ihn herumhing und aussah, als müsse es jeden Augenblick heruntergleiten. Wer auch nur die geringste Ahnung von militärischer Kleidung und von soldatischer Disziplin hatte, der mußte bei diesem Anblick entweder lachen oder aber entsetzt sein.

Meine häufigen, oft sehr deutlichen Hinweise nutzten gar nichts. Er quittierte sie mit einem Lächeln, als wolle er sagen: das ist ja gerade meine Absicht. Er sträubte sich innerlich gegen jede Uniformierung. Eine Partei zu uniformieren hielt er für Verrat an der Revolution. Aber Hitler war Soldat, Goebbels nicht.

Gelegentlich eines italienischen Staatsbesuches erhielt Goebbels einen der höchsten italienischen Orden. Der Botschafter Attolico überreichte ihn im Namen des Königs Viktor Emanuel. Am Abend dieses Tages fand im Hotel Kaiserhof in Berlin ein zu Ehren von Goebbels veranstaltetes Festessen statt.

Goebbels hatte noch keinen so hohen Orden verliehen bekommen. Auch Band und Stern gehörten dazu. Ich wurde ganz unerwartet aus der Abteilung Ausland zum Minister gerufen. Das hatte ich nie sonderlich gern, weil es des öfteren

nicht viel Gutes bedeutete. Aber dieses Mal war es ganz harmlos. Er erzählte mir von der Verleihung und sagte, er wolle den Orden nicht anlegen. Es passe nicht zu ihm, einen Orden zu tragen. Ich möge beim Auswärtigen Amt erwirken, daß man den Italienern schonend beibringe, er werde ohne den Orden erscheinen. Ich erwiderte natürlich, das sei meiner Meinung nach ganz unmöglich und könne unabsehbare Folgen haben. Er erwiderte, die Italiener müßten doch begreifen, daß er als führender Mann einer revolutionären Bewegung vor allem auf seine Revolution und somit sein Volk Rücksicht zu nehmen gezwungen sei. Ganz besonders seine Berliner würden es aber unbegreiflich finden, wenn er da plötzlich mit Orden herumlaufe wie Hermann Göring. „Zu dem paßt es — zu mir nicht — das ist der Unterschied", sagte er, „ich werde der Italiener und eines lumpigen Ordens wegen nicht zum Verräter an unserer Revolution." Es blieb dabei, ich mußte zum Protokoll des Auswärtigen Amtes, und zwar sofort. Obwohl ich wußte, was man mir sagen würde, ging ich. Selbstverständlich erklärte das Protokoll, es sei völlig unmöglich, daß der Minister ohne den Orden zu dem Essen erscheine, das doch eigens aus Anlaß der Verleihung stattfinde.

Als ich ihm berichtete, lenkte er auffallend schnell ein und bat mich, den Schneider zu bestellen, damit dieser seinen Frack entsprechend für den Abend herrichtete. Vor allem des Ordensbandes wegen. „Ich habe ja keine Ahnung, wie man das macht", sagte er, „bitte tun Sie mir den Gefallen, meinen Frack anzuziehen — Sie haben doch ungefähr dieselbe Figur. Dann kann der Schneider alles an Ihnen abstecken, und Sie können ihm sagen, wie es sein muß. Ich kann nur Sie darum bitten, verstehen Sie das, Prinz Schaumburg, es ist mir peinlich — aber niemand sonst könnte mir dabei helfen." Ich sah das ohne weiteres ein und übernahm also diese sonderbare Anprobe.

Zu dem Galadiner war ich nicht eingeladen. Aber ich erfuhr sogleich von dritter Seite, daß er tatsächlich trotz aller Vorbereitungen den Orden nicht getragen hatte. Allerdings sei

seine Entschuldigung derart charmant gewesen, daß die italienischen Gastgeber volles Verständnis gezeigt hatten und keineswegs gekränkt waren, sondern im Gegenteil zufrieden. Am nächsten Tag sagte er triumphierend: „Was das Protokoll des Auswärtigen Amtes für unmöglich hielt, habe ich spielend erreicht — und meine Berliner wissen jedenfalls, daß ich kein Bonze geworden bin!" Tatsächlich hatten Hunderte von Berlinern sich um den Eingang zum Kaiserhof gedrängt, um ihn kommen zu sehen. Er hatte gelacht, und sie hatten gejubelt.

In späteren Jahren wurde ihm noch mancher hohe ausländische Orden verliehen. Keinen einzigen hat er getragen. „Die können alle bei uns zu Hause in eine Glasvitrine, damit unsere Kinder mal ihre Freude daran haben. Ich bin zu erwachsen, um mich daran freuen zu können — oder gar, um mir darauf etwas einzubilden. Man muß nur sehen, nach welchen Gesichtspunkten und Praktiken solche Auszeichnungen verteilt werden. Dann weiß man ihren wahren Wert zu schätzen. — Ist Ihnen, Prinz Schaumburg, nicht aufgefallen, daß plötzlich viele hohe SA- und SS-Führer und politische Leiter und Beamte mit Halsorden herumlaufen? Ich bin der Sache nachgegangen und habe festgestellt, daß diese Orden von längst abgedankten deutschen Bundesfürsten oder sogar von deren Nachkommen stammten — zu einer Zeit „verliehen", als es schon längst keine Monarchie mehr in Deutschland gab. Ich nenne das Hochstapelei — sowohl in bezug auf den Verleihenden als auch in bezug auf denjenigen, der solche Orden annimmt."

Er war nicht für Ehrungen, wie sie allgemein üblich sind. „Ich will unter gar keinen Umständen, daß eine Straße nach mir benannt wird. Es mag ganz nett sein, wenn man sieht, wie sie den eigenen Namen anschreiben — aber ich denke es mir sehr peinlich, zu erleben, wenn sie ihn wieder herunterholen. Und — das sage ich Ihnen — je mehr sie hinauftun, um so größer ist die Gefahr, daß sie sie einst wieder abnehmen!"

Goebbels haßte es, wenn Bilder von ihm oder gar seiner

Familie ohne besondere Erlaubnis publiziert wurden. Er entschied selbst darüber, was veröffentlicht werden durfte. Oft habe ich erlebt, daß er Bilder von sich wütend zerriß und wegwarf, weil er meinte, darauf „ganz albern" oder „lächerlich" oder „idiotisch" auszusehen. „Wie können diese Fotografen nur so instinktlos sein, einen derartigen Mist zur Veröffentlichung vorzuschlagen", fragte er dann ganz entsetzt. „Oder ob eine Absicht dahintersteckt?"

Ende der dreißiger Jahre brachte eine führende Illustrierte eine große Bildreportage über Goebbels und seine Familie. Viele fotografisch ausgezeichnet gelungene Bilder. Er hatte sie genehmigt.

Ich teilte ihm mit, daß diese Publikation wohl in der Berliner Gesellschaft — nicht aber beim Volk gut angekommen sei. Die Diplomaten sagten: „Wunderschöne, sehr elegante Frau" — „entzückende Kinder" — „ein eleganter, junger Minister, nicht ohne Charme." — Er sagte: „Die Berliner Gesellschaft ist mir egal, die fremden Diplomaten sind hier, um meine Arbeit und meinen guten Willen zu beurteilen — nicht aber meine Frau und unsere Kinder."

Ich sagte: „Daß Ihre Frau gut angezogen sein muß, versteht jeder und findet jeder nett — daß sie aber derart elegant gekleidet sein muß, sehen auch viele unserer alten Anhänger nicht ein. Daß Ihre Kinder reizend aussehen, geben alle Menschen gerne zu — warum sie, die Kinder des Revolutionärs, angezogen sind wie die Kinder des Königs von Großbritannien und warum sie eigene Pferde haben müssen — das sehe auch ich nicht ein, Herr Doktor. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, wenn ich sage: in dieser Beziehung machen schon andere Nationalsozialisten — vor allem Hermann Göring — verheerende Fehler — Sie aber waren bisher eine Ausnahme." Er erwiderte, daß es auch ihm eigentlich nicht recht gewesen sei, die Kinder mit dem Pony abzubilden, aber seine Frau habe gerade dieses Bild so besonders nett gefunden und gesagt, er fürchte wohl „klassenkämpferische Hetze." Man dürfe nicht immer und ewig von solchen Rücksichtnahmen abhängig sein. Schließlich sei doch nichts Unrechtes da-

bei. „Ich habe mich rumkriegen lassen, Prinz Schaumburg, jetzt ärgerts mich. Meine Frau stammt aus ganz anderen Kreisen als ich, und ihr erster Mann war sagenhaft reich. Manches, was der Masse als kapitalistisch auffällt, ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Es ist bei ihr nicht Ausdruck einer Gesinnung, sondern eine Gewohnheit — aber in mein Leben gehört es einfach nicht hinein. Das läßt die Propaganda nicht zu — und Propaganda ist nun mal mein Leben. Ich bin dazu verurteilt, um des Volkes willen. — Aber glauben Sie, einer meiner Herren von der Presse hätte mich rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht — keiner — man glaubt gar nicht, wie wenig die Menschen nachdenken, wie groß die Kluft zwischen der Intelligenz und der Masse ist. Mit solchen Kleinigkeiten verspielt man große Dinge. Glauben Sie mir das."
Und dann schwieg er längere Zeit und ging schnell im Zimmer auf und ab. Mit den Fingern schnalzend, wie er es meist tat, wenn er nervös war.

*

Es gab auch Mißerfolge der Propaganda, zum Beispiel die Bücherverbrennung. Ein Großteil der Auslandspresse nahm dies Ereignis sofort zum Anlaß für eine leidenschaftliche antideutsche Kampagne, die noch jahrelang nachwirkte. Aber auch im Innern war die Wirkung dieser Aktion durchaus zwiespältig, empfanden sie doch viele an sich dem Nationalsozialismus positiv Gegenüberstehende als ein so beklemmendes Schauspiel, daß schwerste Bedenken und Zweifel in ihnen geweckt wurden. Natürlich wurde diese Beurteilung des Geschehenen in Deutschland nicht offiziell laut, doch wußte der stets hervorragend informierte Propagandaminister genau darüber Bescheid, und er ärgerte sich über einen solch folgenschweren Mißerfolg.

Typische Antworten

Sehr häufig war ich dabei, wenn der Minister prominente Ausländer empfing.

So vielen Besuchen ich auch beiwohnte, unterschied sich doch jeder einzelne von allen anderen, und keiner war langweilig. „Es soll niemals einer sagen, ich hätte nur übers Wetter mit ihm gesprochen", sagte Goebbels — und ich bin überzeugt, es hat auch nie einer gesagt.

Ich weiß mich bestimmter Antworten, die er gab, recht genau zu erinnern, sei es, weil sie mir besonders geistreich und schlagfertig schienen, oder weil sie mir mißfielen und mich an ihm zweifeln ließen.

Während des Krieges empfing er an ein und demselben Vormittag eine schweizerische und eine norwegische Pressedelegation. Jeder dieser Delegationen hielt er eine lange Rede. Jede wurde mit echtem Beifall aufgenommen, zumal sie in geschickter Weise auf die spezielle Situation des betreffenden Landes Bezug nahm und sehr verbindlich war. Die Veranstaltungen fanden in zwei verschiedenen Salons des Ministeriums statt. Als die letzte der Delegationen, nämlich die norwegische, ihn soeben verlassen hatte, sagte er zu seinem politischen Referenten: „Menschenskind, laufen Sie denen mal schnell nach und passen Sie auf, daß die Norweger draußen nicht den Schweizern begegnen oder gar mit ihnen zu Mittag essen — das wäre ein schöner Reinfall!"

Einen ausländischen Journalisten, der die häufig gestellte Frage an ihn richtete: „Herr Minister, nennen Sie ihren heutigen Staat eine Demokratie oder eine Diktatur?" gab er zur Antwort:

„Die Tatsache, daß es im Reichstag nur eine Partei gibt, besagt keinesfalls, daß es nicht jeden Tag auch andere Parteien geben könnte. Vielleicht macht mal einer den Versuch, ich wäre ihm sehr dankbar dafür. Aber ich weiß nicht, wie unser Volk darauf reagieren würde. Es war die Parteienwirtschaft

mehr als satt, als es uns von Wahl zu Wahl immer mehr Stimmen gab und schließlich nur noch uns wollte.
Nennen Sie mir im übrigen doch einmal eine wahre Demokratie, mein Herr!"
„Zum Beispiel das antike Athen, Herr Minister!"
„Das habe ich mir gedacht – in achtzig von hundert Fällen bekomme ich diese Antwort. Und das ist bezeichnend. Dafür nämlich, daß niemand sich traut, ein Beispiel aus der Gegenwart zu nennen. Warum? Weil es vielleicht einige Demokraten, aber keine echte Demokratie gibt. Nennen Sie mir bitte den modernen Staat, der eine nach demokratischen Prinzipien aufgebaute und gehandhabte Steuergesetzgebung hat – oder der eine brauchbare Armee besitzt, die nach demokratischen Prinzipien aufgebaut ist und geführt wird. Nennen Sie mir bitte einen Staat, in dem tatsächlich die Volksvertretung allein entscheidend ist. Ich sehe viele lobenswerte Versuche – aber nicht mehr –, und diese Versuche kosten sehr viel, man bezahlt sie nicht zuletzt mit Idealen. Das antike Athen aber ist als Beispiel völlig ungeeignet, denn erstens ist in einem winzigen Stadtstaat manches möglich, was in jedem größeren Staatswesen undenkbar wäre, zweitens galten zu jener Zeit ganz andere Voraussetzungen und drittens waren die tatsächlichen Zustände im antiken Athen keineswegs so ideal. Sie würden, wenn wir heute über Modefragen diskutieren, auch nicht Adam und Eva als Beispiel anführen, nicht wahr?"
„Herr Minister, sind Sie ein Gegner der Demokratie?"
„Nein, aber ich glaube, man kann gegen eine solch klare, eindeutige und in mancherlei Beziehung verführerische Doktrin wie diejenige des Marxismus/Kommunismus nicht mit etwas antreten, das überall anders interpretiert wird und für das es nirgends ein einwandfrei klares Vorbild gibt. Bedenken Sie bitte, daß ich die Dinge vom Propagandistischen her sehen muß."
Natürlich wurde auch manchmal das Thema Konzentrationslager angeschnitten. Seine Antwort war in jenen ersten Jahren eigentlich immer im großen und ganzen die gleiche:
„Jedes Land, jeder Staat hat leider unter anderem auch die

Verpflichtung, Staatsbürger zu strafen oder zu erziehen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß der Staat, wo es nottut, lieber erziehen als strafen soll. Wir sind der Meinung, daß eine Erziehung, die in den Akten eines Menschen verzeichnet bleibt, immer eine Strafe ist. Vorstrafen sind etwas Furchtbares. Daher wurde die Einrichtung der Konzentrationslager geschaffen, ursprünglich von den Engländern für die Buren erfunden. Hunderte von Nationalsozialisten wurden während der Weimarer Republik nur wegen ihrer politischen Gesinnung — die zudem noch national war — in Gefängnisse und Zuchthäuser eingesperrt. Wir wissen, was das bedeutet, und wollen das unseren politischen Gegnern nicht antun. Wer gestraft werden muß, weil das Gesetz es so verlangt, der kommt vor ein ordentliches Gericht und dann aufgrund des Urteils in eine entsprechende Strafanstalt. Will man aber jemandem die Vorstrafe ersparen und ihn nicht unbedingt vor ein Gericht stellen, so wird er in ein Konzentrationslager eingewiesen. Auch das geht nicht ohne vorheriges Verfahren. Das ist nicht ehrenrührig und zählt nicht als Strafe. Wir stehen auf dem Standpunkt, wer die Gemeinschaft des Volkes als solche gefährdet, vor dem muß die Gemeinschaft geschützt werden. Das gilt für jeden, ganz gleich, ob er unserer Partei angehört oder nicht. Parteimitglieder oder gar solche, die verantwortungsvolle Ämter innehaben — und die sich asozial verhalten — werden unter erschwerenden Bedingungen eingesperrt. Es ist aber gar nicht ausgeschlossen, daß einer, der im Konzentrationslager war, später Kreisleiter der Partei wird. Er ist ein vollauf ehrenwerter Bürger geblieben, ohne Vorstrafe. Wollen Sie aber Genaueres darüber wissen, so brauchen Sie sich nur von den zuständigen Stellen der Polizei informieren zu lassen. Die Lager werden auch laufend von ausländischen Kommissionen kontrolliert, wir haben diesbezüglich keinerlei Geheimnisse. Ich rate Ihnen, sich dann vergleichsweise entsprechende Einrichtungen in Sibirien zeigen zu lassen — über die regt man sich im Westen viel weniger auf, aber die sind ja auch von ganz anderen Menschen eingerichtet worden.

Wenn wir aber schon bei diesem heute so viel diskutierten Thema sind, so muß ich mal eine Frage an Sie richten: Warum nimmt man eigentlich uns Deutschen so vieles übel — was man anderen, den Engländern, Franzosen, Amerikanern und vor allem den Russen ohne weiteres, jedenfalls mit der Zeit, vergibt."
Antwort des Journalisten: „Die Welt fürchtet sich wahrscheinlich vor einem Angriff der Deutschen — wenn man die Reden Ihrer Führer hört, so kann man ängstlich werden, Herr Minister — das müssen Sie auch bedenken. Es sieht manches von draußen anders aus."
Goebbels: „Da haben Sie recht — wir Deutschen reden zu gern, und es gibt leider viele Angeber bei uns. Wir sind so stolz auf unsere Erfolge und so froh, daß wir gleich allen davon erzählen wollen. Aber sehen Sie, eignet sich ein so schwatzhaftes Volk für den Parlamentarismus? Sie müssen doch selbst zugeben, das paßt nicht gut zu uns.
Was aber den Krieg angeht — ich wüßte nicht, daß das Reich am Krieg schuld wäre. Ich weiß nur, daß man mitten im Frieden daranging, in aller Heimlichkeit eine Entente gegen die Mittelmächte zu gründen — und das geschah sicher nicht zum Pokerspielen. Lassen Sie uns das Nötigste zum Leben, und Sie können sicher sein, daß wir besonders friedlich sind. 1918 haben Sie dem deutschen Volk gesagt, es solle aufgeben, es werde ihm nichts Böses getan werden, denn der Krieg habe nur dem kaiserlichen Regime gegolten. Aber Sie haben der Weimarer Republik nicht geholfen, sondern ihr die allerschwersten Lebensbedingungen oktroyiert.
„Herr Minister, Sie haben sicher in manchem recht. Es sind Deutschland gegenüber Fehler gemacht worden — aber wir befürchten, daß Ihre sogenannte Revolution zum Krieg führen wird. Sie haben immerhin ein Volk von 70 Millionen Menschen in einen nationalistischen Rausch versetzt, und die Deutschen sind gerne Soldaten."
Antwort: „Wir brauchen viel Zeit, um dieses Reich von den Fesseln frei zu machen, die Sie ihm angelegt haben. Wir brauchen noch mehr Zeit, die Gemeinschaft des Volkes und

die Einheit des Reiches zu fundieren. Inmitten eines einigen Europas muß einmal ein festes, starkes Reich sein. Diese Ziele sind gewaltig, und sie sind nur im Frieden erreichbar, nicht wenn wir wieder durch einen Krieg geschwächt werden. Was wir wollen, ist mit Waffen nicht zu erreichen — unsere Revolution ist nämlich eine tatsächliche und nicht eine „sogenannte", wie Sie soeben sagten. Wenn Ihresgleichen sich doch nur mal die Mühe machen wollte, diese Revolution zu studieren und zu begreifen, sie nicht nach Randerscheinungen zu beurteilen, sondern nach ihrem tatsächlichen Willen und Glauben, ihrer Dynamik und ihrem geistigen Gesetz. Ich glaube, dann würden Sie ein völlig anderes Bild bekommen und mit uns statt gegen uns gehen. Im Übrigen wären wir dann für gute Ratschläge nur dankbar, uns kommt es ja gar nicht darauf an, einer Doktrin zum Siege zu verhelfen oder bestimmte Menschen an der Spitze des Staates zu sehen — sondern allein darauf, unserem Volk zu helfen. Nur kein Krieg — das ist mein sehnlichster Wunsch — Revolutionen werden nicht von Generalen gewonnen!"
Frage: „Aber wozu rüsten Sie dann so sehr auf?"
„Weil wir befürchten müssen, daß man uns von außen an der Erreichung unserer friedlichen Ziele hindern könnte. Der Erste Weltkrieg wurde auch nur zum Schein gegen den Kaiser geführt — in Wahrheit gegen die Stärke der deutschen Wirtschaft. Wenn unser Regime für Deutschland schlecht wäre, würdet ihr uns ganz sicher in Frieden lassen — aber gerade deswegen, weil manche Idioten bei uns nicht genug über unseren Aufschwung reden können — weil sie viel mehr darüber sagen, als wirklich wahr ist — denken schon viele bei euch an den Krieg, ich weiß es. Wir wären verantwortungslos, wenn wir nicht mit einer solchen Möglichkeit rechneten. Wie schön wäre es, wenn das viele Geld, das für Waffen und Munition und Soldaten ausgegeben werden muß, unserer Organisation „Kraft durch Freude" zufließen könnte!"
So und ähnlich verliefen viele derartige Unterhaltungen, deren Zeuge ich war. Nie erlebte ich dabei einen Streit, häufig aber nach kurzer Zeit trotz der Verschiedenheit der Ansich-

ten eine sehr freundliche Stimmung. Goebbels schrie und tobte nicht, auch wenn er sich bei solchen Gelegenheiten einmal sehr ärgerte, was zuweilen vorkam; er wurde dann lediglich schärfer in der Diktion, sprach leiser und besonders pointiert.
Genau gegenteilig verhielt er sich, wenn er nicht Fremde, sondern Mitarbeiter vor sich hatte. Allerdings muß ich erwähnen, daß er mir gegenüber niemals taktlos geworden ist. Zu besonders scharfen Auseinandersetzungen kam es manchmal während der allmorgendlichen Ministerkonferenz. Nach solchen Diskussionen wandte er sich an den Stenografen und sagte: „Dies alles kommt natürlich nicht ins Protokoll!"
Während des Krieges wurde anläßlich der Ministerkonferenz von den Vertretern der Reichspropagandaleitung der NSDAP einmal vorgebracht, die Bevölkerung verliere das Vertrauen zur deutschen Luftabwehr. Es seien böse Witze gegen die Flak im Umlauf.
Goebbels ließ die Herren mit ihren weitschweifigen Ausführungen zu Ende kommen, dann sagte er: „Meine Herren, der Flak Vorwürfe zu machen, sie schösse zu wenig ab, ist heller Wahnsinn — werfen Sie einmal im dunklen Zimmer mit einer Erbse nach einer Fliege!"
Mehrfach stand bei einer Pressekonferenz zur Diskussion, daß die vom Ostministerium in den besetzten Ostgebieten eingesetzten Amtswalter der Partei dort unbeliebt seien. „Meine Herren, — warum kommen Sie immer wieder damit zu mir — Sie sollten doch allmählich wissen, daß ich nicht Rosenberg heiße — was mich angeht, so kann ich Ihnen nur sagen, wenn wir in den besetzten Gebieten weiterhin solchen Unsinn machen, laufen wir Gefahr den Krieg zu verlieren. Man sollte jene Leute alle wenigstens zeitweise an die Front schicken."

Nicht Grundsätze sondern Soldaten

Das Folgende zu berichten erscheint mir wichtig, auch wenn ich nicht mehr genau weiß, in welcher Unterhaltung es vorgekommen ist. Anlaß war Goebbels Ärger über einen Parteiredner, der die Kirchen angegriffen hatte. Namentlich während des Krieges war es nämlich den Rednern strikte verboten irgendwie gegen die Kirchen oder die christlichen Lehren Stellung zu nehmen. Aber es gab immer wieder Untentwegte, die es nicht lassen konnten und natürlich sofort Ärgernis erregten.
Ganz besonders schlimm war in dieser Beziehung ein sonst sehr tüchtiger und guter Mann, der 1918 roter Matrose gewesen war und es später zum Hochschulprofessor gebracht hatte. Es waren schon häufig wegen seiner antikirchlichen Äußerungen Klagen laut geworden, und Goebbels erregte sich dann immer sehr, nicht zuletzt deswegen, weil er schlechte Rückwirkungen auf die Wehrmacht befürchtete.
„Es ist doch Wahnsinn, was diese Leute machen", sagte er. „Haben wir denn noch immer nicht Feinde genug? Müssen wir uns ohne jeden zwingenden Grund noch mehr Feinde schaffen? Es geht nicht mehr um Grundsätze, es geht um Soldaten. Unsere Deutschen Christen, das ist ein trauriger Haufen — aber die katholische Kirche ist eine Weltmacht. Im übrigen steht und fällt sie mit gewissen Thesen und Prinzipien, die im Kampf gegen den Kommunismus auch die unsrigen sind. Die katholische Kirche ist die einzige noch bestehende geistige Macht im abendländischen Sinne, glauben Sie mir das! Wenn sie heute unterginge, wären wir nicht im entferntesten in der Lage, unserem Volk oder gar Europa einen Ersatz zu liefern. Ein geistiges Chaos wäre die Folge, in dem auch wir uns nicht würden behaupten können. Man muß doch die Dinge sehen, wie sie tatsächlich sind. Alles andere ist eine höchst gefährliche Spintisiererei."
Unsere Revolution, fuhr er fort, sei eine politische und keine religiöse. Zudem hätten wir uns auf das Christentum fest-

gelegt. Aus politischen Gründen könne es uns nur recht sein, wenn wir mit einer derart starken und dominierenden Institution — wie die katholische Kirche — in Frieden auskämen. „Manche deutsche Kaiser haben uns im Laufe der Jahrhunderte bewiesen, wie töricht und wie abträglich es für das Reich war, gegen den Papst zu kämpfen." — „Kein Vertrag mit einer ausländischen Macht ist für uns so wertvoll wie das Konkordat. Nicht nur wegen der Beziehungen zur Kirche — sondern auch um der Ordnung innerhalb unserer Bewegung willen. Ich habe gar nichts dagegen, wenn der Reichsstatthalter von Epp in München in der Fronleichnamsprozession mitmarschiert — warum denn nicht? Jedesmal regen sich so und so viele in unserer Partei deswegen auf und schreiben mir empörte Briefe — wenn ich mir die Absender genau ansehe, sind es einstige Marxisten. Immerhin haben wir viel mehr Gemeinsames mit der katholischen Kirche als mit dem Marxismus — aber das ist es ja gerade, was jene Herren fürchten. Es ist auch schon deshalb ganz sinnlos, die katholische Kirche anzugreifen, weil sie in ihrer Führung die klügeren Politiker hat und außerdem die besten Beziehungen in der ganzen Welt. Selbstmord wäre es, reiner Selbstmord!"

Der Propagandist mußte guten Glaubens sein

Ich bin begreiflicherweise nach dem Krieg sehr häufig gefragt worden: was hat Goebbels von den furchtbaren Dingen, zum Beispiel von den Euthanasiemaßnahmen und den Judenvernichtungen gewußt?
Diese Fragen wurden erst in späteren Jahren aktuell, also zu einer Zeit, in der ich ihn nur verhältnismäßig selten sah und dann auch meist nur außerdienstlich.
Man konnte ihn alles fragen, aber es war oft schwer — oder sogar unmöglich —, von ihm eine wirkliche Antwort zu erhalten. Zumal während des Krieges, als er — der Reichsminister — sich noch mehr als andere an den Führererlaß zu halten hatte, daß niemand erfahren solle, was ihn nicht unmittelbar angehe.
Ich habe es etliche Male erlebt, daß er ganz einfach schwieg. Der Führererlaß gab ihm die Möglichkeit dazu. Goebbels hätte äußerst ungern eingestanden, daß Hitler ihn in irgendeiner wesentlichen Beziehung nicht informiere. Wenn er aber, geschützt durch den Erlaß, schwieg, wußte niemand, ob dies mangels Kenntnis oder nur aus Disziplin geschah.
Vor dem Krieg, also zu Zeiten, als der Erlaß noch nicht existierte, zog er sich notfalls durch manchmal sehr witzige, mindestens aber raffinierte Redewendungen aus der Verlegenheit. Er tat dann gerne so, als wisse er alles, geniere sich aber es zu sagen. „Ersparen Sie mir die Antwort — ich gehe so schrecklich ungern mit unseren Verdiensten hausieren, bin nun mal kein Prahlhans“, sagte er. Man glaubte es nicht, aber man wußte, daß weitere Fragen überflüssig waren. Verschiedentlich habe ich trotz solcher Antworten nicht locker gelassen, sondern weiter gefragt, auch wenn er ungeduldig und gereizt wurde. Dann konnte er plötzlich parieren: „Hören Sie mal, Prinz Schaumburg, halten Sie mich eigentlich für so dumm, daß ich mich von Ihnen aus dem Bau locken lasse — merken Sie nicht, daß ich aus guten Gründen nicht antworten will!“

So wie er mich — und andere — in dieser Beziehung behandelte, wurde er von Hitler behandelt. Ich habe es erlebt. Und das war nach Lage der Dinge und im Rahmen der geltenden Arbeitsmethoden ganz logisch. „In einem System, das wie eine Pyramide gebaut ist", sagte er einmal, „kann es nicht anders sein, jede Schicht ist auf das angewiesen, was unter ihr ist. Jede höhere Schicht hat weniger zu tragen, aber weiter zu sehen. Derjenige, der am weitesten sieht, weiß am meisten, er hat daher die größte Verantwortung. Er wird dafür von allen getragen, und zwar nach dem sichersten Prinzip der Standhaftigkeit." Goebbels liebte diesen Vergleich, bot er ihm doch Gelegenheit, kritische Parallelen zu ziehen, insbesondere, wenn er sich mit Hitler über den Aufbau von Partei und Staat unterhielt. Natürlich war auch dabei etwas Berechnung, denn Goebbels wußte sehr wohl, daß jede Bezugnahme auf Fragen der Architektur bei Hitler auf Interesse stieß.
Dem Grundsatz, daß unsere Sorge weniger denen über uns, als den „breiten Massen" unter uns gelten solle, entsprang auch dem des öfteren von ihm gebrauchten Ausspruch: „Es gibt vieles, das ich nicht sagen kann, weil ich es nicht sagen darf." Auch die Propaganda sei wie jede Kunst zuweilen eine „Kunst des Weglassens."
Aber ich bin überzeugt, daß Goebbels auch manches Mal tatsächlich von Hitler in wesentlichen Dingen ganz bewußt nicht informiert wurde. Und zwar dann, wenn Hitler seinem Propagandisten nicht unnötig die Arbeit erschweren wollte. Hitler wußte sehr genau, daß der Propagandist selbst an das glauben muß, was er wirksam propagieren soll. Der Propagandist ist mehr als ein Werbefachmann.
Sicherlich hat Goebbels nicht nachgeforscht, wenn er spürte, daß Hitler ihm etwas verschweigt. Er hätte sich nie die Blöße gegeben. Ebenso sicher bin ich aber auch, daß Goebbels — wäre er nach dem Krieg vor ein internationales Gericht gestellt worden — behauptet hätte, alles gewußt zu haben. Er hätte sich in dieser Beziehung von manchen der ehemals führenden Männer des Staates und der Partei sehr unterschieden.

Goebbels war stets der Überzeugung, daß der Glaube wirklich Berge versetzt. Nur darum konnte er ein so erfolgreicher Propagandist sein. Er glaubte im Krieg felsenfest an die Wunderwaffen, und darum haben auch Millionen daran geglaubt. Daß aber Millionen daran glaubten, war ein wesentlicher Faktor für alle zum Durchhalten. Man könnte sagen, daß er sich selbst zum wesentlichsten Opfer seiner Propaganda machte.

Zwei Kaiser als Vorbild

Goebbels, der Akademiker, und Hitler, der Arbeiter, strebten nach Wissen, nach Erweiterung ihrer Bildung. Goebbels war dabei für Hitler als Ratgeber unersetzlich.
Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß ihr Wissensdurst nur politische Gründe gehabt hätte. Beide nahmen lebhaften Anteil an Fragen der Kultur und Wissenschaft.
Hitler selbst hat mir einmal gesagt, es sei sein Prinzip, jeden Tag mindestens eine Stunde für das Lesen eines guten Buches zu reservieren. Er halte das unter allen Umständen durch, und daraus resultiere nicht nur ein Großteil seiner Erfolge, sondern vor allem die innere Ruhe, die er bei großen Entscheidungen unbedingt nötig habe. Goebbels pflichtete ihm bei.
So habe ich im Laufe der Jahre häufig erlebt, daß die beiden über Bücher sprachen. Ich kann mich zwar nicht mehr der einzelnen Titel erinnern, von denen die Rede war, wohl aber an die Themen. Meist waren es geschichtliche.
Eine besondere Rolle spielten in diesem Zusammenhang zwei Kaiser: Friedrich II. von Hohenstaufen und Joseph II. von Österreich-Ungarn. Goebbels hat sich des öfteren über beide mit mir unterhalten, mir auch während des Krieges ein neuerschienenes Buch über Friedrich II. von Hohenstaufen geschenkt, damit ich es „gleich" lese. „Vor siebenhundert Jahren lebte der Mann, den wir heute als Kaiser brauchen könnten", sagte er.
Wenn ich heute Kurt Pfisters *Kaiser Friedrich II.* zur Hand nehme, erschienen bei Hugendubel in München 1942 – also ganz sicher sowohl Hitler wie Goebbels gut bekannt –, so finde ich außerordentlich viel von dem, was Hitler und Goebbels aufhorchen lassen mußte und sie beeindruckt hat. „In die Zeit Friedrichs II. fällt das große dichterische Schaffen Walther von der Vogelweides. Aber auch Wolfram von Eschenbachs, der damals den Parcival schrieb. Damals entstand die Dichtung vom Sängerkrieg auf der Wartburg und

Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde. Unbekannte schrieben die große epische Dichtung über das Schicksal der Nibelungen."

Schon diese Tatsachen allein müssen auf Hitler, dessen Begeisterung für Richard Wagners Werke in einen weiteren Rahmen gehoben wurde, stärksten Eindruck gemacht haben — und damit natürlich nicht minder auf Goebbels. „In den Monumentalbauten der Dome und Pfalzen, wie sie am Rhein, in Westfalen, in Thüringen, Ostsachsen, Süddeutschland und Österreich, aber auch an den Küsten der Ostsee und im ostelbischen Kolonialland entstanden, beginnen Gewölbebau und Strebebögen der Gotik die wuchtigen Kuben der Romantik aufzulockern. Großplastik, Fresken und Buchmalereien zeigen den Übergang von strenger Hieratik zu mystischer Schau und *beseelter Gefühlsinnigkeit* — eine Entwicklung, die die geistesgeschichtliche Umschichtung, die das späte Mittelalter auf dem Wege von der Gemeinschaftsidee zum Individuum erfahren wird, schon andeutet. In keiner Erscheinung des hohen Mittelalters verkörpert sich dieser Gestaltwandel eindrücklicher und sinnfälliger als in derjenigen Friedrichs II." — „Es war die Zeit großer seelischer Erschütterungen — Kinderkreuzzug — Geißlerfahrten, — das ‚große Halleluja' von 1233 und schließlich Franz von Assisi waren ihre über Jahrhunderte hinweg sichtbaren Zeichen."

Wer Hitler kannte und Goebbels nahestand, dem ist es selbstverständlich, daß diese Zeit Friedrichs II. den beiden Männern eine wahre Fundgrube und mächtiger Ansporn zugleich war. Sie konnten sich nichts Besseres wünschen, der Weg, auf dem sie bis dahin instinktiv — „trunken vom Schicksal" und dementsprechend nachtwandlerisch — gegangen waren, wurde erhellt durch das Leben eines der großen Männer des Abendlandes, wie ihn Nietzsche nannte.

Eines Menschen, dessen Natur trotz aller Größe zwiespältig erscheinen muß, rätselhaft und wundersam, liebenswert und zum Fürchten. „Als der Kaiser endlich, nach vielen Absagen, den oft versprochenen Kreuzzug unternahm — 1229 im März — setzte er sich in der Grabeskirche zu Jerusalem die

Königskrone auf — wie Napoleon I. und doch keineswegs wie dieser zum Trotz gegen den Papst, sondern zum Zeichen, daß er den Papst nicht anzurufen wagt, solange er im Bann ist. ‚Ich will nicht der Majestät gedenken, die mir auf Erden zuteil geworden ist, sondern mich vor Gott, dem ich meine Erhebung allein verdanke, demütigen, und um Gottes willen auch vor dem, den er als seinen Statthalter auf Erden bestellt hat', verkündete der Kaiser."

„Je höher die Würde, um so wirksamer die Bescheidenheit", hat Goebbels einmal gesagt.

Die im September 1231 erlassenen „Konstitutionen" von Malfi — Kaiser Friedrich II. nannte sie „liber augustalis" — bedeuten „die grundsätzliche Durchführung des Staatsabsolutismus, von der Pyramide einer Beamtenhierarchie getragen, deren Spitze der Herrscher ist." Über den Deutschritterorden — Hermann von Salza — kam der Gedanke nach Preußen, wo er später in der Gesetzgebung Friedrichs des Großen deutlich in Erscheinung trat. Aber auch Kaiser Joseph II. übernahm viel davon.

Darin waren auch die scharfen Bestimmungen gegen Ketzerei und Häresie enthalten, die an bestimmte Polizeimethoden des Dritten Reiches und anderer Regime erinnern. „Die der Ketzerei überführten, die durch Beamte aufzuspüren sind, sollen verbrannt werden, diejenigen, die sie begünstigen und bei sich aufnehmen, all ihren Besitz verlieren. Ihre Kinder dürfen kein Amt erhalten. Wenn ein solches Kind einen Ketzer anzeigt, wird es durch kaiserliche Gnade von der Diffamierung befreit." —

„In den Konstitutionen sagt der Kaiser, daß die Ketzer lebendig und angesichts des Volkes dem Feuertod zu übergeben sind. Die eigentlichen Gründe für diese Schärfe waren aber nicht religiöse, sondern die Tatsache, daß die ketzerischen Organisationen sich in die Staatsgeschäfte einzumischen versuchten."

„Die Juden mußten sich einen Bart wachsen lassen, eine besondere Tracht tragen und waren durch einen gelben Fleck auf dem Gewand gekennzeichnet."

Aber es gibt auch viele ganz andere Parallelen.
„Hand in Hand mit den militärischen und staatspolitischen Aktionen schreitet zielbewußt die innerpolitische Neuordnung im Sinne der Vereinheitlichung von Verwaltung und Gesetzgebung sowie der monarchischen und staatlichen Omnipotenz voran. Hier finden sich oft beachtete Analogien, nicht etwa, wie des öfteren gesagt wurde, zum Imperium Napoleons, sondern zu den Reformplänen des Preußenkönigs Friedrichs II. und dem Habsburger Joseph II."
Wir hören, daß der Kaiser Mailand „die Stadt der Mitte" nannte. Ich erinnere mich an einen Abend, in dessen Verlauf Hitler und Goebbels sich eingehend darüber unterhielten, daß eigentlich die Poebene als der Schwerpunkt Europas anzusehen sei. Bei der notwendigen Einigung unseres Kontinents müsse diese Tatsache unbedingt berücksichtigt werden. Es sei zu überlegen, ob nicht Mailand oder eine der historisch wesentlichen Städte der Lombardei zur Hauptstadt Europas gemacht werden müsse, denn eine wirkliche Zentrale könne nur im Zentrum denkbar — alles andere keine dauerhafte Lösung sein.
Wenn ich daran denke, wie sehr sich Hitler und Goebbels über das Duell aufregten, dessen Opfer einer der besten deutschen Journalisten, Roland Strunk, wurde, so fällt mir jetzt folgender Hinweis auf: „Abschaffung des Zweikampfes, der der Natur widerspricht, vom gemeinen Recht abweicht und mit den Gründen der Billigkeit nicht zu vereinbaren ist'." Auch das schrieb der Kaiser in seinen „Konstitutionen". In einer sehr wesentlichen Beziehung allerdings hat Hitler sich gar nicht nach den Erfahrungen Kaiser Friedrichs II. gerichtet — in seinem Verhältnis zu England. Ich weiß nicht, aber ich könnte mir aus mancherlei Gründen denken, daß Goebbels während des Krieges ihn darauf hingewiesen hat.
„Als Philipp August, König von Frankreich, der Sieger, nach der Schlacht von Bouvines den erbeuteten, vergoldeten Adler der kaiserlichen Standarte des Welfen Otto an Friedrich II. überreichte, da war das eine symbolhafte Handlung von gro-

ßer Bedeutung. England war durch Frankreich aus der Machtsphäre des Abendlandes verdrängt, und Englands Festlanddegen, der Welfe, mußte dem Stauffer das Feld räumen. Erstmals war der Weg für europäisches Denken frei." So etwas hörte Goebbels gern.

Je mehr man sich mit dem „ersten Europäer" beschäftigt, um so auffallender wird die Vielzahl ähnlicher, sicher letzthin von ihm inspirierter Gedanken bei Hitler und vielleicht noch mehr bei Goebbels. Natürlich wußten sie, daß man nicht einfach übernehmen kann, was sich sechs- oder siebenhundert Jahre vorher bewährte, aber eine starke Beeinflussung von da ist ganz zweifellos zu erkennen und gibt mancherlei Aufschluß.

In bezug auf die ideologische Integration des Abendlandes aus der Sicht der gegenwärtigen Reichsidee bestand in der Reichsleitung der NSDAP keine einheitliche Auffassung. Die einen wollten sich auf Karl den Großen beziehen — die anderen auf Heinrich den Löwen. Goebbels aber versuchte ihnen den Weg abzuschneiden, indem er Hitler mit Friedrich II. zusammenführte, ihn für die Größe jenes Kaisers zu begeistern trachtete.

Der Österreicher Hitler kannte natürlich Kaiser Joseph den Zweiten. Die Tragik um diesen viel geschmähten Menschen, sein revolutionäres Wollen hatten ihn schon immer beschäftigt. Goebbels konnte Hitler darauf aufmerksam machen, daß Joseph II. vieles von Kaiser Friedrich II. übernommen hatte, daß zwischen diesen beiden eine beachtenswerte geistige Brücke bestand. Wenn auch natürlich der Mann der Aufklärung in mancherlei Beziehung weiter war als der des „Halleluja", fünfhundert Jahre lagen dazwischen und die Wandlung des Reiches.

Kaiser Joseph II. war ein Idealist. Er fing mit einer hohen Auffassung von Volk und Staat an. Aber er wurde zum Menschenverächter, nicht zuletzt durch das Schicksal seiner Schwester, der Königin Marie-Antoinette von Frankreich. Der Menschenverächter konnte zum Despoten werden. Man nannte es den „aufgeklärten Despotismus" und was das zu

bedeuten hatte, erkannten die Menschen erst unter seinem Nachfolger, dessen Regime man „Despotismus ohne Aufklärung" zu nennen pflegte.

Mit seiner Denkschrift vom 13. Juni 1773 forderte Joseph von seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, kategorisch ihren Verzicht auf die Regierung und für sich die Vollmacht zu einer Diktatur. Er glaubte gegen „Schlendrian" und „Verwirrung" nur noch so ankommen zu können. „Extrema extremis curantur" (Extreme werden durch Extreme geheilt) — „das ist ein so altes, wahres als unglückseliges Sprichwort vor diejenigen, vor welche es anwendbar ist." Er sehe „in diesem Augenblick dieses Übel als das einzige Rettungsmittel an, den mit so vielen Kunstgriffen, Eigennutz und Wortgespräng verfilzten Knoten unserer Verfassung nach und nach aufzulösen und den wahren Leitfaden aus selben herauszuwählen." Was er verlangte, war — um mit den Worten der nationalsozialistischen Zeit zu sprechen, das „Ermächtigungsgesetz", mindestens aber „vier Jahre Zeit".

Kaum war er an der Regierung, zerschlug er radikal die Überorganisation des Staatssystems seiner Mutter.

In ausführlichen Erlassen des jungen Kaisers war zu lesen, daß nicht mehr Herkunft und Protektion, sondern ausschließlich die Leistung entscheidend sein solle.

Die im folgenden zitierte Instruktion war eine seiner ersten. Ich gebe sie wörtlich wieder, weil sie mich sowohl in bezug auf den Inhalt wie auch durch manche Formulierung ganz auffallend an manchen Erlaß Hitlers erinnert, der von Goebbels angeregt, wenn nicht sogar entworfen war.

„Ich vertraue Ihnen dieses Departement an, Sie werden es in meinem Namen und mit der gleichen Machtvollkommenheit leiten, als wenn dies durch mich selbst geschähe. Ihre Untergebenen hängen einzig und allein von Ihnen ab; Sie werden sie aufnehmen, entlassen, befördern, wie Sie es für meinen Dienst passend erachten ... Sie allein werden die Ehre aller Ihrer Handlungen genießen, und es sollen die Belohnungen dafür nicht ausbleiben. Solange Sie mir in zufrie-

denstellender Weise dienen, werde ich niemals Zwischenträgereien Gehör geben oder Schleichwege zu mir gestatten. Aber darauf müssen Sie gefaßt sein, daß, nachdem jedermann mir seine Klagen vorbringen darf und ich den etwaigen Grund derselben streng untersuchen lasse, Sie in all den Fällen, in denen ich Parteilichkeit oder Schwäche an Ihnen finde, von mir Vorwürfe zu hören bekommen. Mangelt es Ihnen an Begabung, dann bin ich ebenso schuldig wie Sie, weil ich Sie wählte. Sie werden dann auf einen Platz versetzt, der Ihren Fähigkeiten angemessener ist, und selbst von der Stelle eines Chefs, der Sie waren, zum Souchef gemacht und einem anderen untergeordnet, wenn Sie nicht selbständig zu handeln vermochten. Finde ich jedoch Fehler an Ihnen, die von Bosheit, von Ungerechtigkeit, Eigennutz oder Falschheit herrühren, dann seien Sie versichert, daß auch das allerreinste Blut, wenn es in Ihren Adern fließt, daß fünfzig Dienstjahre, daß Ihre Familie und Verwandtschaft, ja daß alles, was mir selbst am teuersten ist, mich nicht auch nur einen Augenblick abhalten wird, Sie in der schmachvollsten und offenkundigsten Weise vor ganz Europa zu bestrafen."

Das geschah zu einer Zeit, in der außerordentlich viel von Menschenrechten und Demokratie die Rede war und viele, viele Tausende durch die Guillotine sterben mußten. Was Kaiser Joseph II., ein Gegner Jean Jacques Rousseaus, von der Demokratie hielt, geht aus seinem Schreiben vom 19. Juni 1782 deutlich hervor, das Goebbels stark beeindruckt hat. „Die Freiheit, die dem Menschen so kostbar ist, muß aufgebaut auf weise Gesetze sein und von diesen geleitet werden, niemals aber von dem Ermessen einzelner abhängen. Die Demokratie fordert zu ihrem Bestand Tugenden der Bürger, die leider dem Zeitalter kaum mehr bekannt sind; die Gewaltakte, die vor kurzem begangen worden sind — beweisen hinlänglich, wie weit man sich von ihnen entfernt hat." Das schrieb der Kaiser vor Ausbruch der Revolution. Goebbels wußte allerdings auch, daß der vom Kaiser verachtete Rousseau, dessen „Contrat social" sozusagen das

Manifest der Demokratie war, zweifelnd äußerte, die Demokratie sei die beste Staatsform, jedoch nur für ein Volk von Göttern, nicht aber für Menschen geschaffen. Goebbels hat häufig fast das gleiche gesagt.
Goebbels und Hitler interessierten sich besonders für des Kaisers Einstellung zur Kirche und den Juden.
Joseph II. wollte — wie sein Staatskanzler dem päpstlichen Nuntius erklären mußte „niemals fremde Einmischung in Angelegenheiten dulden, die in das Bereich der weltlichen Macht gehören." Er schrieb an den Kardinal Hrzan: „Da ich den Aberglauben verabscheue, so will ich mein Volk von ihm erlösen. Statt Mönchen sollen Prediger predigen, nicht über Heiligengeschichten sondern über das Evangelium und Moral." Man beschimpfte den Kaiser daraufhin in einem Flugblatt „Begünstiger und Beförderer aller Ketzereien und selbst ohne Religion." Aber der Kaiser ließ dieses Pamphlet nicht beschlagnahmen und verbieten sondern es vielmehr drucken und für 6 Kreuzer verkaufen. Das Geld gab er den Armen der protestantischen Gemeinden.
Sein „Ansiedlungspatent" von 1782 könnte als Ansporn, wenn nicht sogar als Muster für Hitlers Volkstumspolitik angesehen werden. „Weil", so schrieb der Kaiser, „immer dabey gewonnen wird, wenn man einen Nachbar, wie Preußen ist, Unterthanen entzieht, sie mögen Geld haben oder nicht." Joseph gab die Wege für eine offene Kritik frei und erntete eine höchst böswillige Kritik. Als er daraufhin auf „positive Betrachtung" einzuschränken sich bemühte, mußte er feststellen, daß es inzwischen dazu zu spät geworden war.
Und was seine Politik gegenüber der großen Zahl von Juden in seinem Reich betraf, so finden wir auch da eine gewisse Parallele. Am 1. Oktober 1781 erklärte er: „Meine Absicht geht keineswegs dahin, die jüdische Nation in den Erblanden mehr auszubreiten, aber da, wo sie ist, und in der Maas, wie sie toleriert besteht, dem Staate nützlich zu machen." Dies erinnert sehr an die ursprüngliche Linie des Numerus clausus, die später leider verlassen wurde .
Am wesentlichsten waren des Kaisers Pläne in bezug auf

eine umfassende Sozialreform — auch da erkennen wir unschwer verblüffende Parallelen.
Professor Viktor Bibl schreibt: „Also ein Riesenwerk, vielleicht zu viel für einen einzelnen, auf keinen Fall so rasch zu bewerkstelligen. Doch der „Staatsbesessene" vertrat gerade den Standpunkt: „Man muß alles auf einen Schlag tun."
Wir, die wir die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts im deutschen Reich erlebten, wissen nur allzu gut aus eigener Erfahrung, was das bedeutet und wohin das führt.

Zwei Fronten ist zuviel

Als der finnisch-russische Krieg zu Ende ging und alle Welt das kleine finnische Volk bewunderte, das sich gegen seinen gewaltigen Nachbar zu behaupten vermochte, ließ sich Goebbels in seiner Wohnung einen finnischen Film vorführen. Er war während des Krieges an der Front gedreht worden. Goebbels hatte mich und eine Reihe seiner Mitarbeiter zu dieser Vorführung eingeladen. Er selbst hatte ihn zuvor schon bei Hitler gesehen.

Das Bemerkenswerteste an diesem Film war, daß die Bewaffnung der Russen relativ mangelhaft und altmodisch erschien. Experten der deutschen Wehrmacht, denen Hitler diesen Film zeigte, hatten — laut Goebbels — geäußert, ein so bewaffnetes Rußland sei für das Deutsche Reich keine allzu große Gefahr. Goebbels betonte, Ähnliches habe man auch in einigen Berichten der deutschen Botschaft in Moskau gelesen. Ein Beamter unseres Ministeriums, der in Rußland gewesen war, hätte nicht viel anders berichtet, sagte der Minister.

Goebbels sagte: „Wenn das wirklich so ist, woher nehmen dann die Russen den Mut, Finnland und die baltischen Staaten zu attackieren. Es glaubt mir ja keiner, aber ich halte die militärische Schwäche der Russen für einen Trick. Ich habe das auch Hitler gesagt, aber unsere Herren Generale sagen das Gegenteil." Und dann fügte er zynisch lachend hinzu: „Was verstehe ich schon von Kanonen?!"

Als die UdSSR ihren Außenminister Molotow nach Berlin zu Verhandlungen entsandte, war dies für Goebbels eine sehr schwierige Situation. Die Berliner SA weigerte sich, Spalier zu bilden, ebenso die Partei. Es blieb nur die Hitlerjugend.

Goebbels sagte nach dem ersten Zusammentreffen: „Das ist ein ganz Schlauer — der wird uns betrügen." Er mochte ihn gar nicht. „Molotow ist nur hier, um Zeit zu gewinnen — alles Theater. Ich verstehe nicht, wie man daran zweifeln kann. Er wird im Fall Rumänien nicht nachgeben. Darauf

aber kommt es an. Dort holt er sich das Öl, das seine Panzer und Flugzeuge brauchen, um uns kaputtzumachen. Das eigene Öl ist ihm zu weit hinten. Und wenn die Russen das rumänische Öl haben, fehlt es uns. Ohne es können wir nicht kämpfen. Ein Vertrag mit den Russen hat nur ein Gutes: er wird vorübergehend wenigstens den Westen ruhig halten."
Als Goebbels viel später nochmals auf dieses Thema zu sprechen kam, es war wohl gegen Ende des Krieges, fragte ich ihn, ob es denn nicht möglich gewesen sei, damals den Zweifrontenkrieg zu vermeiden. Bekanntlich hatte doch Hitler selbst in seinem Buch *Mein Kampf* dringend davor gewarnt. Da antwortete Goebbels, Ribbentrop habe weder das rechte Gefühl für die Tradition des britischen Imperiums noch für die bolschewistische Weltrevolution gehabt. Das sei unser Verhängnis gewesen. „Wir können uns wohl mit einem kommunistischen Staat verbünden, wenn es absolut sein muß. Denn der Nationalsozialismus bezieht sich ausschließlich auf unser Volk. Rußland aber hat als Ziel Nr. 1 die Weltrevolution und ist dadurch verpflichtet. Daran kann keine noch so geschickte Diplomatie etwas ändern. Wenn die Kommunisten die Weltrevolution abschreiben, haben sie verloren. Genau wie wir verloren hätten, wenn wir Imperialisten würden. Aber viele von uns sehen das nicht ein. Glauben Sie mir, Prinz Schaumburg, das Deutsche Reich ist und bleibt das vielleicht größte Hindernis der Weltrevolution des Kommunismus – die Russen müssen uns angreifen, es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig. Das muß man doch einsehen! Natürlich werden sie den für sie günstigsten Augenblick abwarten, das ist klar. Darum haben sie uns im Fall Finnland durch Tiefstapelei zu bluffen versucht.
Vielleicht haben sie später ganz bewußt Hunderttausende ihrer Soldaten und riesige Gebiete geopfert – wie im Ersten Weltkrieg und schon zu Napoleons Zeit. Sie haben uns möglichst weit zu sich herein gezogen, unsere Panzerarmeen mußten sich immer mehr von der Ölbasis entfernen, und die ihrigen kamen immer näher heran. Solche Strategie können nur die Asiaten führen. Ich habe immer gewarnt,

aber ich bin nur ein Zivilist. Ich habe nicht die Trompete zu blasen, sondern nur die Trommel zu schlagen gehabt, verstehen Sie?"

Im Polenfeldzug hatte sich erwiesen, daß die deutsche Wehrmacht blitzschnell handeln konnte, modern und gut geführt wurde und von keinem Hurrapatriotismus, aber einem außerordentlichen Kampfgeist beseelt war.
Der folgende Krieg gegen den westlichen Nachbarn, der insbesondere seiner Maginotlinie wegen für schwer angreifbar galt, verlief noch überraschender. Er führte derart schnell zum Sieg, daß die französische Nation geschlagen war, bevor sie sich energisch zum eigentlichen Kampf gestellt hatte.
Goebbels wußte, daß Polen bereit gewesen war, des Reiches Angebot zu akzeptieren und so den Krieg zu vermeiden — daß es von anderer Seite in den Krieg gehetzt wurde. Man hoffte in Berlin, daß England nunmehr angesichts der totalen Niederlage seiner Verbündeten sowie seiner eigenen Armee in Belgien zum Frieden bereit sein würde.
Goebbels hatte im Verlaufe dieses Krieges schon verschiedentlich gesagt: „Wenn wir im Ersten Weltkrieg Frankreich geschlagen hätten, wäre England zum Frieden bereit gewesen, es kämpft nicht ohne seinen ‚Festlandsdegen'." Jetzt sah er die große Chance für den Frieden. Er glaubte um so mehr daran, weil seiner Ansicht nach England wissen mußte, daß Hitlers Konzeption von Anfang an und vor aller Welt nicht ein Krieg, sondern ein Bündnis mit England gewesen war. Nicht Deutschland hatte England — sondern England hatte Deutschland den Krieg erklärt. Goebbels sagte: „Ich habe Hitler nie so erschüttert gesehen wie in dem Augenblick, als feststand, daß die Nation, auf die er alle Hoffnung gesetzt hatte — der er immer wieder die besten Angebote machte — mit der er nicht nur ein friedliches Auskommen, sondern ein festes Bündnis gewollt hatte — Deutschland vernichten will. Das war für ihn eine grausame Enttäuschung!"
Goebbels wußte, daß es keinerlei Haßgefühle im deutschen Volk gab — weder gegen Frankreich, noch gegen England. Er war stolz darauf, dies feststellen zu können, er sah darin

einen Erfolg seiner Propaganda. Es würde, so meinte er, darum jetzt nicht schwer sein, in Deutschland propagandistisch von Gegnerschaft auf Partnerschaft umzuschalten.
Am Abend des Tages der Kapitulation Frankreichs vertrat ich ausnahmsweise den persönlichen Adjutanten des Ministers und war darum draußen in Lanke. Goebbels hatte mich zusammen mit den Verbindungsoffizieren der drei Wehrmachtsteile zum Essen eingeladen. Die Zusammensetzung dieser Gesellschaft fiel mir auf, denn sonst war meist nur einer der drei Herren bei ihm. Er stand mit allen persönlich sehr gut, schätzte sie ganz besonders.
Natürlich stand der Abend von Anbeginn an im Zeichen des großen Ereignisses: der französischen Kapitulation.
Es war ein schöner, warmer Abend. Wir saßen bis spät in die Nacht draußen auf der weiten Terrasse des langgestreckten ebenerdigen Hauses.
Daß Goebbels guter Stimmung war, fanden wir alle in Anbetracht des großen Ereignisses sehr verständlich — uns erging es ja ähnlich. Aber ich hatte von Beginn dieses Abends an das Empfinden, daß seine Stimmung noch mehr verriet. Es war, als gelinge es ihm nur mit äußerster Mühe, weitere, wesentlichere Gründe für eine schier unbändige Freude vor uns zu verheimlichen.
Es mag wohl schon gegen elf Uhr gewesen sein, als er ans Telefon gerufen wurde. Er kam zurück und tat etwas, was er wohl überhaupt nur sehr selten in seinem Leben getan hat — und während des Krieges sonst bestimmt nie —, er bestellte plötzlich Sekt. Es mußte Außerordentliches in ihm vorgehen.
Goebbels zögerte, als falle es ihm schwer zu sprechen. Und dann sagte er mit unsicherer Stimme: „Meine Herren — es ist fast sicher, daß der Krieg zu Ende ist — eine bessere Nachricht kann es für uns meines Erachtens nicht geben, denn wir haben mit einem Minimum an Opfern eine Position erreicht, die unwahrscheinlich günstig ist. Jetzt kommt es darauf an, der Welt mit geradezu frappierender Großzügigkeit zu beweisen, daß wir nicht nur uns, sondern allen

einen gerechten und dauerhaften Frieden sichern wollen. Wir sind entschlossen, Frankreich nichts zu tun, sondern ihm ein Bündnis anzubieten, das die beste Garantie für den Frieden ist."

Wir alle waren für Augenblicke wie gebannt. Dann freuten wir uns mit ihm so sehr, daß uns die Tränen in die Augen kamen. Ich hatte ein ganz starkes Gefühl der Dankbarkeit – vor dem Allmächtigen. Es schien mir als stünde uns eine Sternstunde der Menschheit bevor. „Jetzt soll die Welt erleben, was Hitler wirklich will – und all die kleinen Geister werden sich schämen müssen, weil sie ihn so sehr unterschätzt haben. Er wollte die Macht nur, um wirklich Frieden zu stiften und Gutes tun zu können – wir werden es jetzt beweisen, denn nun haben wir die Macht dazu." Er sagte es mit großer Überzeugungskraft.

Wenige Tage später zog bereits die erste Division Berliner Truppen auf dem Pariser Platz ein. Ganz Berlin war auf den Beinen, um die heimkehrenden Soldaten zu empfangen. Goebbels stand als Gauleiter Groß-Berlins neben dem kommandierenden General Fromm, dem späteren Chef des Ersatzheeres, und wurde von Zehntausenden gefeiert wie nie zuvor. Wir glaubten an den Frieden.

Als wir viel später einmal auf diesen Tag zu sprechen kamen und ich fragte, warum es damals eigentlich nicht zum allgemeinen Friedensschluß gekommen sei, da antwortete Goebbels mit einem einzigen lapidaren Satz: „Weil im Krieg die Generale mehr zu sagen haben als die Politiker, mein lieber Prinz Schaumburg!"

Unter Goebbels Kopfkissen

In der Abteilung Ausland bekamen wir die ausländischen Zeitungen zu lesen und hörten die ausländischen Sender. Wir glaubten jener Propaganda nur selten. Oft genug freuten wir uns diebisch, wenn die gegnerische Propaganda in unsere Fallen gegangen war — wenn sie mit großer Aufmachung Nachrichten brachte, die wir ihnen über die Neutralen zugespielt hatten — und die so falsch waren, daß jeder Deutsche sie als Lüge erkennen mußte.

Manchmal aber stießen wir doch auf Informationen, die uns bedenklich stimmten und empörten, weil wir ihre wahren Hintergründe kannten. Es waren das fast immer Berichte über Korruptionsfälle in der Heimat wie in der Etappe. Einen breiten Raum nahmen die besetzten Gebiete dabei ein.

Das Deutsche Reich hielt vom nördlichen Eismeer bis Kreta und vom Kaukasus bis an die Atlantikküste — abgesehen von England, der iberischen Halbinsel und der Schweiz — fast den gesamten europäischen Kontinent und darüber hinaus Teile Afrikas besetzt. Was die Situation noch besonders komplizierte, war die Tatsache, daß viele Völker besetzter Länder zu Verbündeten im Kampf gegen Sowjetrußland geworden waren. Sie waren nicht alle unbedingt unsere Freunde. Wir wußten sehr wohl, und unser Minister betonte es immer wieder: auch die beste Propaganda nutzt nichts, wenn das Verhalten unserer Menschen ihr widerspricht. Jeder deutsche Besatzungssoldat im Ausland war — im Guten und im Bösen — ein Stückchen der Visitenkarte des Reiches. „Wir sollten nur ‚fliegende' Einsatzkommandos haben für Notfälle", sagte Goebbels, „und die Besatzungstruppen aus Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen, Dänemark, Jugoslawien, Italien und Griechenland, der Tschechei und sämtlichen Balkanländern abziehen." Er ließ einmal ausrechnen, wieviel Truppen, Material und Geld dadurch für die kämpfenden Truppen gewonnen werden könnten. Das Resultat war enorm.

Ich war ein einziges Mal während des ganzen Krieges in Paris, und das auch nur für zwei Tage. Es genügte vollauf. Ich hatte dort eine Rede zu halten, aber ich benutzte die Gelegenheit, mich zu informieren, ohne daß ich einen Auftrag dazu hatte. Vor allem wollte ich dem Minister mitteilen, was wirklich dort los war.

Nach meiner Rückkehr erbat ich dringend einen Termin bei ihm. Da ich auf unbestimmte Zeit vertröstet wurde — und mich als Angehöriger der Wehrmacht, der ich damals war, darauf nicht verlassen konnte —, faßte ich alles in einen umfangreichen Bericht zusammen. Er bestand aus zwei Teilen: erstens der Schilderung der Verhältnisse — und zweitens einem Vorschlag zur Lösung der Krise, Abwendung der großen Gefahr und Sicherung eines allgemeinen, dauerhaften Friedens.

Der Bericht spiegelte unverhüllt meine Empörung wider über das, was ich in Paris gesehen und erfahren hatte. Allein in Paris und Umgebung befanden sich damals mehr als hunderttausend Angehörige der deutschen Wehrmacht. Unzählige junge Mädchen, besonders aus Adelskreisen, hatten es über persönliche Beziehungen zu irgendwelchen höheren Offizieren verstanden, bei deutschen Dienststellen in Paris angestellt zu werden. Viele von ihnen taten dort, als ginge sie der Krieg überhaupt nichts an. Sie führten ein Leben, wie es sonst zu jener Zeit nirgends möglich gewesen wäre. Es gab aber auch Offiziere, die nur Gesellschaften mitmachten und in der Provinz auf die Jagd gingen. Sie fürchteten sich vor dem Tag, an dem der Krieg zu Ende sein würde. Im Rahmen dieses Wohllebens und der damit verbundenen Korruption hatten feindliche Propaganda und Agenten leichte Arbeit. Bedrohlicher als die Korruption im Materiellen war die im Geistigen. Das mußte den Mann der Propaganda interessieren. Die Deutschen in Frankreich — das war ein sehr wunder Punkt in der Verteidigung des Reiches.

Es gab eine große Zahl namhafter und angesehener Franzosen, die diese Gefahren besser erkannten und mehr bedauerten als irgendwelche Deutsche. Nicht so sehr aus Deutsch-

freundlichkeit, sondern weil sie fürchteten, daß der Kampf gegen das bolschewistische Rußland in Paris verloren werden könne. Diese französischen Patrioten waren bestimmten deutschen Dienststellen höchst lästig.
Ich schrieb, man solle in Frankreich nicht auf Franzosen hören, die bereit seien, Frankreich zu verraten — sondern sich an die französischen Patrioten halten. Das sei zwar nicht einfach, aber allein richtig. Wer sich auf Verräter verlasse, der werde selbst verlassen, das sei doch eine alte Weisheit. Als einen dieser Patrioten nannte ich den französischen Justizminister Déat. Ihm war die Rettung Europas und die nationale Zukunft Frankreichs Herzenssache. Bekannte, denen es gefiel, daß ich so empört war über die Zustände in Paris, steckten mir eine große Aufzeichnung des Ministers Déat zu, die sich ganz detailliert mit der Gestaltung eines deutsch-französischen Friedensschlusses befaßte. Déats Plan deckte sich weitgehend mit meinen Vorstellungen. Ich hatte ihn mit nach Berlin genommen und meinem Bericht beigefügt, der über Goebbels an Hitler gehen sollte.
Seit Kriegsbeginn war in allen Dienststellen des Reiches zu lesen, daß jeder sich nur um sein ihm anvertrautes Ressort zu kümmern habe. Zweifellos war ich für derartige Berichte keineswegs zuständig. Um so wesentlicher war, daß ich den Dienstweg innehielt.
Ich mußte unsere ganze Abteilung dafür interessieren, zumal ich nicht das Frankreichreferat hatte. Ich las den Bericht in der täglichen Referentenbesprechung vor, nachdem der Verbindungsmann des Auswärtigen Amtes uns verlassen hatte, um an der geheimen Ministerkonferenz teilzunehmen.
Die Feindschaft Goebbels-Ribbentrop war damals derart, daß ein in den Kompetenzbereich des Auswärtigen Amtes reichender Bericht wie dieser zweifellos als gescheitert anzusehen war, sobald der Verbindungsführer des Auswärtigen Amtes davon erfuhr.
Mein Memorandum ging offiziell von der Abteilung, die sich voll und ganz hinter es stellte, über den Staatssekretär und das Ministerbüro an den Minister. Statt vom Minister kam

Antwort vom Vorzimmer des Staatssekretärs: der Prinz solle sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angehen. Das Reichspropagandaministerium sei dafür auch gar nicht zuständig, sondern allein das Auswärtige Amt.

Da ich die Weitergabe an das Auswärtige Amt angesichts der gegebenen Spannungen für sinnlos hielt, zog ich die Vorlage zurück. — Wir waren sehr deprimiert und empört. Die Idee aber ließ mich dennoch nicht los. Ich beschloß, mich nunmehr — koste es, was es wolle — direkt an den Minister zu wenden.

Als ich eines Tages zufällig mit dem Fahrer des Ministers in der Hauptgarage des Ministeriums zusammentraf, verabredete ich mit ihm, daß er es übernehmen sollte, meine Vorlage dem Minister direkt zuzuleiten. Ich sagte ihm, um was es sich handele, und er war froh, einer so wesentlichen Sache dienen zu können. Der Weg dahin aber war verblüffend: „Ich lege es ihm unters Kopfkissen — dann findet er es ganz sicher —, und wenn er gesehen hat, um was es sich handelt, dann wird er es auch ganz sicher sofort lesen, darauf können wir uns verlassen. Ich kenn' doch unsern Doktor!" sagte er. Er beteuerte auch noch, niemals zuvor so etwas getan zu haben, denn „zweimal wirkt das nicht!"

Natürlich sprach ich mit niemandem darüber.

Der Fahrer bestätigte bald: „Er hat ihn!"

Und schon wurde ich nach Lanke eingeladen. Wir tranken gemeinsam Tee. Goebbels erzählte Witze. Anschließend nahm er mich zu einer Spazierfahrt mit.

Alle meine Versuche, das Gespräch wenigstens auf Frankreich zu lenken, schlugen kläglich fehl. Er wollte nicht.

Als wir aber nach der Rückkehr eben ins Haus eintreten wollten, blieb er einen Augenblick stehen und sagte leise zu mir — als fürchte er, von irgend jemanden belauscht zu werden: „Lieber Prinz Schaumburg, unters Kopfkissen kann ich mir ein einziges Mal etwas legen lassen. Bitte merken Sie sich das! Sie haben zwar recht — was von mir aus dazu getan werden kann, geschieht. Aber es hat, fürchte ich, keinen Sinn mehr, glauben Sie mir das."

Les Préludes

Es war im Sommer 1941. Ich kam aus unseren Büros von der Friedrichstraße zum Haupthaus am Wilhelmplatz herüber, weil ich etwas im Ministerbüro nachzufragen hatte.
Im Vorzimmer begegnete mir der Minister. „Was machen Sie hier, Prinz Schaumburg, kommen Sie mit, das andere können Sie später erledigen."
Er hatte meine Antwort gar nicht abgewartet. Ich begleitete ihn. Kein Wort wurde gesprochen. Ich hatte ihn seit Wochen, vielleicht schon seit Monaten nicht mehr gesehen. Er ging durch den gelben Salon, den Thronsaal, in den Pompejanischen, der an der Wilhelmstraßenseite lag. Ein sehr langer, auffallend schmaler Saal mit gewaltigen Fresken an den Wänden. Er endete in einen kleineren Saal, der auch für Theatervorführungen benutzt werden konnte.
Es war ein langer Weg. Goebbels sagte noch immer nichts. Die Bürozeit war längst vorbei, draußen war es dunkel geworden. Außer uns waren nur wenige noch im großen Ministerium.
Wir hatten im Pompejanischen Saal einen einzigen Kandelaber angezündet. Die Beleuchtung wirkte gespenstisch. Gleich links vor dem ersten der hohen Fenster stand ein großer Steinway. Goebbels setzte sich davor. Ich mußte stehen, da kein Stuhl in der Nähe war. Er hatte noch immer nichts gesagt. Dann begann er zu spielen. Ich wußte nicht, warum. Sonderbare Situation. Was mochte daraus werden?
Er spielte gut, hatte Musik studiert. Seinem Gesicht wie seinen Händen sah ich deutlich an, daß er etwas suchte. Es war ein Tasten und Testen. Zeitweise so vorsichtig, als fürchte er die Berührung mit dem Instrument. Er spielte sich durch die verschiedensten Motive vieler Opern hindurch und etwas beschwingt obenhin. Er verweilte bei Richard Wagner und blieb dann in der Verwandtschaft bei Franz Liszt. Jetzt schien er dem Erhofften und wohl Geahnten näher zu sein, denn sein Suchen konzentrierte sich. Mindestens eine Stunde

spielte er schon. Mein Rücken schmerzte, und ich fürchtete für eine halbe Nacht hier festgehalten zu sein. Wahrscheinlich hatte er mich ganz vergessen. Ich ahnte nicht, worum es ihm eigentlich ging und wäre gern nach Hause gefahren.
Da plötzlich spielte er aus *Les Préludes*. Seine Kreise wurden immer enger. Er hatte, was er wollte – wiederholte es einmal und zweimal und gab Variationen dazu. Er faßte das, was das deutsche Volk in den folgenden Jahren immer dann zu hören bekam, wenn ein großer Sieg gegen das mächtige Rußland zu melden war. Das Signal des deutschen Rundfunks für Ostmeldungen – Sondermeldungen!
„Jetzt hab' ich's!" sagte er. Er wiederholte diesen Passus mehrmals, erhob sich dann und fügte aufatmend hinzu: „Gott sei Dank – ich habe das Beste gefunden. Das ist es und dabei bleibt es! – Was sagen Sie dazu?"
Ich konnte nur antworten, daß ich die Musik kenne, sehr schätze – aber nicht wisse, was er damit vorhabe.
Er sah mich sehr ernst und forschend an und sagte vor sich hin: „Ach, ja – daran hatte ich nicht gedacht."
Dann ging er mit mir zu seinem Arbeitszimmer zurück. Wieder ohne ein Wort zu sagen. „Gute Nacht, Prinz Schaumburg, lassen Sie sich bald einmal wieder sehen!" Das war alles.
Eine von vielen seltsamen Begegnungen. Préludes?

Einer, dem er ähnlich war

In dem Wort „ohnegleichen“ liegt nicht unbedingt ein Werturteil. Lange Zeit hatte ich den Eindruck, daß Goebbels mich in vielem an einen anderen, irgendeinen großen der Geschichte, erinnert. Ich kam nicht darauf, wer es ist, der da so häufig im Geist neben ihm erschien — an den ich denken mußte, wenn ich mich des anderen erinnerte, und umgekehrt. Jetzt erst, während ich mich intensiv mit dem Studium dieses doch höchst eigenartigen Menschen rückschauend befasse, fällt mir ein Buch in die Hände — als hielte mich der Zufall zum Narren —, in dem ich lese:

(Er) ...„ war alles andere als ein Adonis, dem die Herzen stürmisch zuflogen. Er war schmächtig und nur mittelgroß, doch hielt er sich betont gerade; seine Gesichtsfarbe hatte — wohl durch die Angewohnheit, viel nachts zu lesen und den Großteil des Tages im Zimmer zu verbringen — einen gelblich-fahlen Ton; die kurzsichtigen Augen blickten hart und abweisend, gern verbarg (er) ... sie hinter einer Brille mit blauen Gläsern. ——— Eine junge Dame hatte ihm einmal mit der dieser Zeit eigenen Offenheit in Dingen der Liebe gesagt, sein schmaler, dünn eingekerbter Mund sei kußfremd, aber sie hatte auch lächelnd behauptet, eben das Fremde und Unerschlossene übe auf viele Frauen einen besonderen Reiz aus. ——— Wenn (er) ... ein Plädoyer zu halten hatte, haschte er nicht nach dem Beifall der Zuhörer, obschon er die leiseste Regung von Sympathie oder Unmut eines Publikums zu spüren meinte.

Wenn er sich, wie schon als Knabe, peinlich sauber kleidete, jeden Tag nach Möglichkeit die Wäsche wechselte, die oft beim Althändler gekauften Anzüge gründlich bürstete, das Haar korrekt frisierte und puderte und vor jedem Verlassen des Hauses eine Weile vor dem Spiegel zubrachte, um auch das geringste Fehl an seiner äusseren Erscheinung zu beseitigen, wenn er so viel Mühe auf Sauberkeit und Ordnung verwandte, so geschah dies weniger, um anderen zu gefallen,

sondern um vor sich selbst bestehen zu können. Der deutliche Sinn für das Geordnete und Geregelte war ihm geblieben. — Zutiefst empörte sich sein Gerechtigkeitsgefühl dagegen, daß jeder Adelige, mochte er noch so töricht, ungebildet und verkommen sein, in den Augen der Welt mehr galt als er, der —. Sein Trost war die innere Gewißheit, daß die Zeit sich bald wandeln und sowohl Vernunft wie äusserer Zwang dafür sorgen würden, daß man den Wert des Menschen über den seines Wappens und das Gewicht der Persönlichkeit über den Stammbaum setzte — — — Deuteten nicht alle Zeichen der Zeit auf eine solche Wandlung der Begriffe und der gesellschaftlichen Struktur? — — —
Nein, rief (er) ..., der Sinn der neuen Gesellschaft dürfte es nicht sein, das Hohe zu erniedrigen, sondern das Niedrige zu erhöhen; nicht am Neid sollte sich die Energie der Nation entflammen, sondern am Wetteifer, und nicht der staatlich versorgte Rentenempfänger sei das Ziel, sondern der wahrhaft tugendhafte, freie und zu eigener Persönlichkeit entfaltete Mensch. — — —
(Er) ... meldete sich noch einmal zu Wort, verteidigte leidenschaftlich die These, daß Glück eine Angelegenheit der Seele sei und eher vom Verhältnis der Menschen zum Ewigen als von ihrer Beziehung zu den Reichtümern der Erde hergeleitet werden müsse."
Was ich hier lese, von Otto Zierer in seinem Buch *Der Bürger von Arras* geschrieben, beschreibt nicht etwa Joseph Goebbels — sondern Maximilien Robespierre. Also einen Mann, der rund einhundertundzwanzig Jahre vorher lebte. Einen der unumstrittensten, vielleicht markantesten Revolutionäre aller Zeiten.
Den Mann aus adeligem Geschlecht, den seine Mitschüler auf dem Gymnasium jahrelang nur „Cato" nannten, weil er so klug und zugleich diszipliniert war. Jenen Mann, der 1794 von dem Konvent sagte: „Wer bin ich denn, den man anklagt? Ein Sklave der Freiheit, ein lebendiger Märtyrer der Republik, Opfer und Feind des Verbrechens?
Nein", sagte der schon todgeweihte Robespierre, „die Idee

muß triumphieren, nicht der Mensch. Der Tod ist der Beginn der Unsterblichkeit!"
Vieles von dem, was da über Robespierre geschrieben steht, paßt haargenau auf Goebbels. Sogar sein Tod stand unter der gleichen Überschrift, wenn er auch anders verlief, äusserlich jedenfalls: „die Idee muß triumphieren — nicht der Mensch."
Die Parallelen sind fast beängstigend, sie reichen sogar bis zu den Gegnern: Fouché — Himmler.
Goebbels war eben nicht ohnegleichen. Daraus ergibt sich das Schicksalhafte seiner Erscheinung — gerade daraus. Wie armselig sind wir Menschen, die wir solches nicht erkennen. Robespierre und Goebbels waren sich wohl in nichts so ähnlich wie in ihrer Einstellung zur Revolution an sich, und zwar im Geistigen. Ich möchte dies für beide mit den Worten kennzeichnen, die der letzte Kaiser der großen Mandschu-Dynastie in seiner Abdankungsurkunde niedergeschrieben hat:

„Wohin sich das Herz des Volkes neigt,
daraus kann man das himmlische Schicksal entnehmen."

Die „göttliche Vorsehung" spielte in Hitlers Reden immer eine große Rolle. Sicher sah sich auch Goebbels als ein Werkzeug des Schicksals. Da ich in den Jahren „nach dem Zenit" nicht mehr so viel mit ihm zusammen war, weiß ich nicht, wieweit er — wenn überhaupt — an bestimmten Gewaltmaßnahmen der letzten Jahre beteiligt war. Maximilien Robespierre hatte durch seine Position die Möglichkeit, unsagbar viele Menschen zu vernichten, und er machte in bedenkenloser Weise davon Gebrauch. Goebbels hatte diese Möglichkeit nicht. Ich glaube nicht, aber ich halte es für möglich, daß auch er fähig gewesen wäre, viele Menschen zu vernichten, wenn er wie Robespierre die Macht dazu besessen und um des Volkes willen geglaubt hätte, so handeln zu müssen. „Ich würde mich — wäre ich ein General — sehr schwer dazu entschließen, den Befehl zu einer Schlacht zu geben — der Gedanke wäre mir grauenhaft —. Wenn ich aber daran dächte, daß der Verzicht auf die Schlacht meinem Volke noch weit Schlimmeres bringen müsse, so hätte ich keine Wahl, ich

würde sofort entscheiden und ohne jegliche Bedenken!" das sagte er einmal im Gespräch mit Offizieren des I.R. 9 in Potsdam nach seinem Vortrag im Kasino.
Die Welt war es lange Zeit gewohnt, in Robespierre den maßlosesten aller Anarchisten zu sehen. Aber er, der den Mut hatte, im Konvent die Atheisten „Pfaffen des Unglaubens" zu schimpfen, verlangte Garantien für die Freiheit des Glaubens, insbesondere zum Schutz der katholischen Kirche! — Als des Tötens kein Ende schien in Paris, sagte er: „Niemals wird man Jean Jacques Rousseaus Staatsgedanken verwirklichen können, wenn Frevler, Diebe und Verbrecher am Werke sind — fort mit allen, die ihre unreinen Hände ans heilige Werk zu legen wagen. Laßt uns Danton zerschmettern!" — Ob nicht Goebbels am 30. Juni 1934 und am 20. Juli 1944 ähnlich gedacht hat? Vielleicht um so mehr, je weniger er die Macht dazu besaß, entsprechend zu handeln. Robespierre war derjenige, der in der Nationalversammlung die Todesstrafe bekämpft hatte. Als Camille, sein Freund, ihn händeringend bat, Danton, „das Genie der Revolution", zu verschonen, da gestand er seine innere Not:
„Was verstehst du davon, Camille! Glaubst du, ein Mensch wie ich, der Frankreich in eine friedliche Zukunft führen möchte, hat Freude an Blut und Hinrichtungsszenen? Meinst du, mir schnitte das Elend nicht ins Herz? Aber sage mir, wie kann man einen Staat anders als durch Tod von dem Gezücht der Verräter und Verbrecher befreien! Es muß sein, wenn nicht alles umsonst gewesen sein soll. Wir müssen hart bleiben, wir dürfen nicht nachsichtig sein, solange der Weg nicht frei ist."
Ich glaube, daß Goebbels in gleicher Lage genau ebenso gedacht hätte. Nicht in den Taten, aber im Wesentlicheren, im Geistigen, sind die Parallelen verblüffend.
Danton nannte Robespierre „das Prinzip" der Revolution. Es gäbe keine treffendere Bezeichnung für Dr. Joseph Goebbels.

Philosophie bei Mondschein und Bomben

Es muß wirklich ein sehr komischer Anblick gewesen sein. Goebbels und ich — beide klein und hager und, zunächst jedenfalls, reichlich verschlafen — im Pyjama nebeneinander auf einer weißgestrichenen Gartenbank vor der Villa in Schwanenwerder sitzend, in einer hellen Nacht.

„Jeder andere Mensch könnte sich jetzt die Zeit damit vertreiben, die Zeitung zu lesen", sagte der Minister, „ich kann es nicht, denn ich habe schon vorher erfahren, was drinsteht. Entsetzlich langweilig, dieses blöde Warten auf so ein paar lächerliche Flieger — die sollen doch nicht die Warnung so früh durchgeben. Übereifer, das gibt sich, wenn erst mal mehrere Angriffe in einer Nacht kommen — ich gehe wieder schlafen, bin furchtbar müde."

Ich riet ihm dringend, den Keller aufzusuchen, wie es die auch von ihm erlassene Vorschrift verlange.

„Ach, Quatsch — wenn ich schon nicht schlafen darf, dann will ich wenigstens diese herrliche Nacht genießen. Ist es nicht wunderbar? Wie erholsam ist das Mondlicht. Welcher Friede liegt über einer nächtlichen Landschaft! Der Mensch verschläft so viel Schönes, wenn er wenigstens mit den Tieren aufstünde. Das Allerschönste am Tag ist sein Beginn, der Sonnenaufgang, das Präludium der Natur. Haben Sie das jemals mit vollem Bewußtsein erlebt?"

„O ja — oft, zum Beispiel, wenn ich früh draußen war, um den Birkhahn zu schießen, bei uns im Moor am Steinhuder Meer."

„Sehen Sie, da haben wir's, der ‚gebildete' Mensch nähert sich der Natur, wenn er töten will. Die Stunde herrlichster Entfaltung und Offenbarung, war Ihnen gerade gut genug, sie durch einen Schuß zu zerreissen. Und da findet man in Ihren Kreisen nichts dabei, nicht wahr? — Im Gegenteil, das nennt man Sport und fair und edel und Tradition."

Ich war empört und versuchte zu erklären, aber er ließ mich kaum zu Wort kommen.

„Vielleicht ist der Krieg überhaupt die Verlängerung der Jagd in eine höhere Potenz? Zu den Zeiten Ihrer Vorfahren zogen die Herren in den Krieg wie auf die Jagd. Wie wandelbar ist doch das Urteil der Menschen – wie wenig recht haben sie daher überhaupt, zu urteilen.“ Nicht immer machte er von dieser Einsicht Gebrauch.
Lange Zeit schwieg er, und ich hatte keine Lust mehr, ihm zu antworten. Er sah zum Himmel auf, als wolle er möglichst viel von dem zauberhaften Anblick in sich aufnehmen.
Einige Zeit darauf bemerkten wir die anfliegenden Feindflugzeuge am Himmel. Und wenig später hörten wir nicht fern Bombeneinschläge – es war in Babelsberg, Luftlinie wenige Kilometer.
Goebbels ließ sich durch die Bomben nicht stören. In aller Ruhe entwickelte er seine Gedanken zu Ende. Dann entschloß er sich, dahin zu fahren, wo der Angriff erfolgt war. Wir zogen uns an und fuhren sofort los.

Macht und Tod

Wenn er am frühen Nachmittag drüben aus der Reichskanzlei vom Mittagessen kam, zu dem ihn Hitler wie so oft gerufen hatte, dann war er manches Mal sehr nachdenklich und wie benommen. Er lief geradezu vom Auto ins Ministerium hinein, als habe er Angst von irgend jemandem angesprochen zu werden. Trotz seinem behinderten Bein sprang er, wie es sich eigentlich für einen amtierenden Reichsminister in seinem Ministerium kaum geziemte, die große Treppe hinauf, so daß seine Begleitung schwer zu folgen vermochte. Und niemand im Ministerbüro wagte es, ihn anzusprechen, wenn er schnellen Schrittes wie ein Schatten durch die geräumigen Salons über das prachtvolle Parkett des alten königlichen Baues huschte. „Ich will nicht gestört werden — auch nicht durch Anrufe", pflegte er dann irgend jemandem zu sagen. Nun konnte er eine halbe Stunde an seinem Schreibtisch sitzen und nachdenken. Bisweilen trat er wohl ans Fenster und schaute auf den Wilhelmplatz hinaus, wahrscheinlich ohne etwas zu sehen. Sehr oft war das Resultat ein Anruf in der Adjutantur oder beim persönlichen Pressereferenten: „Schicken Sie mir mal sofort jemanden zum Schreiben!"

Es kam aber auch vor, daß er nur seine Gedanken irgendwie anbringen wollte. Wenn das so war, rief er gelegentlich auch mich. Nicht eigentlich, weil ihn meine Meinung interessiert hätte, sondern um die Wirkung seiner Gedanken zu studieren. Einwendungen von mir konnte er bei solcher Gelegenheit in geradezu beleidigender Art überhören. Es war während des Krieges, also zu der Zeit, als ich nur wenige Male vertretungsweise bei ihm Adjutantendienste versah. Es ging ihm um das Problem der Machtanwendung. Ein Problem also, das im Zusammenhang mit der Geschichte der nationalsozialistischen Revolution von entscheidender Bedeutung war.

Wenn ich heute den Brief lese, den Antoine Saint Just zu

Beginn der französischen Revolution an Maximilian Robespierre richtete, dann ist die Gleichheit der Ideen und Argumentation derart frappierend, daß ich annehme, Goebbels hat diesen Brief genau gekannt. Sicher hat er die Großen jener Revolution, aus der er die unsre ableitete, studiert. Wir haben sehr häufig darüber gesprochen. Mit Stolz zählte er sich zu den letzten Vollstreckern jener sowohl sozialistischen wie nationalistischen Revolution Frankreichs. Seine romanische Komponente hat dazu erheblich beigetragen. Wie kein anderer der führenden Nationalsozialisten verstand er die Französische Revolution und begriff von daher die eigene. Rückschauend sehe ich in diesem Zusammenhang den eigentlichen Grund dafür, daß seine politische und menschliche Stellung im Rahmen der nationalsozialistischen Bewegung eine andere als die aller übrigen gewesen ist.
Damals glaubte ich allerdings, diese Ideen und Argumente seien alle von Goebbels selbst.
Es kommt mir weniger darauf an, festzustellen, welche Gedanken und Ideen von ihm stammten — sondern nach welchen er zu handeln bereit war. Je mehr ich erkenne, wie sehr er mit dem Gedankengut der Französischen Revolution verbunden war, um so deutlicher wird, daß Männer wie die höchsten Führer der Gliederungen SA und SS, der Partei, des Arbeitsdienstes, vor allem aber der Wirtschaft und des Staates kaum in der Lage waren, ihm zu folgen. Andererseits lag aber gerade in dieser Einstellung die innere Begründung für die Dynamik seines Wollens und Schaffens. Das Feuer in seinen Artikeln und Reden war an den Idealen der französischen Revolution entfacht, und Goebbels fühlte sich als Fackelträger dieser Gedanken. Daher auch seine Wirkung auf die Marxisten und Kommunisten. Mir sagte einmal ein namhafter Kommunist: „Der Goebbels sagt uns den tieferen Sinn unseres eigentlichen Wollens, und das ist so verblüffend, daß wir uns durch die KPD verraten fühlen!" — „Es ist der zweite Sturm auf die Bastille", sagte ein anderer. Hunderttausende von kommunistischen Arbeitern haben Goebbels besser verstanden als irgendeiner aus dem bürger-

lichen Lager. Aber Robespierre erlangte die Macht — Goebbels nicht.
Oft mag er in entscheidenden Stunden an Saint Justs Worte gedacht haben: „— Aber die Logik ist eine grausame Mutter. Sie lehrt, daß auch ihre teuersten und talentiertesten Kinder ihre Positionen nur durch Kämpfe gewinnen können. Man wird Rousseau nur durch den Besitz der Macht verwirklichen, es wäre eine Täuschung, zu glauben, die Zukunft könne die Gewaltsamkeit entbehren.
Auch der Republikaner von Morgen, selbst der Konsul der Freiheit — bedarf der Macht, um seinen Idealen zum Durchbruch zu verhelfen. Das Leben an sich spielt keine Rolle, es ist von Natur aus zum Tode verdammt. Man muß stark genug sein, die Opfer nicht zu zählen, man muß, um der Idee und ihrer Verwirklichung willen, fähig sein, auch jene harten Mittel anzuwenden, die die Eigenschaft haben, den mitleiderregenden Anblick von Leichen zu hinterlassen. Es gibt auch für den Idealisten nur einen Weg, die Welt zu verbessern — man muß stark genug sein, zu töten und rücksichtslos die Bahn frei zu machen. Mitleid?! Menschlichkeit?!
O ja, ich besitze die beiden lobenswerten Eigenschaften — aber ich dämme ihre lähmende Kraft durch die Überlegungen des Verstandes ein. Werden nicht täglich rings um uns hunderttausende Tode gestorben? Würgen nicht Krankheiten, Epidemien, Alter, Hunger und Elend ungestraft jede Minute mitten unter uns, ohne unsere Empörung hervorzurufen und ohne unsere Trägheit zum Aufstand zu treiben? Der Tod ist sehr weit verbreitet, Bürger Robespierre!
Was bedeutet der Tod, wenn er sinnlos und aus Konvention gestorben wird? Ein nutzloses Nichts. Was bedeutet er aber, wenn er diejenigen trifft, die der Zukunft im Wege stehen, wenn er sich zu Gericht und Notwendigkeit steigert? Ein Mittel zur Freiheit, ein Brescheschlagen für das Dasein kommender Generationen ...
Sie wissen es, Bürger Robespierre: Die Revolution wird eines Tages des Todes bedürfen, um sich von denen zu reinigen, die ihren Namen durch Verrat, Korruption und Verbrechen

beflecken. Ich prophezeie Ihnen nichts, was Ihnen nicht Ihr Verstand bereits gesagt hat. Die Revolution wird über die Leichen der Könige und der Standesherrn schreiten, sie wird ihre Feinde verschlingen und Blut in Strömen trinken.
Auch Danton ahnt die Zukunft, aber Danton ist nicht ehrlich genug, er ist schwankend, unsicher und von Leidenschaften beherrscht. Die kommende Zeit wird ihn zerschmettern. Sie aber, Bürger Robespierre, sind kühl, tugendhaft, logisch und zielbewußt. Sie werden aufsteigen als der Lenker der neuen Zeit, als der Testamentsvollstrecker Rousseaus."
„Der Zweck heiligt die Mittel" — wie oft haben wir in diesem Zusammenhang diesen Satz diskutiert. „Nicht jeder Zweck, der uns groß erscheint, heiligt die Mittel", sagte er, „das wäre ja die Brücke zu allen Verbrechen. Wir wollen nicht so weit gehen, wie es die Briten taten, wenn sie sagten: Right or wrong my country." — „Geht es aber tatsächlich um Gedeih oder Verderb meines Volkes, so ist mir allerdings jedes Mittel recht", fügte er dann hinzu.
Oft fragte ich: „Wieso eigentlich?"
Dann erwiderte er meistens: „Weil der Herrgott uns in dieses Volk gestellt hat, damit wir hier unsere Pflicht erfüllen und unserer Aufgabe gerecht werden. Es ist nichts Neues, daß wir für unser Volk sterben müssen. Warum sollten wir nicht aus den gleichen Gründen diejenigen sterben lassen, die das Leben unseres Volkes verhindern? — Sind wir nur dann dazu verpflichtet und berechtigt, wenn wir Uniform tragen und schießen können? Eine Revolution kann viel wesentlicher sein als ein Krieg. In der Französischen Revolution wurden Hunderttausende getötet, weil man der Auffassung war, sie stünden der Revolution und somit der Zukunft des Volkes im Wege. Die Welt hat sich damit abgefunden — genau wie mit den ungeheuren Schreckenstaten der Inquisition oder der Ausrottung der Indianer oder den englischen Bluttaten im Burenland und in Indien." —
„Sie sind doch stolz auf ihre regierenden Vorfahren", fuhr er fort, „sie werden in der Geschichte als bedeutende, höchst verdienstvolle Fürsten beschrieben und gefeiert — und was

haben sie getan? Sie haben ihre Untertanen sterben lassen irgendwelcher Erbauseinandersetzungen wegen — um einer Beleidigung willen — oder gar um ein paar Kilometer einer heute lächerlich anmutenden Grenze. Nicht einmal für ihr Volk sondern für ihre höchsteigenen dynastischen Interessen taten sie das! Und doch kann ich ihnen deswegen keinen besonderen Vorwurf machen — es wäre töricht das zu tun —, denn, was sie taten, entsprach mehr oder weniger dem Denken und Empfinden der damaligen Zeit. Es sollte dem Guten dienen. Man kann jede Zeit nur an den ihr eigenen Maßstäben messen und alles Imnachhineinurteilen ist Unrecht. Kaiser Wilhelm II. mag uns heute in manchem grotesk erscheinen. Damals hat zweifellos der größte Teil des deutschen Volkes ihn sehr verehrt, und was er tat, wurde wohl bei vielen Intellektuellen scharf kritisiert, aber in der breiten Masse des Volkes kam es gut an. Wenn man bedenkt, daß er am Ende einer Zeit stand, so muß man bewundern, wie er sich hielt. Jedenfalls wußte er die Macht zu schätzen. Er hatte die Zivilcourage, sie einzusetzen. Das war schon viel. —
Und wissen Sie, Prinz Schaumburg, vom ‚der Zweck heiligt die Mittel' bis zum bekannten ‚kleineren Übel' — oder umgekehrt — ist ein sehr kurzer Weg! Stehen wir denn nicht täglich vor der Entscheidung des kleineren Übels? Ist es nicht allen großen Politikern vor uns und in allen Ländern genauso ergangen? Wie sollte es überhaupt anders sein? Stets gibt es mehrere Möglichkeiten für den Politiker und Staatsmann. Jede hat ihre Schattenseite. Man greift also nach derjenigen, deren Schattenseite am ehesten akzeptabel erscheint — man wählt diejenige, die ‚das kleinere Übel' ist. Jeder Heerführer mußte in der Schlacht Opfer bringen, um das Ganze zu retten und zu siegen. Der Zweck war der Sieg, die Zukunft des Volkes — die Mittel dazu waren möglichste Schädigung des Gegners durch Einsatz eigener Menschen und eigenen Materials — Tod von unter Umständen Hunderttausenden. Niemand nennt den Feldherrn einen Massenmörder, denn: der Zweck heiligte die Mittel!
Bei einer Revolution könnte mit viel weniger Opfern, also

Mitteln, ein wesentlicherer Zweck direkter erreicht werden. Es geht um dasselbe Volk und dieselben Menschen. Vielleicht wird dadurch eine Kette von Kriegen vermieden. Und dem großen Revolutionär soll nicht das gleiche Recht zugebilligt werden wie dem General? Wir sind manchmal gezwungen, Mittel anzuwenden, die nicht schön sind. Wir können nicht wegen der Unschönheit solcher Mittel unsere Revolution verraten und dadurch auf Generationen hinaus unser Volk unglücklich machen. Das wäre nämlich viel gemeiner. Also wählen wir ‚das kleinere Übel.'
Besonders schwierig wird die Sache dadurch, daß zur Durchführung bestimmter Aufgaben dieser Art der Einsatz harter Menschen erforderlich ist. Menschen, die Ihnen und mir im Grunde unsympathisch und vielleicht sogar abscheulich vorkommen. Da hilft nun einmal nichts. Auch unsere Gegner sind hart, sehr hart sogar — glauben Sie mir das. Wenn wir nicht entsprechend handeln, sind wir in Kürze verloren. Menschen wie Sie, solcher Herkunft und Erziehung, werden mir das niemals zugeben — und darum werden wir Sie auch manchmal nicht verwenden können. Sie kämen mit Ihrem Gewissen in Konflikt, das wollen wir nicht riskieren. In dieser Welt gibt es nun einmal viel Unschönes, man muß damit rechnen — es bleibt, auch wenn man sich nicht dazu stellt. Man muß die Dinge sehen, wie sie sind. Vermeiden soll man nur die Übergriffe, mit ihnen fängt das Unrecht an. Der Lebenskampf ist der Kern der Natur. Die Natur nimmt keine Rücksicht auf Idealisten, es sei denn, sie verstehen sich auf den Gebrauch der Macht. Verstehen heißt maßvoll bleiben, niemals mehr als unbedingt nötig und auch das möglichst unauffällig."
Also: „Der Zweck heiligt die Mittel." Ich fragte ihn, ob wir damit nicht genau auf jenen Standpunkt gekommen seien, den man seit langer Zeit den Jesuiten zum Vorwurf mache. Da geriet er in Erregung: „Da sehen Sie mal, wie töricht die Menschen sind — von den Jesuiten könnten wir sehr viel lernen!"
Ich wagte zu fragen: „Sie sagten, das Volk, das Wohl des Volkes sei der Zweck, der die Mittel heilige, rechtfertige —

es gibt aber in unserem Staat, so fürchte ich, auch Menschen, die bereits die Partei an die Stelle des Volkes gesetzt haben, die also auch für die Partei alles zu tun bereit wären."
Da antwortete er langsam, ruhig und überlegt: „Die Partei ist niemals mehr als Mittel zum Zweck, sie darf auf keinen Fall zum Selbstzweck werden. Das wäre das sichere Ende der Revolution sowohl wie des Reiches und der übelste Verrat am Volk!"
Aber er wußte aus seiner täglichen Arbeit, wie viele bereits zu Verrätern an der Revolution geworden waren, indem sie der Partei den Vorrang vor dem Volk gaben. Sollte er es zugeben?
Er mußte sehen, selbst mächtig zu werden, wenn er dem drohenden Verhängnis auf die Dauer erfolgreich entgegentreten wollte. Aber seine Macht war immer nur beschränkt.

Der Hausintendant

Sicher war es schwierig, den ministeriellen Haushalt in Ordnung zu halten, zumal er sich über drei voneinander getrennte Häuser erstreckte. Goebbels sah ein, daß seine Frau neben der Erziehung ihrer vielen Kinder und ihren Verpflichtungen als Frau des Propagandaministers dem nicht gewachsen sein konnte. „Ich habe das Gefühl, daß wir überall betrogen werden — aber ich weiß auch, daß wir ohnmächtig dagegen sind", sagte er in bezug auf seine Haushaltungen. „Unsere Angestellten sagen sicher: in diesem großen Betrieb kommt es ja nicht darauf an — nehmen wir also, was wir kriegen können." Uns allen, die wir nur ein wenig Einblick hatten, kam es so vor, als würde da allerdings großzügig gewirtschaftet. Oft war es so, daß er in Lanke wohnte und seine Frau mit den Kindern in Schwanenwerder, von wo aus die Kinder zur Schule gingen. Da gerade in personeller Beziehung sehr gespart werden sollte, mußte das Personal zwischen den einzelnen Haushalten ausgewechselt werden. Wo der Minister war, da waren auch sein Adjutant, sein Pressereferent, sein Begleitkommando und sein Fahrer, mindestens einer. Das waren schon sieben Personen, die essen und schlafen wollten und außer den Wohnräumen zum Teil auch Arbeitszimmer benötigten. Dazu kamen häufig noch Herren des Ministeriums und einer der Verbindungsführer sowie Offiziere der Wehrmacht.

Es paßte Dr. Goebbels gar nicht, daß seine Haushaltungen so viel Geld verschlangen. „Ich habe doch gar nichts davon", sagte er.

Oftmals war er miserabler Laune, wenn er darüber nachdachte, wieviel Menschen von seiner Arbeit leben. Dazu kamen die erheblichen Kosten für Kleidung und Autos. „Ich müßte nicht sein, wer ich bin — dann könnte ich gut leben!" äußerte er oft ganz resignierend.

Und dabei kann keiner seiner Mitarbeiter behaupten jemals im Hause Goebbels einen Luxus erlebt zu haben. Sehr häufig

sind seine Herren im Laufe des Abends auf eigene Faust noch irgendwo hin essen gefahren, weil sie bei ihrem Chef nicht satt geworden waren. Ganz besonders während des Krieges.
Es kam zu Schwierigkeiten, er erkannte, daß es so nicht weiterging. Obwohl ich schon längst nicht mehr bei ihm war, bat er mich zu sich. „Prinz Schaumburg — meine Frau stammt aus ganz anderen Kreisen wie ich. Sie hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen — im Sacre Coeur — sie ist gesellschaftlich bestens versiert — sie kann alles, was sie als meine Frau können muß. Nur eines kann sie nicht zur Genüge, oder jedenfalls hat sie keine Zeit dazu: den Haushalt zu leiten. Nun, dies hier bei uns ist ja auch kein normaler Haushalt. Unser Leben ist ein außergewöhnliches, es paßt nicht in die Rubriken der Abrechnungen des Reichsfinanzhofes. Ich kann für das, was ich verdiene, keine schöne Reise machen oder ein Vermögen sammeln für meine Familie — ich muß damit lauter Dinge bezahlen, die mich persönlich eigentlich höchstens am Rande betreffen. Die diensttuende Sekretärin muß bei uns essen, der Telefonist. Oft auch der Stenograf. Ein Gärtner und wer weiß wieviele noch. Meine Frau ist reich, aber sie steckt all ihre Einkünfte in unseren Haushalt. Man verlangt von uns, daß wir gut wohnen und auftreten. Ich wäre viel lieber in unserer alten Etage am Reichskanzlerplatz — aber das ist undenkbar geworden. Meine Frau ist schon ganz verzweifelt.
Können Sie uns nicht helfen? Wissen Sie niemanden, der sich in solchen Dingen auskennt, der Ordnung in diese Bande bringt und für Sparsamkeit sorgt — wissen Sie keinen guten alten Hofbeamten, einen Mann mit erstklassiger Ausbildung, dem man voll und ganz vertrauen kann — so einen muß ich haben!"
„Ich wüßte jemanden", sagte ich, „nur ahne ich nicht, ob er es tut."
„Ich würde ihm geben, was er verlangt — wenn es nicht ganz unsinnig ist."
„Nicht deswegen, nicht wegen Geld. Sondern weil er sich vielleicht scheut, wieder nach Berlin zu gehen — und weil ihm dies hier unter Umständen zu betriebsam sein könnte."

„Dann soll er doch erst einmal auf Probe kommen. Wer ist es denn?"
„Ein charakterlich einwandfreier Mann."
„Sie können es aber spannend machen. Nun mal: heraus mit der Sprache! Aus Bückeburg?"
„Er ist gebürtiger Schaumburg-Lipper, also in Ordnung — er war als junger Mann am kaiserlichen Hof in Berlin angestellt. Dann machte er freiwillig als Luftschiffer den 1. Weltkrieg mit und wurde besonders ausgezeichnet. Vorher war er in fürstlich schaumburg-lippische Dienste übergewechselt. Im Krieg brachte er es bis zum Offizier-Stellvertreter."
„Was tat er bei Ihnen?"
„Er war Haushofmeister im Haushalt der Fürstin-Mutter, also meiner Mutter. Der war getrennt von demjenigen des regierenden Fürsten, umfaßte aber dennoch zirka 30 Angestellte und Beamte. Diesem Haushalt hat er vorgestanden."
„Und nach dem Kriege?"
„Da wurde er Schloßinspektor und hatte somit die Aufsicht über sämtliche Schlösser, das Inventar und auch die noch verbliebenen Angestellten und Beamten, soweit sie in den Schlössern zu tun hatten. — Ich kenne ihn seit meiner frühesten Kindheit und kann nur sagen: Wilhelm Rohrssen ist ein einwandfreier, tüchtiger Mann, der hier Ordnung reinbringen würde."
„Fragen Sie ihn noch heute, er soll möglichst sofort kommen!"
Und nach einer kurzen Pause: „Ist er in der Partei?"
„Nein — er war Stahlhelmer, ich glaube nicht, daß er noch der Partei beitreten wird. Er wird kein Nachläufer sein wollen, dazu ist der Mann zu aufrecht."
„Macht nichts, ist vielleicht sogar besser so."
Wilhelm Rohrssen kam. „Ihretwegen, Durchlaucht", sagte er zu mir. Und dem Minister hatte er gesagt: „Prinz Friedrich Christian meint, ich sollte es machen." — Goebbels sagte zu mir: „Für den sind Sie maßgebend — was ich will, interessiert ihn viel weniger — ein fabelhafter Mann. Daß es so etwas überhaupt noch gibt!"

Die Personalabteilung des Ministeriums teilte dem Minister mit, Herr Rohrssen sei nicht in der Partei. Es gäbe Parteigenossen, die wahrscheinlich ebenso geeignet für den Posten seien. Es wurde sogleich einer vorgeschlagen. Der Minister kannte ihn, er war ihm schon mehrfach durch seine geradezu ekelerregende Liebedienerei unangenehm aufgefallen.
Aber Rohrssen griff überall, wo er Unrecht sah, eisern durch und er hatte es daher gar nicht leicht.
„Ein Ministeradjutant, der im Hause des Ministers besoffen die Treppe herunterfällt, gehört herausgeschmissen, selbst wenn er Offizier ist", sagte Rohrssen.
Er klagte mir oft sein Leid. Es wurde beim Minister ein wahres Kesseltreiben gegen Rohrssen organisiert. Von all denen, die von Unordnung hätten profitieren können und derer gab es nachgerade sehr viele.
„Ich müßte nicht nur im Haushalt Ordnung machen, sondern auch in der Adjutantur und im Ministerbüro und sogar bei manchen Stellen im Ministerium", sagte Rohrssen. Was er mir sagte, sagte er auch genau so dem Minister und zwar immer, immer wieder. Er brachte ihm Beweise, sogar schriftlich, mit Zeugenaussagen. „Rohrssen ist unbezahlbar, sage ich Ihnen — der sagt nie ein unnützes Wort, aber er hat den Mut auch das Schlimmste zu sagen, wenn es sein muß", sagte Goebbels. Er sprach häufig zu mir über Rohrssen, weil er mir dankbar war, daß ich ihm Rohrssen gebracht hatte. „Ich bleibe nur seinetwegen, der Mann tut mir grenzenlos leid", sagte Rohrssen.
Rohrssen wurde bei Goebbels zur Vertrauensperson.
So wie ich anfangs für Rohrssen eine starke Stütze gewesen war, so hat er sich gegen Ende unerschrocken für mich eingesetzt. Ich war zu einer Belastung für ihn geworden. Durch „persönlichen Befehl des Führers von jeder Tätigkeit im Staatsdienst, Partei oder Wehrmacht bis mindestens Kriegsende ausgeschlossen" unterstand ich Ende 1944 und bis zu meiner Verhaftung am 8. Mai 1945, auch in Berlin, der unmittelbaren Aufsicht durch den SD. Seit dem 16. Juli 1944. Goebbels wußte das, empfand es als empörend, versuchte immer

wieder Näheres beim Reichsleiter Martin Bormann darüber zu erfahren, blieb aber wie ich im Ungewissen darüber. Wochenlang hatte ich nur eine Verbindung zu Goebbels, das war: der Schaumburg-Lipper Wilhelm Rohrssen. Ich brachte alles, was mir wesentlich erschien, bei Rohrssen an und der ging damit zu Goebbels. Die Tatsache, daß er mehr und immer mehr das Vertrauen des Ministers gewann und daß er sehr geschickt verstand, jeweils mit passenden Begleitumständen zu rechnen, ermöglichte es ihm, dem Minister vieles beizubringen, was ihn sonst niemals hätte erreichen können.
Als ich mich nirgends mehr aufhalten konnte, ohne ständig überwacht zu werden, da war es Wilhelm Rohrssen, der den Mut hatte, mich als seinen Hausgast in seiner Wohnung aufzunehmen, obwohl diese Wohnung sich im Souterrain der Ministerwohnung befand, und seine Dienstwohnung war.
Während der letzten Zeit des Krieges hatte Goebbels sehr viele Menschen in seinem Hause aufgenommen, deren Wohnungen zerstört wurden. „Ich weiß schon lange nicht mehr, wer alles bei mir lebt", sagte er. Als die Bombenangriffe sich auf das Regierungsviertel konzentrierten und von Mal zu Mal höchste Gefahr für Gut und Blut der Familie Goebbels bestand, die es aus Prinzip ablehnte, Berlin zu verlassen, hat Rohrssen in mehreren Fällen durch Einsatz seines Lebens alle gerettet.
„Wenn Rohrssen gestern nicht kurzentschlossen eine kleine Bombe gepackt und sofort hinausbefördert hätte, dann wären wir alle erledigt gewesen", sagte er mir im März 1945.
Rohrssen war unentbehrlich geworden wie kein anderer. Er hatte den schwierigen Haushalt in Ordnung gebracht und er führte ihn ausgezeichnet und billig. Er war für den Minister zu einer absolut zuverlässigen, von der Partei und dem Ministerium unabhängigen Informationsquelle geworden. Und während der letzten Monate hatte Goebbels entdeckt, daß Rohrssen sehr viel über die Kaiserzeit zu sagen wußte. Das schien Rohrssen besonders wertvoll zu machen. Warum? das haben wir beide nie ergründen können.
Ganz am Ende des Krieges sagte Goebbels: „Rohrssen ist

auch heute noch einer der wenigen, denen ich blind vertraue — und dabei ist er kein Nationalsozialist. Rohrssen ist überzeugter Monarchist. Deswegen, weil er von Kindheit an die schaumburg-lippischen Fürsten bewundert hat. Glauben Sie mir, Prinz Schaumburg, Rohrssen ist mir wirklich ein Freund geworden. Wir alle hier im Hause könnten ohne ihn nicht mehr auskommen. Seine Treue zu Ihnen aber ist wirklich rührend. Für Sie würde er bedenkenlos sein Leben opfern. Wie der von Ihnen spricht, ist einmalig. Wenn ich das höre, schäme ich mich, daß Sie in meinem Ministerium Beamter sind. — — — Ich spreche gern mit ihm über die Bückeburger Verhältnisse von einst. Gerade weil es so ein kleines Land war, ist das besonders lehrreich. So übersichtlich. Mein Gott, war das sauber und anständig. So etwas von Treue — und zwar gegenseitiger Treue! — gibt es gar nicht mehr. Warum eigentlich? Vielleicht ist es nur die große Zahl der Menschen, die das unmöglich macht. Vielleicht die Weite der Räume, die wir heute beherrschen müssen. Wahrscheinlich beides. Sicher aber hängt das damit zusammen, daß die Menschen unbescheiden geworden sind. Sie vergöttern ihre Helden ohne sie wirklich zu achten — das ist es. Und darum ist wirkliche Treue selten geworden, überall. Wir haben viel dagegen getan. Haben auch manches erreicht. Aber seitdem die Umwelt uns in den Zustand der Notwehr gezwungen hat, ist natürlich an solche Ziele nicht mehr zu denken. Schade, sehr schade, Prinz Schaumburg, ich fürchte, diese Menschen, wie Rohrssen einer ist, sie sterben aus und auch wir werden daran schließlich nichts mehr ändern können. Man fragt sich manchmal, ob der ganze Kampf überhaupt noch einen Sinn hat." Er war sehr traurig, als er das sagte.

Rohrssen hatte natürlich im Laufe der Jahre auch Hitler im Hause Goebbels häufig erlebt. Zuletzt, glaube ich, im Januar 1945. Rohrssen erzählte mir am Tage darauf, Hitler habe nicht elend aber völlig anders ausgesehen als früher. So anders, daß er, Rohrssen, seitdem daran zweifle, ob dieser Hitler wirklich Hitler gewesen sei. Jener Hitler hatte Rohrssen in Gegenwart von Dr. Goebbels die Hand gereicht und ihm gedankt dafür,

daß er so gut für Goebbels sei. „Das war ja freundlich vom Führer", sagte Rohrssen zu mir, „und ich habe mich auch über diese Anerkennung sehr gefreut – aber die Stimme und die Bewegungen und überhaupt sein Aussehen waren mir fremd."

Die Abdankung

Es war gegen Ende des Krieges und damit auch seines Lebens — als Goebbels mich eines Abends ziemlich spät und unerwartet zu sich rief. Ich wohnte nun kurze Zeit bei Rohrssens im Souterrain des Ministerhauses in der Hermann-Göring-Straße, nahe dem Brandenburger Tor. Seit Tagen hoffte ich Goebbels zu sehen, aber um diese Zeit rechnete ich nicht damit. Rohrssen hatte ihm gesagt, daß ich da sei. Ich hatte das Glück, daß der für mich seit dem Juli 1944 verantwortliche Abschnittsführer des SD in Linz, bei dem ich ständig unter Kontrolle gehalten wurde, ein mir zugetaner, anständiger Mann war. Er erlaubte mir, unter irgendeinem Vorwand nach Berlin zu fahren. Allerdings wurde ich von seinen Kollegen schon dort auf dem Bahnhof übernommen, und es wurde mir unmißverständlich bedeutet, daß ich laufend überwacht werde. Ich dürfe mich auch nicht länger als höchstens eine halbe Stunde im Ministerium oder einer anderen Behörde aufhalten, sonst würde ich — notfalls mit Waffengewalt — herausgeholt. Ich kam in das große Arbeitszimmer, und wir setzten uns vor den brennenden Kamin.

„Eigentlich sollten wir kein Kaminfeuer anzünden — wegen der Flieger“, sagte er, „aber wir bekommen ja laufend Meldung, und wenn sie sich nähern, machen wir gleich aus — es ist so ein bißchen vom Frieden, so ein Kaminfeuer, finden Sie nicht auch? — Und wenn schon, vielleicht wäre es gar nicht so schlecht, von einer Bombe zerrissen zu werden.“

Zunächst erkundigte er sich dann, ob in meine eigenen Angelegenheiten nun endlich Klarheit gekommen sei. Hitler hatte mich doch schon im Juli 1944 von allem ausgeschlossen und nach Österreich verbannt — aber niemand konnte mir sagen, warum dies geschah und was daraus werden solle. Es war ein mich empörender, unheimlicher und gefährlicher Zustand. Ob Goebbels, mein Minister, überhaupt jemals offiziell erfuhr, was das alles zu bedeuten hatte und von wem es wirklich ausging, weiß ich nicht. Er sagte: „Ich habe bei Bormann

Erkundigungen einziehen lassen und nur eine völlig nichtssagende Antwort erhalten. Ich werde aber weiterhin herauszufinden suchen, was eigentlich gegen Sie im Gange ist — haben Sie irgendwelche Vermutungen?" Mir fiel auf, daß er sagte: „erkundigen *lassen*". Früher hätte er so etwas selbst getan.
Ich antwortete ihm, er wisse ja, daß Ley (der Führer der Deutschen Arbeitsfront) und Konsorten seit Jahr und Tag gegen mich arbeiteten — und daß der Reichsführer SS, Himmler, mir Ende Juni 1944 offiziell habe mitteilen lassen, ich würde „liquidiert", falls ich mich nicht ab sofort jeder politischen Tätigkeit enthalte.
Goebbels wußte das, aber er meinte, diese Sache jetzt, die von Hitler persönlich veranlaßt worden sei, habe nicht unbedingt mit dem Vorgehen Himmlers zu tun. Es sei eher unwahrscheinlich, daß Hitler von Himmlers Verhalten mir gegenüber etwas wisse. Das Ganze erscheine ihm völlig rätselhaft, jedenfalls soweit es mit Hitler zusammenhänge. „Daß die anderen gegen Sie sind, das weiß ich seit Jahren. Sie sind denen unbequem. Sie sind populär und durchschauen die Gesellschaft. Sie können reden, und Sie verstehen zu schreiben. Das Wesentliche ist, daß Sie unabhängig sind. So ein Mensch ist für die eine Gefahr. Leider muß man das heute sagen. Die Zeiten haben sich sehr geändert, lieber Prinz Schaumburg. Aber Bormann muß wissen, was los ist. Doch er hat es mir nicht gesagt. Nauman soll sich nochmals erkundigen. Das geht ja wirklich nicht, daß man mir einfach einen Beamten wegnimmt, ohne mir überhaupt mitzuteilen, warum."
Damit war dieses für mich sehr interessante und wichtige Thema keineswegs erschöpfend behandelt; der Minister ging jedoch ohne weiteres auf ein anderes über, so daß ich einen Augenblick lang das Gefühl hatte, er müsse doch etwas wissen.
Er erkundigte sich nach der Abdankung meines Bruders im Jahre 1918. Warum er auf dieses Thema einen solchen Wert legte, war mir unverständlich. Ganz bestimmt hatte er wesentliche Gründe dafür. Wie ungewöhnlich und sonderbar war das

in einer Situation der Hoffnungslosigkeit und Trauer. Inmitten eines Geschehens, das um so viel gewaltiger und mit 1918 nicht zu vergleichen war. Das alles wirkte auf mich in jenem Augenblick fast gespenstisch. Hatte vielleicht irgend jemand zuvor die Frage der Monarchie aufgeworfen?
Ich mußte mich innerlich umstellen. Ich bemerkte sofort, daß er von mir eine sehr präzise Beantwortung erwartete. Es war keineswegs eine Plauderei, sondern es ging ihm offenbar um ein wichtiges Problem von aktueller Bedeutung. Vielleicht hatte er eben mit Hitler Ähnliches erörtert. Man wußte das bei ihm nie. Möglicherweise plante er aber auch eigene Ideen daraus zu entwickeln. Was ist nicht alles in der Stunde des Ertrinkens versucht worden, man griff nach allen nur denkbaren Möglichkeiten. Vielleicht im Zusammenhang mit Hitlers Testament und seinen letzten Verfügungen? Wer weiß das?
Unser Gespräch dauerte lange, bis tief in die Nacht hinein, und hauptsächlich handelte es sich darum, ob mein Bruder freiwillig abgedankt habe, oder unter dem Druck von Berlin. Ich sagte ihm, mein Bruder habe nicht freiwillig abgedankt. Es gab dazu in unserem Land keine eigentliche Veranlassung. Ich erzählte ihm, daß kurz vor der Abdankung der schaumburg-lippische Landtag, also die Vertretung unseres Volkes, einstimmig den Beschluß gefaßt hatte, der Fürst möge nicht abdanken. Tatsächlich habe mein Bruder erst abgedankt, nachdem ihm von Seiten der Reichsregierung sozusagen ein Ultimatum gestellt worden war. Obwohl es im Lande seit langer Zeit eine starke Sozialdemokratie gegeben hatte, habe doch ein gutes Einvernehmen mit dem Fürstenhaus weiterbestanden. Ich erzählte ihm viel dazu, um ihm an einem Beispiel aus der Praxis aufzuzeigen, daß das Problem der Führung eigentlich kein politisches oder gar parteipolitisches, sondern eben ein menschliches sei. Ein derartiges Verhältnis zwischen dem Regierenden und seinem Volk könne zwar durch eine vernünftige Gesetzgebung sozusagen im Interesse beider verbrieft sein, es beruhe aber letzthin doch auf weit wesentlicheren Dingen als Paragraphen. Leider, so fuhr ich fort, hätten die führenden Instanzen unserer Partei bei ihren an sich gewiß

im Reichsinteresse berechtigten Zentralisationsbestrebungen derartige Imponderabilien viel zu wenig beachtet und zu gering geschätzt. Man sei entgegen dem Prinzip unserer Revolution von Seiten der Partei von oben nach unten und nicht von unten nach oben vorgegangen, habe somit den Boden unter den Füßen verloren und schließlich die moralische Berechtigung. Das aber sei die Folge davon, daß man zu viele „kleine Geister" in verantwortliche Stellen aufrücken lasse und alle Menschen möglichst „verpflanze". Jeder fühle sich in seiner Heimat verantwortlicher als woanders, schon weil er dort bekannter sei und den anderen nicht so leicht etwas vormachen könne. Das Nationalgefühl sei ohne Verwurzelung in der Heimat nicht echt. Diese Anschauung der Dinge sei ein wesentlicher Bestandteil unserer Revolution gewesen, später aber — wie leider so vieles — von den „Übereifrigen" und „Scheinheiligen" ins Gegenteil verkehrt worden. Es waren harte Worte, die da fielen, Goebbels aber stimmte mir bei. Er war sehr traurig, wiederholte manchmal, was ich sagte, und meinte schließlich, den Kopf in beide Hände nehmend: „Wenn man doch nur die Zeit noch einmal um ein paar Jahre zurückschrauben könnte. Wir haben uns durch zuviel Arbeit von manch wesentlicheren Dingen ablenken lassen, und das ist nie mehr einzuholen. Aber gerade diejenigen, die hierfür von Geburt Verständnis hätten haben müssen, wollten uns ja nicht helfen — sie sahen in uns eine Partei, und dabei waren wir die letzte Chance für das Reich, vielleicht für das ganze Abendland. Ich gebe zu, wir haben auch manchen Bockmist gemacht — in unserem Namen ist manches sehr falsch gemacht worden — zugegeben — aber, daß wir unser Volk einig machten, wie es nie zuvor war — daß wir zunächst einen ungeheuren Aufschwung in allem herbeiführten, wie ihn nie jemand für möglich gehalten hatte — daß wir tatsächlich gigantische Pläne in Angriff nahmen — unseren Glauben an Deutschland, unseren guten Willen, unsere aufopfernde, zähe Arbeit, das alles kann uns doch kein ehrlicher Mensch bestreiten. Hat jemals ein Mensch auf dieser Erde einen glänzenderen Erfolg gehabt als Adolf Hitler? Vom völlig unbekannten Arbeiter bis

zu einem der Mächtigsten. Kann man das bestreiten? Oh, Prinz Schaumburg, wenn wir verlieren, wird man uns schlechtmachen wie man noch niemals Menschen schlechtgemacht hat, verlassen Sie sich darauf! Nichts wird bleiben von dem, was wir konnten und wollten und glaubten, nichts! Und dieses Volk, das durch den Krieg müde wurde und bereit, alles zu hören, dem wird man beibringen, wie hundsmiserabel wir gewesen sind. Glauben Sie, es wird uns jemand verteidigen. Meinetwegen sollen Sie uns zur Sau machen, wenn damit unserem Volk geholfen wird — aber gerade das werden sie nicht wollen — — —"
Es war ein makaberer Abend geworden. So hatte ich Goebbels nie erlebt. Seine Dynamik war dahin. Er überzeugte mich nicht mehr. Ich wollte ihn fragen: „Warum haben Sie nicht rechtzeitig entscheidend dagegen gehandelt — warum nicht?" Aber ich konnte nicht, er tat mir leid. Und ich hatte Angst davor, daß er sagen würde: „Wie sollte ich denn?" Es war ein trauriges Erlebnis, obwohl ich die Hoffnung nicht ganz aufgab. Als ich ging, geschah etwas Absonderliches, das mich rührte — er dankte mir, daß ich gekommen war.

Hitlers Arzt

Professor Morell reüssierte wegen seiner ärztlichen Kenntnisse, die in der Tat verblüffend waren. Niemand von uns hatte ihn gekannt. Er besaß eine Praxis am Kurfürstendamm und es hieß, er sei früher in Südamerika gewesen. Hoffmann, der „Fotograf des Führers", hatte ihn „entdeckt".
Auch ich hatte einmal Professor Morell als Arzt konsultiert. Infolge einer äußerst schmerzhaften Versteifung im Genick ging es mir plötzlich sehr schlecht, ich bekam hohes Fieber mit rasenden Kopfschmerzen und wir befürchteten, es könne eine beginnende Gehirnhautentzündung sein. Mitten in der Nacht wandte sich meine Frau an Hitlers „Wunderarzt", nachdem einer der bekanntesten Internisten Berlins, bei dem ich längere Zeit in Behandlung war, mir nicht hatte helfen können.
Morell kam sofort. Er studierte zunächst meine Schädelform. Dann untersuchte er ganz genau meine Augen. Daraufhin gab er mir zwei Injektionen. „Was ist das, was Sie mir da einspritzen, Professor?" fragte ich. „Eine von mir erfundene Kombination", sagte er, „die Ihnen sicher sehr schnell helfen wird!" Mehr sagte er nicht. Tatsächlich war ich wenige Stunden später bereits fast so gut wie kuriert, und am Abend des darauffolgenden Tages konnte ich ohne Schwierigkeiten im Lichterfelder Stadion vor fünftausend Menschen eine einstündige freie Rede halten, ohne daß es einen Rückfall gab. Das imponierte mir natürlich, und ich freute mich, zu wissen, daß Hitler einen so tüchtigen Arzt hatte.
Etliche Zeit später, als Goebbels während des Krieges wochenlang an quälendem Hautjucken litt, konnten ihm viele der bekanntesten Ärzte nicht helfen. Man behauptete, er habe eine Allergie gegen gewisse Chemikalien, die damals in den Waschmitteln enthalten waren. Goebbels war begreiflicherweise durch den ständigen Juckreiz, der vor allem an den Unterarmen auftrat, sehr nervös geworden. Seine ganze Umgebung hatte darunter zu leiden.
Ich erfuhr davon nur beiläufig, denn ich sah ihn damals sel-

ten. Als ich ihm aber doch einmal begegnete, riet ich ihm, den Leibarzt Hitlers zu konsultieren. Ich wußte, daß Morell dem seit vielen Jahren an schwerster Schlaflosigkeit leidenden Reichsaußenminister von Ribbentrop das Schlafen wieder beizubringen vermocht hatte, denn ich sah bei Morell ein Bild Ribbentrops, dessen Widmung sich dankbar darauf bezog. Ich wußte auch, daß der Reichsmarschall Hermann Göring sich ebenfalls von Morell behandeln ließ. Warum nicht Goebbels? dachte ich.

Ich höre noch heute ganz deutlich seine Antwort auf meinen Vorschlag: „Dieser Verbrecher wird mein Haus nicht betreten."

Ich war wie vor den Kopf geschlagen.

Daß Goebbels jemanden einen Idioten oder ähnlich schimpfte, habe ich oft erlebt. Das war aus momentaner, manchmal sehr berechtigter Erregung heraus zu erklären und nicht allzu schlimm. Daß er aber einen bekannten Mann und zudem aus der ständigen, nächsten Umgebung Hitlers — den „Leibarzt des Führers" — einen „Verbrecher" nannte, war einfach ungeheuerlich.

Es war mir stets klar, daß Goebbels' Machtposition allein von seinem Kopf und von seinem Kontakt mit Hitler abhängig war. Er hatte mir das oft genug gesagt. Jetzt aber — durch diese Bemerkung — mußte ich erkennen, daß sein Kontakt zu Hitler im Vergleich zu den Jahren 1931/35 stark gelitten hatte. In jenen Jahren wäre es undenkbar gewesen, daß in Hitlers nächster Umgebung ein Mann gelebt hätte, den Goebbels einen „Verbrecher" nannte und der das Goebbelssche Haus nicht betreten durfte. Wie hatte er zu Beginn des Krieges — gegen das Auswärtige Amt des Herrn von Ribbentrop gerichtet — warnend zu seinen Mitarbeitern gesagt: „Wenn wir nicht aufpassen, wird man uns eines Tages nicht mehr die Propaganda des Deutschen Reiches, sondern nur noch die Sprachregelung der Reichsregierung machen lassen."

Nach dem Kriege erfuhr ich von prominenten Mitgefangenen im IMT in Nürnberg — wo auch Professor Brandt eingesperrt war — daß Brandt seinerzeit Hitler vor den Injektionen Morells gewarnt habe. Er habe ganz genau die Zusammensetzung

nachgewiesen und die dadurch gegebene große Gefahr aufgezeigt. Professor Brandt sei daraufhin, nach Befragung Morells, von Hitler eingesperrt worden. In Nürnberg wurde Brandt bekanntlich angeklagt und hingerichtet. Professor Morell war in Nürnberg nicht mit uns eingesperrt, sondern befand sich im Lazarett.
Wie weit Hitler, Göring und Ribbentrop unter dem Einfluß der Morellschen Injektionen gehandelt haben, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Goebbels, der Morell so scharf ablehnte, wird wahrscheinlich einiges darüber gewußt haben. Jedenfalls spielte dieser rätselhafte Arzt während der letzten Jahre eine große Rolle.

Niemals wieder

„Aber so will es unsere Art; und ich liebe die, welche sich nicht bewahren wollen. Die Untergehenden liebe ich mit meiner ganzen Liebe: denn sie gehen hinüber."
Der Mann, der stundenlang über Nietzsche zu diskutieren liebte und ihn oft zitierte, sprach diese Worte nicht aus an jenem für mich gleichermaßen schönen, wie schaurigen Abend im April 1945. Aber sie kennzeichneten seine Stimmung, die deutlich eine des Abschiednehmens war.
So sah es bei ihm aus: er wußte genau, was kommen mußte, wenn er auch bis zur letzten Minute sich verpflichtet fühlte. Verpflichtet dem, was er als sein eigenes und seines Volkes Schicksal sah.
Während viele andere verzweifelt dies oder jenes taten, um sich allein oder mit allen der Schlinge des Schicksals zu entziehen, wurde er gegen Ende immer ruhiger. Er hat mir niemals näher gestanden als zu der Zeit, da es kein Mittel mehr gab, die Katastrophe aufzuhalten. Ich meine das nicht im Politischen, sondern einzig und allein im Menschlichen.
Ich habe Goebbels persönlich so oft erlebt wie nur wenige, und ich gestehe, daß ich ihn häufig bewunderte. Ich habe ihn auch manches Mal innerlich abgelehnt. Wenn ich ihm aber dann wieder begegnete, konnte ich nicht mehr gegen ihn sein.
Es war zweierlei, was diesen Umschwung immer aufs neue in mir bewirkte, und gerade darin lag meines Erachtens das für den Menschen Goebbels Typische. Mir imponierte der Geist, und mich gewann die Herzlichkeit. Dabei kann ich nicht sagen, welches das Stärkere von beiden war. Dieser außerordentlich geistreiche Mann hatte — so paradox es auch klingen mag — sogar im Zorn etwas Strahlendes, und zwar in einer absolut zwingenden Potenz. Diese Schwingungen machten indirekt die Wirkung seiner Schriften und unmittelbar diejenige seiner Reden aus.
Ich hätte nichts tun als nur mit ihm noch einmal eingehend

reden sollen an jenem Abend — das wäre vernünftig gewesen. Ich war der Stunde nicht gewachsen, glaube ich — er hingegen stand schon außerhalb, wohl über den Dingen. Für ihn war das Unabänderliche zum Gesetz geworden. Für ihn handelte es sich nur noch um den Übergang, und das war ihm allein eine Frage der Treue.

Am Abend jenes Tages war ich in Rohrssens Wohnung und sagte mich — durch Rohrssen — bei Frau Goebbels an. Ihn wagte ich nicht zu stören, er würde sicher dazukommen, wenn er Zeit hatte. Gegen achtzehn Uhr bat sie mich, heraufzukommen. Sie saß mit ihrer Mutter, Frau Behrendt, und ihrer reizenden Schwägerin Maria in dem einst so hübschen kleinen Boudoir. Die Fenster waren bei Luftangriffen beschädigt und infolgedessen mit Pappscheiben ausgefüllt worden. Alles machte einen tristen Eindruck.

„Das ist noch ein echter Kaffee", sagte sie beim Einschenken, „den uns vor langer Zeit ein Offizier aus Frankreich mitgebracht hat. Ihnen zu Ehren, Prinz Schaumburg. Wir werden uns auch ausnahmsweise erlauben, ein Schnäpschen zu trinken. Es ist so kalt, und wer weiß, wie lange wir noch dazu in der Lage sind. Mein Mann hat sich auf jeden Fall sehr gefreut, daß Sie gekommen sind. Es ist so traurig, zu sehen, wie sie sich alle in Sicherheit bringen. Sie, auf die wir früher so viel gegeben haben. Jetzt kennen sie nur noch sich selbst. Es gibt nur noch Helden und Lumpen — Helden und Lumpen — ist es nicht so?"

Die drei Frauen schienen sich durch Blicke zu verständigen. Dann waren Frau Goebbels und ich plötzlich allein.

Sie rückte näher heran und sah mir ins Gesicht. Es war viel Trauer in diese schönen Augen eingezogen. Das Licht einer Zeit schien in ihnen zu erlöschen.

Sie sprach weiter — langsam, ruhig, mit einer Abgeklärtheit, die ich früher an ihr nie wahrgenommen hatte. Sie sprach von etlichen Bemühungen ihres Mannes zur Rettung verschiedener Menschen. Es gebe wenige, die man noch mit Aussicht auf Erfolg um Hilfe bitten könne. Sie wende sich neuerdings

manchmal an Fräulein Braun, die habe ein Herz für andere Leute und sei auch in gefährlichen Situationen stets bereit, sich einzusetzen. Über sie habe man schon manches bei Hitler erreichen können. Ich hatte noch nie von ihr gehört, und Frau Goebbels muß mir meine Unwissenheit wohl angemerkt haben. „Fräulein Braun ist seit langer Zeit schon seine Chefsekretärin, eine ordentliche Person", sagte sie. Das war alles. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Es ist wirklich schön, daß Sie gekommen sind, um uns noch einmal zu sehen. Aber — verlassen Sie Berlin! Ihnen kann man keinen Vorwurf daraus machen. Sie bindet nichts mehr an diese Stadt. Im Gegenteil, man hat Sie ja buchstäblich hinauskomplimentiert." Ich war der Meinung, daß das Wort „hinauskomplimentiert" sehr schwach war als Ausdruck der niederträchtigen Behandlung, die mir zuteil geworden war.
Sie wollte wohl weitersprechen, konnte es aber nicht. Ich sah es ihr an, wurde verlegen und murmelte etwas Dummes. Äußerte, daß wohl auch wieder bessere Zeiten kommen würden. Da fiel sie mir ins Wort: „Das ist ein Irrtum, Prinz Schaumburg, es wird nicht wieder besser. Der Krieg ist verloren — es — ist — alles — aus."
Sie sagte das ganz schleppend, widerwillig und schwer. Als wüßte sie, wie diese Worte wirken mußten. Aber sie sagte diesen entsetzlichen Satz mit Würde.
Sie, die ich so sehr verehrte, hatte mit ein paar wenigen Worten die letzte Hoffnung in mir zerschlagen — für einen Augenblick war ich wie gelähmt.
Menschliche Reaktionen in solchen Augenblicken sind manchmal sehr sonderbar, aber bezeichnend. Ich dachte an Rußland, als könne in dieser Richtung noch eine leise Hoffnung bestehen.
Ich konnte nicht aufgeben, ich stemmte mich innerlich gegen die Situation. Diese Frau hier, in diesem Salon — das war nicht unser Volk. Es mußte noch eine Hoffnung geben.
Aus Entsetzen wurde schnell Empörung und aus dieser Aktivität. „Er hat uns doch von Wunderwaffen erzählt — was ist mit den Wunderwaffen?"

Sie antwortete nur mit einer fragenden Bewegung.
„Zu spät, lieber Prinz, zu spät."
Und dann fuhr sie fort: „Mein Mann hat getan, was nur zu tun war. Er hat das kommen sehen. Seit Jahren hat er gewarnt. Immer und immer wieder. Als er sah, daß man nicht auf ihn hörte, bat er darum, seinen Rücktritt zu bewilligen. Man ließ ihn nicht gehen. Dann hat er wieder gewarnt. Frieden machen, wenigstens nach einer Seite. Wäre es nach ihm gegangen, hätten wir Frieden. Aber mit Ribbentrop geht das nicht.
Vor einigen Monaten, unter dem günstigen Eindruck der Ardennenoffensive, wollte mein Mann die letzte Chance wahrnehmen. Es wäre möglich gewesen, über Burckhardt in der Schweiz. Aber niemals mit Ribbentrop.
Da ging mein Mann nochmals zu Hitler. Mit dem Material, das er gegen Ribbentrop gesammelt hatte. Es wäre für Ribbentrop unbedingt vernichtend gewesen. Aber Ley hatte ihm alles im voraus verdorben. Als mein Mann zu Hitler kam, wurde er schon mit den Worten empfangen: „Von Ribbentrop lasse ich nicht, er ist ein zweiter Bismarck!"
„Und dann ging auch die Ardennenoffensive schief. Landesverräter zerstörten in ihrer Borniertheit die letzte Friedenschance. Seitdem kann mein Mann nichts mehr unternehmen. Man läßt ihn bei Hitler gar nicht mehr zu Wort kommen. Man hat Hitler gesagt, mein Mann wolle nur Außenminister werden. Was für ein Wahnsinn! Er will Frieden, nichts als das, um zu retten, was noch zu retten ist. Aber die anderen gebärden sich ja wie verrückt."
Wir sprachen dann noch über Ribbentrop, weil ich ihn persönlich in früheren Jahren gut gekannt hatte und ihn für anständig hielt. Sie meinte, er habe im Amt sehr schlechte Ratgeber. Offenbar war Goebbels' Antipathie gegen den Reichsaußenminister derart stark, daß jeglicher Einwand sinnlos erschien.
Ich nannte einige wirklich gute Männer, so zum Beispiel den Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Albert Speer. Sie reagierte nicht.
Da fragte ich sie, ob denn gar keine Möglichkeit gegeben sei,

noch einen Friedensversuch zu unternehmen. Auch ein schlechter Friede sei doch besser als die Katastrophe. Goebbels hatte mich vor längerer Zeit schon zum Herzog von Braunschweig nach Blankenburg geschickt, damit dieser englische Verbindungen mobilisiere. Ich sprach auch von einem Frieden mit Rußland. Rußland sei viel erschöpfter als die USA.
„Wir wissen keine Möglichkeiten mehr", sagte sie.
„Würde er denn noch einmal zu Hitler gehen, wenn es eine Möglichkeit gäbe?"
„Er, allein – nein!"
„Und wenn man es einrichten könnte, daß andere mit ihm gingen – ich meine solche, die bei Hitler noch im Ansehen stehen?"
„Dann ja – es kommt natürlich darauf an, wer das ist."
„Man müßte sie allein nach der Stellung aussuchen, die sie in Hitlers Augen einnehmen – nicht danach, wie man selbst über sie denkt."
Sie nickte zustimmend.
„Ich denke an Sepp Dietrich – und Ley – und Himmler."
„Sepp Dietrich ist unten in Österreich, und ich glaube nicht, daß er jetzt von der Front weggeht – außerdem ist er auch verärgert."
„Wie wäre es mit Werner Lorenz – Ley – und Himmler? Lorenz ist vielleicht zu klein dafür, aber immerhin ist er einer von der alten Garde – ich kenne ihn gut. Ich könnte ihn sicher überreden. Der macht mit. Und Lorenz weiß mit Himmler umzugehen und auch mit Ley."
„Wollen Sie wirklich mit Lorenz reden? Wissen Sie, wie gewagt das ist? Wo Sie sowieso derart gefährdet sind!"
„Halten Sie es für möglich, daß Ihr Mann mitgeht, wenn die drei anderen ihn darum bitten?"
„Das ist sicher."
„Dann mach' ich es. Dann gehe ich heute abend noch zu Lorenz. Der soll sich heute nacht schon mit Himmler und Ley verabreden. Gräßliche Kerle, die beiden, aber, was hilft es."
„Ich werde helfen, wo ich nur kann – Prinz Schaumburg – ich helfe, aber –"

In diesem Augenblick hörten wir Schritte — vom benachbarten Zimmer her, nicht von der Halle.
„Er darf nichts wissen — bis es soweit ist — wir müssen zusammenhalten, Prinz Schaumburg, verstehen Sie?"
Die Tür ging auf und Goebbels trat ein.
Sehr elegant. Tadelloser Anzug, weißseidenes Hemd, rotseidener Binder. Ganz wie im Frieden, wie zum Trotz.
Lachend sagte er: „Was sehen meine entzündeten Augen? Prinz Schaumburg im zärtlichen Tête-à-tête mit meiner Frau! Das ist ja allerhand!"
„Ich finde es eigentlich rührend", warf sie ein.
„Daß er dich besucht — das finde ich auch."
„Nein, ich meine, daß er jetzt nach Berlin kommt, obwohl man ihn so miserabel behandelt hat."
„Vielleicht hat ihn Himmler als Spitzel zu uns geschickt."
„Dummes Zeug, red nicht solchen Unsinn, Liebling!"
Da wurde er plötzlich ernst, und nun sah ich, wie sehr er gealtert war.
„Ja, Prinz Schaumburg, ich hätte von Ihnen auch nichts anderes erwartet. Aber leider habe ich in diesem Leben nicht mehr die Möglichkeit, mich bei Ihnen zu revanchieren. Leider nicht, Prinz Schaumburg."
Ich war sprachlos. Gott sei Dank sah er mir nicht ins Gesicht. Er ging im Zimmer auf und ab, wie er es zu tun gewohnt war, und sagte dann:
„Sehen Sie — daß Sie so und nicht anders gehandelt haben, ist hauptsächlich eine Folge Ihrer Herkunft und Erziehung. Das ist es ja gerade, was uns Deutschen so oft fehlt — nicht nur uns Deutschen. Ich habe häufig gefürchtet, daß unsere Revolution am Fehlen solcher Eigenschaften scheitern würde. Nun ist es so weit. Nicht die Idee ist gestrandet, sondern diejenigen haben schließlich versagt, die die Pflicht und Aufgabe hatten, sie in die Tat umzusetzen. Vielen von uns fehlte die menschliche Unabhängigkeit, jene Unbestechlichkeit im weitesten Sinne. Es ist eigenartig, daß solche Integrität, durch die einst der Adel sich auszeichnete und groß wurde, gerade in ihren Kreisen so wenig nur noch zu finden ist. Hunderte von Ihnen

waren gute Nationalsozialisten, Tausende sind hervorragende Soldaten gewesen — aber viele wurden zu Verrätern. Verrat ist geistige Korruption. Ein Adeliger kann wohl unter Einsatz seines Lebens den Staatsmann, den er für eine große Gefahr hält, ermorden — gut, fehlt er, so muß er mit der Strafe rechnen. Aber ein Adeliger kann niemals und unter gar keinen Umständen mit dem Feind der Nation und des Volkes — zumal während des Krieges — irgendwie konspirieren. Im ersten Weltkrieg war das noch anders. Den zweiten verlieren wir durch den Verrat der Intelligenz. Einer Schicht von unsoldatischen Menschen, deren geistige Potenz ausreicht, zu sabotieren, nicht aber um zu retten. Dieser Krieg war eine Sache des Glaubens, nicht des Verstandes. Nicht die Idee wird verloren sein, aber das Volk und das Reich. Und das ist sehr schlimm, denn die Idee war ja nur um des Volkes und des Reiches willen da. Die ursprüngliche Idee wurde von Intelligenzlern so lange aus der Sphäre des Glaubens herausgelöst, bis man sie verfälschen konnte — wie es die Rosenberg und Himmler und Genossen zur Genüge getan haben. Wir scheitern nicht, weil wir Nationalsozialisten waren, sondern weil unter dem Deckmantel des Nationalsozialismus viel Wesentliches geschah, was mit unserer Idee überhaupt nicht mehr zu vereinbaren war. Vielleicht wird man einmal einsehen, daß es so gewesen ist. Ich erlebe es nicht mehr, denn für uns ist es aus — wir werden niemanden mehr durch unsere Gegenwart belasten. — Wissen Sie das, Prinz Schaumburg?"
„Noch kann ich es mir nicht vorstellen, Herr Doktor."
„Doch, es ist so. Unsere Kriegspolitik war eine Politik der Halbheiten. So kann man keinen Krieg gewinnen. Vor allem nicht, wenn man den größeren Teil der Welt gegen sich hat. Und noch dazu in einer derart ungünstigen Lage. Aber jeder der ‚hohen Herren' wollte nach seiner Fasson Krieg führen. Man beschäftigte sich mit Kompetenzkämpfen, statt von vornherein alle Kräfte gegen den Feind zu konzentrieren. Je härter der Krieg wurde, um so mehr versuchte sich jeder ein Stückchen Frieden zu reservieren.
Als ich mitten im Kriege Herrn Göring in seinem Hauptquar-

tier besuchte, da erschien er beladen mit Ringen und Orden in einer Art Toga und mit roten Schuhen. Nicht einmal vor mir hat er sich geniert, so herumzulaufen — in einer Zeit, da es um Sein oder Nichtsein unseres Volkes ging. Das war doch nicht mehr unser Göring! Aber er war der Oberkommandierende der deutschen Luftstreitkräfte, er war der Ministerpräsident Preußens! — Und ich sage Ihnen, Prinz Schaumburg, kleine Görings gab es eine ganze Reihe — unter den Gouverneuren der besetzten Gebiete und auch unter den Befehlshabern der Wehrmacht, in der obersten Führung der Partei sowohl wie in der Hierarchie des Staates. Diese Leute wollten nicht verraten, aber sie wirkten wie Verräter — ich könnte Ihnen viele Namen nennen. Schließlich traute natürlich einer dem anderen nicht mehr, und die Ordnung, ohne die eine Kriegsführung undenkbar ist, zerbrach. Sicher gab es überall viele anständige, tapfere und zuverlässige Kerle, auch in der Führung, aber einige Lumpen sind viel gefährlicher, als viele Helden gut sind! Und nun sind wir hoffnungslos verloren, daran können wir nichts mehr ändern. Ich habe zu allen Zeiten ohne Rücksicht auf mich und meine Position alles versucht, dagegen anzukämpfen, mehr konnte ich wirklich nicht."

Rohrssen kam und meldete den Anflug starker feindlicher Verbände „auf die Reichshauptstadt". Sein Anklopfen hatten wir wohl lange Zeit nicht gehört. Nun vernahmen wir schon fast gleichzeitig das Heulen der Sirenen. Zum fünften Mal an diesem Tage. Das spärliche Schießen der kaum noch in Funktion tretenden Flak setzte ein, als geschehe es nur noch, um die Bevölkerung zu beruhigen.

Goebbels war ans Fenster getreten und sah durch eine Lücke zwischen den Pappscheiben hindurch in die blitzende Nacht. Er schien uns nicht hören zu wollen. Ich sagte, Rohrssen habe einen wahrscheinlich schweren Angriff gemeldet, und es sei ratsam, in den Bunker zu gehen.

„Prinz Schaumburg, bitte gehen Sie hinunter und nehmen Sie meine Frau mit — ich komme später nach."

„Herr Doktor, es geht nicht, daß Sie hierbleiben — in wenigen Minuten mag hier oben bereits alles durcheinanderfliegen."

Tatsächlich krachte es — wie zur Bekräftigung meiner Warnung — bereits in bedenklicher Nähe sehr erheblich. Frau Goebbels wie ich baten ihn nochmals dringend, mitzugehen. Er reagierte nicht. So gingen wir denn allein, und sie sagte zu mir: „Seine Situation ist nicht auszudenken." Sie dachte nur an seine Situation, nicht an die ihre.
Wir hatten schon einige Zeit unten in seinem kleinen Bunker gesessen, als er mit Rohrssen kam und wortlos an uns vorbei zur Arbeit ging. Er pflegte während der Zeit im Bunker Akten zu studieren oder zu schreiben. Sein winziges Arbeitszimmer stieß an den einzigen größeren Raum des Bunkers, in dem sich die vielen Menschen drängelten, denen er in seinem Hause Unterkunft gewährte.
Sobald die Entwarnung da war, eilte Goebbels nach oben. Ich benutzte die Gelegenheit, von der Bunkerzentrale aus direkt die Wohnung des SS-Obergruppenführers Lorenz anzurufen. Der wohnte weit draußen in Dahlem, ganz nahe der Ruine meines Hauses. Er war gleich am Apparat. Er wunderte sich zu hören, daß ich in Berlin sei. Kurze Zeit später war sein Wagen da, mich abzuholen. Ich mochte aus bestimmten Gründen jetzt keinen Goebbelsschen Wagen benutzen.
Während ich nach Dahlem unterwegs war, setzte bereits der nächste Luftangriff ein. Es wurde nicht viel daraus, und wir kümmerten uns gar nicht darum.
Lorenz, der alte Kavallerieoffizier, war unerschütterlich. Ich berichtete ihm kurz und bündig, um was es ging. Er war zunächst sehr erstaunt. Kein Wunder! Ich sagte, daß wir zwar den sofortigen Frieden wollten — nicht aber hinter dem Rücken Hitlers, sondern gerade durch Hitler selbst. „Das kann aber sehr leicht ins Auge gehen, mein Lieber!" meinte Lorenz.
Bei ihm war noch ein anderer hoher SS-Führer, der zunächst Lorenz energisch warnte und auf die möglichen Folgen hinwies, die für uns alle sehr gefährlich werden könnten. Einige Augenblicke lang war die Situation gespannt. Nach einigem Hin und Her entschloß sich Lorenz, mitzumachen. Er versprach, sofort mit Ley zu sprechen und sich dann auch umgehend mit dem Hauptquartier des Reichsführers SS in Ver-

bindung zu setzen. Alles in allem sollte beides in den frühen Morgenstunden perfekt sein. „Die werde ich schon kriegen", sagte der gute Lorenz, jetzt ganz begeistert von meinem Plan. Ich verabschiedete mich in der Überzeugung, etwas sehr Wesentliches in Gang gesetzt zu haben, obwohl ich nur eine einzige Zuständigkeit nachzuweisen in der Lage war: die deutsche Staatsbürgerschaft. Das As in meiner Rechnung aber war Goebbels, und der ahnte nichts von dem Ganzen.

Ich fuhr in die Hermann-Göring-Straße zurück. Dort wartete Rohrssen auf mich. Nur ihn hatte ich vorsichtshalber informiert. „Durchlaucht, der Herr Minister erwartet Durchlaucht oben in seinem Arbeitszimmer — die gnädige Frau ist auch dabei."

Wenige Minuten später stand ich in dem mir so gut bekannten, großen Zimmer, wo ich oft Vortrag gehalten hatte im Laufe der Jahre. Wieder — wie bei unserer letzten großen Aussprache im Februar — saß Goebbels vor dem brennenden Kamin. Seine Frau kam mir zur Tür entgegen. Der diensttuende Adjutant und der Pressereferent waren zugegen.

Als ich hereinkam, trat Frau Goebbels ganz dicht an mich heran und sagte leise: „Na?"

Ich antwortete nur: „In Ordnung!"

Goebbels merkte nichts.

Er forderte mich sehr höflich auf, neben ihm Platz zu nehmen, seine Frau verabschiedete sich.

Wieder sprachen wir zunächst über die Zeiten der Monarchie und die Abdankung meines Bruders. Daß er nun schon wieder darauf zurückkam, war doch sonderbar.

„Können Sie sich noch erinnern, Prinz Schaumburg, wie sich die verschiedenen Anhänger Ihres Hauses 1918 dem Fürsten gegenüber benahmen?"

Ich vermochte ihm nicht viel dazu zu sagen. Das war etwas peinlich. Immerhin war ich damals erst zwölf Jahre alt gewesen.

„Wenn wir abgetreten sind, dann sollen Sie mal sehen, wie gerade diejenigen uns verleumden werden, denen wir am meisten — im Materiellen — geholfen haben! Mit wenigen

Ausnahmen." Seine Gedanken bewegten sich dann offenbar nur in der Zukunft. „Mindestens fünf Jahre hindurch wird die Feindpropaganda sich in Deutschland austoben und alles zu vernichten suchen, was im Guten an uns und unser Werk und an unsere Idee erinnern könnte. Es ist selbstverständlich, daß die das tun — aber höchst bedauerlich wird sein, wie manche Deutsche ihnen dabei helfen. Sie werden das alles erleben, Prinz Schaumburg, und Sie werden vielleicht hin und wieder an das denken, was ich Ihnen gesagt habe. Auf die Dauer aber wird die Wahrheit stärker sein und unserem Volk helfen. Es wird eine schwere Zeit." — Nach einer Pause fügte er hinzu: „Aber es ist ja gar nicht wichtig, was man über uns sagen wird — wichtig ist, was man über Deutschland sagt und über unsere Idee." Das war einer der letzten Sätze, die ich von Goebbels hörte.
Sein „Auf Wiedersehen, Prinz Schaumburg — grüßen Sie Ihre Frau und Ihre Kinder" — und seine ohne ein weiteres Wort zum letzten Gruß erhobene schmale rechte Hand werden mir zeitlebens in Erinnerung bleiben.
Vor meiner von ihm befohlenen Abfahrt am folgenden Tage, dem 6. April 1945, erfuhr ich noch durch Rohrssen, daß Ley unangesagt bei Goebbels erschienen und dann anschließend mit ihm und Himmler bei Hitler gewesen sei. Goebbels hat also auch diesen letzten Versuch noch unternommen.
Rückblickend fällt mir gerade in bezug auf meine letzten Begegnungen mit ihm manches auf, was ich damals kaum oder gar nicht beachtete. So zum Beispiel die eigentlich seltsame Tatsache, daß bei unseren letzten Gesprächen so gut wie gar nicht von Hitler die Rede war. War es vielleicht Fairneß, Kameradschaft, Solidarität — diesen Namen, der zum Symbol geworden war, zu verschweigen — ? Sollte Goebbels, ausgerechnet er, nun in letzter Minute mit der Kritik einsetzen? Wenn Goebbels kritisiert hätte, wäre diese Kritik erbarmungslos geworden — das ist sicher. Das hätte aber gar nicht in seine sonstige Linie gepaßt. Wer zu dem steht, was er tat, der kann in einer solchen Situation, wenn nichts mehr zu retten ist, sich wohl nur noch schweigend in Bescheidenheit

dem Schicksal beugen. — Ich nehme sicher an, daß Goebbels so dachte und sich darum so verhielt. Er verschmähte den Versuch sich zu rechtfertigen, indem er seinen einzigen Vorgesetzten belastete. Er schwieg — und kurze Zeit später ging Dr. Joseph Goebbels mit seiner Frau und seinen sechs Kindern in den Tod.
Jahre zuvor hatte er mir einmal gesagt: „Wenn alles schiefgeht, so muß ich mich umbringen, denn die Feinde haben Mittel, unter deren Wirkung ich, ohne es zu wissen, Dinge sagen würde, die um Deutschlands willen niemals gesagt werden dürfen."
Er hatte viel erreicht in einem kurzen Leben. Das Geheimnis seiner Erfolge war das gleiche wie dasjenige Maximilien Robespierres, von dem Mirabeau einst im Palais Royal sagte: „Dieser Robespierre wird viel erreichen — denn er glaubt, was er sagt!"

INHALT

Namenregister

